



Aenne Gottschalk, Susanne Kersten,
Felix Krämer (Hg.)

Doing Space while Doing Gender

Vernetzungen von Raum und Geschlecht
in Forschung und Politik



[transcript] ■ ■ ■ Dynamiken von Raum und Geschlecht



Aenne Gottschalk, Susanne Kersten, Felix Krämer (Hg.)
Doing Space while Doing Gender –
Vernetzungen von Raum und Geschlecht in Forschung und Politik

Editorial

Die Buchreihe **Dynamiken von Raum und Geschlecht** dokumentiert die Ergebnisse des gleichnamigen DFG-Graduiertenkollegs 1599 der Universitäten Göttingen und Kassel, das die Wechselwirkungen von Raum und Geschlecht aus interdisziplinärer Perspektive analysiert und neue Perspektiven für Analysen global-lokaler Zusammenhänge entwickelt.

Die zentrale Herausforderung der in dieser Reihe publizierten Forschung ist es, die Konfigurationen von Raum und Geschlecht in ihrer kulturellen Dynamik und Variabilität wahrzunehmen, sie theoretisch-terminologisch zu modellieren sowie historisch zu kontextualisieren. Beteiligt sind die Disziplinen Geschichts- und Literaturwissenschaften, Soziologie, Ethnologie, Ethik der Medizin, Theologie, Arabistik/Islamwissenschaft und Kulturanthropologie.

Die Reihe wird herausgegeben von Rebekka Habermas und Nikola Roßbach.

AENNE GOTTSCHALK, SUSANNE KERSTEN, FELIX KRÄMER (HG.)

**Doing Space while Doing Gender –
Vernetzungen von Raum und Geschlecht
in Forschung und Politik**

[transcript]

Gefördert durch die Deutsche Forschungsgemeinschaft.

Die Open Access-Publikation wurde ermöglicht durch das Thüringer Ministerium für Wirtschaft, Wissenschaft und Digitale Gesellschaft.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.



Dieses Werk ist lizenziert unter der Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivs 4.0 Lizenz (BY-NC-ND). Diese Lizenz erlaubt die private Nutzung, gestattet aber keine Bearbeitung und keine kommerzielle Nutzung. Weitere Informationen finden Sie unter

<https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/4.0/deed.de>

Um Genehmigungen für Adaptionen, Übersetzungen, Derivate oder Wiederverwendung zu kommerziellen Zwecken einzuholen, wenden Sie sich bitte an rights@transcript-verlag.de

Die Bedingungen der Creative-Commons-Lizenz gelten nur für Originalmaterial. Die Wiederverwendung von Material aus anderen Quellen (gekennzeichnet mit Quellenangabe) wie z.B. Schaubilder, Abbildungen, Fotos und Textauszüge erfordert ggf. weitere Nutzungsgenehmigungen durch den jeweiligen Rechteinhaber.

© 2018 transcript Verlag, Bielefeld

Umschlaggestaltung: Maria Arndt, Bielefeld, nach einer Idee von Susanne Kersten

Umschlagabbildung: Margot Krämer

Lektorat: Aenne Gottschalk, Susanne Kersten, Felix Krämer

Druck: Majuskel Medienproduktion GmbH, Wetzlar

Print-ISBN 978-3-8376-3536-2

PDF-ISBN 978-3-8394-3536-6

<https://doi.org/10.14361/9783839435366>

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier mit chlorfrei gebleichtem Zellstoff.

Besuchen Sie uns im Internet: <https://www.transcript-verlag.de>

Bitte fordern Sie unser Gesamtverzeichnis und andere Broschüren an unter: info@transcript-verlag.de

Inhalt

Doing Space while Doing Gender: Eine Einleitung

Aenne Gottschalk, Susanne Kersten & Felix Krämer | 7

[EINLEITUNG]

I Fluchtlinien von Raum und Geschlecht

Exposure

Christine Hentschel & Susanne Krasmann | 43

[EXPOSURE]

Historisierung

Marian Füssel | 51

[HISTORISIERUNG]

Körper

Imke Schmincke | 63

[KÖRPER]

Materialität

Heiko Stoff | 77

[MATERIALITÄT]

Medialität

Maria Fritsche | 93

[MEDIALITÄT]

Transsektionalität

Björn Klein & Felix Krämer | 105

[TRANSSEKTIONALITÄT]

Visualisierung

Silke Förschler | 117

[VISUALISIERUNG]

II Studien zu Raum und Geschlecht

Der „imperfekte“ Körper auf dem Heiratsmarkt – ein Beitrag zu Disability in Heiratsannoncen des Kaiserreichs

Tamara Frey [HEIRATSMARKT] | 127

„Things are not what they seem“: Female Impersonation in New York um 1900

Björn Klein [IMPERSONATION] | 147

„Soy madre, de todos los niños del mundo“ – Mutterschaft und Kinderlosigkeit in Gloria Fuertes' Poesie und Rezeption

Gabriele Hassler [MUTTERSCHAFT] | 179

Team Maleficent – Das Monströse Weibliche und/als das Monströse Queere bei Disney

Beatrice Frasl [MONSTER] | 201

„Tahrirplatz in Köln“? – Sexualisierte Gewalt im öffentlichen Raum zwischen Aneignung und Zuschreibung

Marei Schmoliner [TAHRIRPLATZ] | 223

Vergeschlechtlichung und Rationalisierung in Verwaltungspraktiken des öffentlichen Nahverkehrs

Joana Coppi [VERGESCHLECHTLICHUNG] | 257

III Diskussion

Macht, Raum, Geschlecht? Perspektiven auf gegenwärtige Politiken

Mit Mechthild Bereswill, Ines Kappert und Simona Pagano.

Moderiert von Mart Busche und Felix Krämer [DISKUSSION] | 287

Dank | 317

Doing Space while Doing Gender: Eine Einleitung

Anne Gottschalk, Susanne Kersten, Felix Krämer

„Today you’re under arrest!“ ist das erste, was die junge Geflüchtete aus der Nähe von Mogadischu hört, nachdem sie die Grenze nach Deutschland überquert hat. Eine lange Reise hatte sie aus Somalia über Kenia und Italien dorthin geführt. Bis zu diesem Punkt konnte sie sich auf ihre erwachsene Begleitung verlassen, ohne selbst zu sprechen, die Pässe im Gepäck. Nun landet sie als Mädchen in einer Jugendhilfeeinrichtung, betreut von Sozialpädagog_innen, wohnt mit anderen in einer Gemeinschaft, geht zur Schule. Naheliegender Gedanke: Sie hat es geschafft – angekommen in Sicherheit! Doch beschäftigen sie große Sorgen, denn Nachrichten haben sie erreicht, dass ihr Weggang ihre Mutter in Gefahr gebracht habe. Wenige Wochen später ist das Mädchen spurlos verschwunden.

Ausschnitte einer Biographie, festgehalten nachdem sich ihr Weg an einem Ort mit dem einer Sozialwissenschaftlerin kreuzte (Kersten 2016). Schlaglichter einer Lebensrealität, in welcher Raum wie Geschlecht als wirkmächtige Dimensionen aufscheinen. Wechselwirkungen zwischen ihnen – immer in Bewegung – lassen Beziehungen entstehen, produzieren soziale und politische Zusammenhänge, konstituieren Macht und schaffen Differenzverhältnisse. Solche Differenzen sind jedoch vorläufig, immer im Werden und wirken gerade hierdurch äußerst materiell. Dabei steht nichts für sich, keine Identität verweist nur auf sich selbst. Jegliche Eigenschaft, jeglicher Ort, jeder Körper steht in Verbindung zu anderen und wird erst in diesem Gefüge von Relationen zu sich selbst. Unsere Untersuchungen des

Wechselverhältnisses von Raum und Geschlecht, das die Texte dieses Bandes samt ihrer einleitenden Überlegungen abbildet, basieren dementsprechend auf zwei zentralen Grundannahmen: Erstens sind sowohl Raum als auch Geschlecht Resultate von Konstruktionsprozessen, die nicht als gegeben vorausgesetzt werden können. Zweitens sind beide relationale Kategorien, die performativ aufeinander bezogen sind. In der Dynamik von Raum und Geschlecht machen wir ein maßgeblich strukturierendes Moment aus, in dessen Spannungsfeld sich soziale Wirklichkeit repräsentiert. Das bedeutet, Räume können Geschlechterkonstruktionen schaffen und verändern, und umgekehrt. Raum-Geschlechterverhältnisse sind demnach nicht statisch oder genuin, sie aktualisieren und verfestigen sich fortlaufend, sind sowohl Produkt dieses Prozesses als auch entscheidend an der Produktion dessen beteiligt, was wir als Realität wahrnehmen. In diesem Sinne interessiert uns die Verräumlichung von Geschlecht und die Vergeschlechtlichung von Raum. Wir wollen diesen Zusammenhang als Vernetzung von *Raumkörperpraktiken* fassen. Mit Raumkörperpraktiken heben wir Konstitutions- und Konstruktionsprozesse hervor und verstehen Körper als eine reziproke Schnittstelle innerhalb der Dynamik des *Doing Space while Doing Gender*. Mit Raumkörperpraktiken können wir so die Produktion des Sozialen als Subjektivierung, Materialisierung, Verortung und Verkörperung sozialer Wirklichkeit erfassen.

In gegenwärtigen Raumarrangements ist die moderne Zweigeschlechterordnung eines der wirkmächtigsten Dispositive (vgl. zum Dispositiv-Begriff Foucault 1978: 119f.), tief eingeschrieben in soziale Ordnungen und gesellschaftliche Strukturen. Im Gender-Dispositiv repräsentieren und aktualisieren sich Weiblichkeit und Männlichkeit fortlaufend. Eine junge Frau wird zum Mädchen – oder umgekehrt. Die Geflüchtete wird zur Fremden, zum hilfsbedürftigen Mädchen oder zur Verschwundenen in einem bestimmten Raumarrangement, das sich historisch bildet, geografisch abgegrenzt und in konkreten Raumpraktiken reproduziert wird. Die Zweigeschlechterordnung hat sich zeiträumlich ausgebildet, ist als Dispositiv historisch und räumlich jedoch nicht exakt abgegrenzt, wie zentrale Arbeiten der Geschlechtergeschichte längst gezeigt haben (Hausen 1976; Scott 1988; vgl. Opitz-Belakhal 2010). Und Geschlechterarrangements sind verschränkt mit einem Dispositiv um *race*, sowie mit Klassendifferenzen und vielschichtigen und vielfältigen Grenzl意思ien der Zugehörigkeit, die Räume durch Körper stratifizieren

(Netzwerk Körper 2012). Entsprechend lässt sich die Zweigeschlechterordnung auch nur in ihren Interdependenzen mit anderen sozialen Differenzlinien im jeweiligen Kontext begreifen – im Sinne einer intersektionalen Perspektive, worin unterschiedliche Achsen identitärer Zuschreibung und Marginalisierung sich kreuzen (Crenshaw 1989).

Wie in unserer Podiumsdiskussion am Ende dieses Bandes für gegenwärtige Debatten eingehender ausgeführt wird, sehen wir in einem solchen Gender-Dispositiv sowohl ein Forschungsprogramm als auch den Ort politischer Auseinandersetzung. [DISKUSSION]¹ Es ist ein zeiträumliches Gebilde, in dem sich bestimmte Raumkörperkonfigurationen moderner Gesellschaften beschreiben lassen, die im Dispositiv Wirkmacht entfalten. Die Untersuchung dieses spezifischen Dispositivkomplexes um Geschlecht ist ein Desiderat aus der Perspektive der Raumanalytik, kann aber auf umfassende Überlegungen zur Dispositivanalyse und verschiedene Konzeptionen des Foucaultschen Dispositivbegriffs zurückgreifen (u.a. Bührmann/Schneider 2008; van Dyk 2013). Die Wahrnehmung der dispositivischen Verfasstheit von Geschlecht öffnet den Blick in die Vermachtung derjenigen sozialen, topografischen oder medialen Räume, in denen es entstand und immer wieder entsteht. Demzufolge sind die Raumkörperpraktiken, um welche die Beiträge dieses Bandes kreisen, Teil des Forschungsprogramms innerhalb der Analyse eines Gender-Dispositivs, das als Komplex gleichzeitig überschritten werden soll, um auch transgressive Bewegungen und Körperbildungen mit zu erfassen. Um diese Überschreitungen zu greifen, diskutieren wir im zweiten Teil dieser Einleitung den Begriff der Transsektionalität als Erweiterung des Intersektionalitätskonzepts. [TRANSEKTIONALITÄT]

Mit unterschiedlicher Gewichtung ließen sich aus intersektionaler bzw. transsektionaler Perspektive an die Geschichte der verschwundenen Geflüchteten vom Beginn dieser Einleitung Fragen stellen wie: Welche Strukturen wirkten auf die Entscheidung, ihren Herkunftsort zu verlassen? Setzten patriarchale Verhältnisse ihre Reise in Bewegung oder verdichteten sich Räume und Raumkörperpraktiken in dem Moment neu, als die junge Frau

1 Die Texte dieses Bandes sind miteinander verbunden. Die [VERLINKUNGEN] sind durch eckige Klammern gekennzeichnet. In der PDF-Version, die über die transcript-Verlagsseite kostenlos zur Verfügung steht, ist die Hyperverlinkung auch technisch nutzbar.

aufgegriffen, als sie verhaftet, als minderjähriges Mädchen erfasst und in einer spezifischen Hilfestruktur untergebracht wurde? Welche Macht wirkt in Raumkörperpraktiken dieser Art auf Geflüchtete, mit welchen Normen werden ihre Geschichten und ihre Identitäten verschränkt? Wohin führt ihr Verschwinden?

Ohne weitere Forschung lässt sich wohl kaum feststellen, wo Vernetzungen zu dicht oder nicht dicht genug waren, wo sich zwischen Willkommenskultur und Umverteilungsschlüsseln mittlerweile machtvolle Diskurse ausgebreitet haben, die xenophobe Figuren medial befeuern. [DISKUSSION] Lassen Grenzziehungen und Verschiebungen in ferne Lager das Verschwinden jenes Mädchens aus der Hilfseinrichtung zur systematischen Regulierung einer unhinterfragten Normalität werden? Andererseits navigieren doch Menschen – so gefährdet ihr Leben dabei ist – durch diese politische Topografie aus Diskursen und Praktiken, müssen sich (auch) in ihrer Geschlechtlichkeit immer wieder markieren lassen und handeln gleichzeitig immerfort. Inwiefern bringen sich Menschen in der Raumkörperbewegung selbst mit hervor? Wo ließe sich Widerstand gegen Festsetzungen, Zuweisungen oder Abweisungen organisieren? Um zu zeigen aus welchen Richtungen wir solche Fragen nach Räumen, Körpern und Macht stellen können, wollen wir nun zunächst unsere Perspektive verorten.

ERSTE VERORTUNG

Neben den Diskussionen auf einer Tagung zu Raum und Geschlecht, die 2016 in Göttingen unter dem Titel *Interdisciplinary Matters* stattfand, nimmt dieser Band den jüngsten Forschungsstand zum Zusammenhang von Raum und Geschlecht zum Ausgangspunkt.² Diesen Forschungsstand bilden die beiden in der Reihe bereits erschienenen Sammelbände aus der Arbeit des Graduiertenkollegs *Dynamiken von Raum und Geschlecht* ab. So erarbeitet

2 Vgl. Hettling, Gianna/Trostmann, Julian: *Interdisciplinary Matters: Doing Space while Doing Gender*. Neue Perspektiven auf Materialität, Medialität und Temporalität. Abschluss Symposium des DFG-Graduiertenkollegs 1599 am 28. und 29. Juli 2016 an der Georg-August-Universität Göttingen, *GENDER*, 1-2017, S. 154-159.

der Eröffnungsband der Reihe die Programmatik und zeigt an ersten Forschungsergebnissen die theoretischen und methodischen Eckpfeiler des Feldes auf (Förschler/Habermas/Roßbach 2014). Der zweite Band vertieft und verzweigt die aufgeworfenen Fragen (Lehmann/Müller-Wienbergen/Thiel 2015). Auf seinem Einband ist die Fotografie eines umstrickten Baumes abgebildet. Das Bild einer politischen Protestaktion im öffentlichen Raum ist eine Darstellung, die sich möglicherweise mit weiteren Fluchtlinien verknüpfen lässt. Gilles Deleuze und Félix Guattari, auf die wir uns an dieser Stelle beziehen, verstehen Fluchtlinien jedoch als Teil einer rhizomatischen Struktur untergründiger Verbindungen (Deleuze/Guattari 1992: 19). Ein Rhizom ist eine Art vernetztes Wurzelwerk unter der Oberfläche, das weder zu einem Baumstamm aufwachsen wollte, noch sich ohne Weiteres umstricken oder fotografieren ließe. Vielmehr beinhalten die Fluchtlinien des Rhizoms auch viele noch unbeschriebene Möglichkeiten. Die Raumidee einer so noch nicht ausdefinierten, un abgeschlossenen und dynamischen Vernetzung unter der Oberfläche wollen wir aufgreifen und weitere Dimensionen und Wege darin erforschen. So werden die Texte dieses Bandes, von der Einleitung über unsere Fluchtlinientexte und die empirischen Studien bis in die Podiumsdiskussion, ein rhizomatisches Netz entfalten, an das weitere Arbeiten oder kulturelle Interventionen anschließen können.

Doch in welcher wissenschaftsgeschichtlichen Genealogie verorten wir diese Forschungsbewegung? In der geschichts- und literaturwissenschaftlichen Diskussion war zunächst eine Hinwendung zur Topografie ein Ausgangspunkt des sogenannten *spatial turns*, wie Stephan Günzel in der Herleitung eine Hinwendung zur Topologie erklärt (Günzel 2017: 107ff. vgl. Schlögel 2002; Böhme 2005). Im Zuge der Raumanalytik entstanden in den vergangenen Jahren eine Vielzahl an Forschungsarbeiten, wobei die Immanenz von Geschlechterverhältnissen in Raumkonfigurationen nicht durchgehend mitanalysiert wurde – im Gegenteil. Vereinzelt griffen Arbeiten aus dem Bereich der Sozialwissenschaften *gender* als eine Untersuchungskategorie in Raumbildungen mit auf (Löw 1993; Ruhne 2011). Die Wahrnehmung der mehrfach verdeckten und bis in die kleinsten Winkel eingeschriebenen Machtwirkungen von Geschlecht auf Raumproduktion machte das Forschungsfeld zwar für tiefergehende, interdisziplinäre Analysen zugänglich, brachte aber keineswegs eine Synthese zweier Kritikstränge hervor. Dennoch waren verschiedene Arbeiten der feministischen Theorie und Re-

flexion immer auch Einarbeitungen von Positionierungen, von Raumkörperverhältnissen und Analysen der Stratifizierung von Räumen (bspw. Gil-demeister/Wetterer 1992). Umso bemerkenswerter ist es, dass sich die Hinwendung des kulturwissenschaftlichen Blicks zum Raum zunächst weitgehend ohne geschlechterkritische Ambition gestaltete, obwohl der *spatial turn* als verdichtete Forschungsentwicklung jünger ist als die Geschlechterforschung in all ihren Facetten seit die interdisziplinäre Frauenforschung der 1960er und 1970er Jahre begonnen hatte, Geschlechterkritik wissenschaftlich zu systematisieren. Daher erstaunt die spärliche Rezeption von Geschlecht als Untersuchungskategorie innerhalb der Raumwende an der Stelle in besonderem Maße.

Auf der anderen Seite problematisierte Gudrun-Axeli Knapp noch 2010 den Mangel an systematisierter Raumanalytik innerhalb der Geschlechterforschung als längst allerorten von Raum die Rede war (etwa Dünne/Günzel 2006). So stellt sie fest: „Ein *spatial turn* [...] würde die feministische Intersektionalitätsdiskussion bereichern“ (Knapp 2010: 261). Dies gelte auch bezüglich komparativer wie konnektiver Fragen nach Kontextbezogenheit von Wissensproduktion, was für die feministische Forschung ein zentrales Thema sei. Knapp ergänzt, es gehe um die Wahrnehmung des Problems, in welcher Weise „soziohistorische Resonanzräume“ in theoretische Konzepte hineinspielten, was eine verstärkte Aufmerksamkeit für die geschichtsräumlichen Implikationen von Theoriebildung in spezifischer Weise für die intersektionelle Makroperspektive bedeuten würde.

Der Zusammenhang von Historizität und Makroperspektive lenkt unweigerlich den Blick auf den Ort, wo in den virtuellen Bücherregalen Michel Foucaults Texte abgelegt sind. Wie sich gesellschaftliche Ordnung historisch verräumlicht und verkörpert wird, sind Grundfragen in der Arbeit Foucaults. Als Edward Soja in *Postmodern Geographies* (1989) eine *spatial turn* proklamierte, galt ihm Foucault als Referenz. Neben den Texten Henri Lefebvres galt Soja insbesondere Foucaults Vortragsskript *Von anderen Räumen* (1967) als Signifikant einer breiter angelegten Raumwende in den Sozial- und Kulturwissenschaften. Foucault beschreibt darin das Zusammenwirken von Raum und Zeit als eine „fatale Kreuzung“, was uns im Hinblick auf die historische Dimension vieler Beiträge dieses Bandes besonders wichtig erscheint. (Foucault 2006: 317). [HISTORISIERUNG] Im Zusammenspiel von Raum und Zeit entsteht eine Aktualität, die verschleiert, dass es sich dabei schon um eine Repräsentation von Raum handelt, in die Denkmodelle

und Annahmen eingelagert sind. Die Historizität geht in der jeweiligen Gegenwart auf und führt zu der besagten Aufhebung oder Verschleierung der Zeit. Die Zeit kann dabei jedoch als Kalibrierungsmoment begriffen werden, aus welchem heraus sich sowohl unterschiedliche Raumdimensionen als auch Figurationen in diesen Dimensionen ergeben. Mit Foucault war innerhalb der Räume, die er als Gegenräume, als buchstäblich *andere Räume* konzipierte, auch schon der Körper im Spiel. Geschlecht als durchgreifende Analysekategorie scheint aber in Foucaults Körperarrangements – gerade was den historiografischen Blick betrifft – nicht systematisch angelegt (Epple 2004). Jedoch birgt bereits die Debatte der 1990er Jahre um die Materialisierung von Geschlechterdifferenz und namentlich in Judith Butlers Dekonstruktion mit einem hierfür geschärften Verständnis von Performativität das Potential zur Analyse von Raumkörperpraktiken (Butler 1993; Stoff 1999).

In diesem Sinne ist für die Konzeption eines historischen Gender-Dispositivs anzufügen, dass sich innerhalb der „fatalen Kreuzung“ von Raum und Zeit Kategorisierungen von männlich und weiblich als bis tief in die Organe oder Zellen gravierte Konzeptionen des Körpers finden. All dies ist eng verflochten mit der Historizität der öffentlichen Sphäre, mit der historischen Konzeption des Privaten, mit Handlungsoptionen und Handlungsweisen, mit Erfahrungen und Diskursen, kurz: dem Politischen (Duden 1987; Honegger 1991; Lorenz 2000; Habermas 2000; Netzwerk Körper 2012). Zwar spielen Geschlechtskörper, sowie in ihnen und durch sie produzierte Praktiken auch in vormodernen oder nicht im engeren Sinne westlich-modernen Räumen eine bedeutsame Rolle, wie Mediävistinnen und postkoloniale Kritiker_innen der eurozentrischen Geschlechterdifferenzpolitik herausgestellt haben (Spivak 2014; Baumgärtner/Panse 2016). In Korrespondenz damit muss die historische Spezifik moderner Geschlechterordnungen aber gerade deshalb Untersuchungsgegenstand von Raumanalysen werden (Trepp 1996; Opitz-Belakhal 2010; Schuster 2010; Rau 2017: 146).

Jenseits aller Unterschiede haben die Auseinandersetzungen um Raum und Geschlecht in den Kultur- und Geisteswissenschaften gemein, dass sie durch die Hinwendung zum Sozialen tiefgreifende Neuorientierungen erfahren. Mit den neuen Forschungsansätzen rückten gesellschaftliche Konstellationen und Fragestellungen ins Blickfeld, die eng verzahnt sind mit gesellschaftlichen Debatten um soziale Ungleichheit und letztlich (auch) um Materialität, was die Rede von einem *material turn* forciert. [MATERIALITÄT]

Eine damit in engem Zusammenhang stehende Frage, der wir im Verlaufe dieses Buches immer wieder begegnen, ist die nach Dynamik: Werden soziale Räume erst durch Körper in Bewegung und sozialen oder medialen Bewegungen in den Geschlechterverhältnissen erschaffen? [MEDIALITÄT] Bilden der topologische Raum und der menschliche Körper, also Stofflichkeit oder technische Strukturen und Körperlichkeit, eine Grundlage unserer sozialen Situiertheit? [VERGESCHLECHTLICHUNG] Zur Untersuchung dieser Fragen entfalten wir im Begriff der Raumkörperpraktiken vor allem einen praxeologischen Begriff, der an Subjektbildungen anschließt sowie in Dispositivanalysen Anwendung findet (Reckwitz 2008; Haasis/Rieske 2015). [KÖRPER] Mit Blick auf Praktiken verbindet sich Geschlecht als Wissenskategorie mit topologischer Analytik, wodurch die mehrdimensionale Dynamik von Raum und Geschlecht erkennbar wird (Latour 2010).

Um uns solchen Fragen systematisch zu nähern, wollen wir zunächst die Intersektionalität von Geschlecht in ihrer Historizität genauer umreißen – theoretisch und an ausgewählten Beispielen. Auf diesem Wege möchten wir ausloten, wie und wo Geschlecht als Analysekatgorie in raumtheoretische Konzepte gerät. Dann werden wir noch einmal zu anderen Räumen zurückkehren und von dort aus verschiedene Horizonte betrachten, die sich womöglich über gekerbten und glatten Räumen aufspannen (Deleuze/Guattari 1992). Am Ende wird die Fokussierung von Geschlecht als Körperpraxis stehen, woran wir versuchen, eine transsektionale Forschungsperspektive in Anlehnung an den Begriff der Intersektionalität weiter aufzufächern.

INTERSEKTIONALE ORTUNGEN

Als Thomas Laqueur zu Beginn der 1990er Jahre unter einer bestimmten Perspektive auf Körperdiskurse und Sexualität behauptete, dass es vor dem 18. Jahrhundert kein Zweigeschlechtermodell gegeben habe, regte sich vielerorts Widerspruch (Laqueur 1990; vgl. hierzu Flüchter 2015: 85f.). Verschiedene Einsprüche haben seither gezeigt, dass eine solche historische Setzung nicht in jedem Winkel des Sozialen Bestand haben kann (Bock/Zimmermann 1997; Bennett 2007). Neben einer kontroversen Diskussion galt vielen Arbeiten die These vom Eingeschlechtermodell aber auch als Anregung, in Forschungen das Für und Wider dieser Idee zu prüfen. [HISTORISIERUNG] Dementsprechend ist für den Fokus auf Geschlechtskörper und

Räume weniger der empirische Befund von Laqueurs holzschnittartiger These, als vielmehr seine kritische Pointe mit Blick auf die gegenwärtige Epoche und ihre Spezifika spannend. Denn gerade die moderne Geschlechterdifferenz, auf deren raumgreifende Wirkmacht sich die Beiträge dieses Bandes konzentrieren, besitzt an sich eine partikulare zeit-räumliche Historizität in Bezug auf Sexualitäts- und Geschlechtergeschichte, was wir mit dem Begriff des Gender-Dispositivs zu fassen versuchen.

In gravierendem Maße – und da drängt zu *gender* eine weitere Differenzkategorie ins intersektionale Feld – ist der moderne Rassismus in seiner Genealogie eng verwoben mit modernen Geschlechterordnungen. Das weist über den sogenannten Westen hinaus und ist gleichzeitig ökonomisch wie rechtshistorisch untrennbar mit seinen Freiheitskonzepten verwoben (Patterson 2008). Sedimentiert in unzähligen Praktiken, täglich angewandten Konzepten und immer wieder iterierten Diskursen sind Eurozentrismus und rassistische Grenzziehungen eingelassen in Räume und Körper, was nicht zuletzt postkoloniale Kritiken seit den 1990er Jahren an vielen Stellen, eben auch unter starkem Bezug auf Räume, Topografien und Topologien und die darin ermöglichten und verneinten Körper, herausgearbeitet haben (Bhabha 1994; Castro Varela/Dhawan 2015).³

Wenn Stephan Günzel nun auf die Raumvergessenheit in der Historiografie hinweist, die durch die Raumwende gekontert wurde, scheint dies immanent mit der Verdrängung kolonialistischer Phantasie und Praxis im eurozentrischen Geschichtsbewusstsein verknüpft (Günzel 2017: 110). An dieser Stelle bleiben Kritiken bedeutsam, die bis in die verwendeten theoretischen Bezüge reichen. So hat Ann Laura Stoler Foucaults sexualitätshistorischen Arbeiten auf ihre eurozentrischen Setzungen abgeklopft (Stoler 1995). Das Hinterfragen der richtungsweisenden Theoreme ist entscheidend, wenn wir Untersuchungen von Raumkörperpraktiken als konstitutiv und konstruktiv im Politischen begreifen wollen. Das scheint uns hier deshalb betonenswert, weil, obwohl in diesem Buch postkoloniale Raumarrangements und Zusammenhänge nicht im Zentrum stehen, auch für Raumanalysen gilt, dass sie immer in der ein oder anderen Weise in Bezug zum eurozentrischen Projekt

3 An der Stelle schließen Perspektiven an, die zeigen, wie *whiteness* tief in diejenigen soziale Muster eingeschrieben ist und exklusiv darin wirkt, die wir als Raumkörperpraktiken auf ihre Produktivität hin untersuchen (vgl. Eggers et al. 2006).

geschaltet sind oder sich daran abzarbeiten haben (vgl. Gilroy 1993; McClintock 1995; Chakrabarty 2000).

Eine weitere Dimension, die damit eng zusammenhängt ist Klasse. Bereits in der Raumtheorie Henri Lefebvres spielt die Reproduktion des Sozialen als Produktion sozialer Differenz die Hauptrolle (Lefebvre 1974; Soja 2005; vgl. für eine Verbindung mit feministischer Theorie: Bauer 2015). Lefebvre stellt den sozialen Raum als ein gesellschaftliches Produkt heraus. Er rückt Praktiken der Raumproduktion in den Vordergrund und indem er drei Facetten des Raumes – *l'espace perçu*, *l'espace conçu* und *l'espace vécu* – in ihrem Zusammenwirken analysiert, löst er den Raum ein Stück aus einem marxistischen Interpretationsfeld, in welchem Räumlichkeit lediglich im materiellen Sinne der Produktionsmittel zu begreifen war. Vielmehr wird nach Lefebvre Raum fortlaufend in Aneignungsprozessen produziert. Die dabei aus der Verknüpfung von Orten entstehenden Raumrepräsentationen firmieren als Wirklichkeiten, die „gelebt und erlitten“ werden (vgl. Lefebvre 2006: 330ff.; Goonewardena et al. 2008).

Es war ebenfalls Edward Soja, der neben Foucaults Raumkonzeptionen, Lefebvres 1974 erschienenen Text *La production de l'espace* als Teil einer grundsätzlicheren Hinwendung zum Raum und als Signifikant für ein neues (geographisches) Raumverständnis in der kritischen Sozialtheorie herausstellte. Soja nutzte Lefebvres politische Programmatik, um aufzuzeigen, wie die Humangeographie mit Ideologien aufgeladen wurde und versuchte diese Ideologisierung zu überwinden, indem er das sozialkritische Potential auf seine Disziplin anwendet. Dies zielte auf die Loslösung von fixierter Räumlichkeit im geographischen Raum in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit der Kategorie. Soja führt aus:

„The problematic connection of social and spatial reproduction follows straightforwardly. If spatiality is both outcome/embodiment and medium/presupposition of social relations and social structure, their material reference, then social life must be seen as both space-forming and space contingent, a producer and a product of spatiality. This two way relationship defines – or perhaps, redefines – a socio-spatial dialectic which is simultaneously part of a spatio-temporal dialectic, a tense and contradiction filled interplay between the social production of geography and history.“ (Soja 1989: 129)

Soja beschreibt hier im Anschluss an Lefebvre nicht nur die Gleichzeitigkeit von Raum als Teil und Ergebnis von Raumproduktion, sondern stellt diesen in ein dialektisches Verhältnis räumlicher und zeitlicher Prozesse. Und obwohl er auch mit seinen Überlegungen zu einem *Thirdspace* (1996) eng an Lefebvre anknüpft, verweist dieser Dritt-Raum, in dem auch die Raumkörperpraktiken zu suchen wären, ebenso auf Kritiken an gewaltsamen Weltverhältnissen in den 1990er Jahren und hat damit nicht allein Lefebvres Raumtheorie als Referenzpunkt. So gilt uns zumindest – über die von Soja proklamierte Raumwende im engeren Sinne hinaus – das postkoloniale Denken, beispielsweise in Homi Bhabhas Raumkonzeption, als entscheidend, um Konzeption von Dritt-Räumen als Orte der Differenzbildung zu verstehen (Bhabha 1994).

Dies, so wollen wir im Hinblick auf unsere Fokussierung intersektionaler Geschlechterverhältnisse an dieser Stelle betonen, involviert die Produktion unterschiedlicher Körper, Lebensbedingungen und Erfahrungen mit vielfältigen Differenzen in diese Raumarrangements. Zudem sind für Soja Repräsentationsräume – wie für Lefebvre – gerade solche, die aufgeladen sind von Politiken und Ideologien, in denen sich das Reale mit dem Imaginären in Verbindung setzt. Für unsere Forschungsperspektive sind das jene Orte, an denen sich Macht, Herrschaftsprozesse, Unterwerfungsbeziehungen, Rassismen, Sexismen und Ausgrenzungen vollziehen, wie Kimberlé Crenshaw es für Vergewaltigungen in New York oder Abtreibungskliniken in Los Angeles überzeugend gezeigt hat (Crenshaw 1989 u. 1991; vgl. auch Mackert 2016). Es ist der gelebte, erlittene, gespürte Raum, in dem sich Subjektivierungen und Kollektivierung von Körper(wirk)lichkeiten von lokalen bis in globale Dimensionen hinein vollziehen (vgl. Soja 2005: 108f.). Darüber hinaus tun sich aber stets auch Gegenräume auf, in denen herrschende Ordnungen überschritten und als uneinfassbare Raumkörperpraktiken mobilisierbar werden, sich in Bewegung setzen und so Räume des Widerstands und der Emanzipation beschreiben können. [TRANSSEKTIONALITÄT]

Der Satz „Today you’re under arrest!“ wirkt vor dem Hintergrund dieser raumtheoretischen Erwägungen wie ein Stillstellen jener Raumkörperpraktiken, die das Leben einer jungen Geflüchteten bestimmten. Was sich der theoretischen Dimension in der Produktion des sozialen Raumes hier noch entzieht, ist womöglich die geschlechterpolitische Agenda, die in der Festsetzung der jungen Frau an diesem Ort, zu dieser Zeit 2016 liegt. Wir gehen jedoch davon aus, dass Geschlechterpolitik in der sozialen Raumproduktion

in einem ersten Schritt nur unter einer Intersektionalitätsperspektive zu lesen ist. Soziale Positionen in Wechselwirkungen mit ethnische Zuschreibungen und Abgrenzungen, Aneignungen oder andere gewaltförmige Verortungen zeigen sich stets mit Geschlecht verschränkt. Die Dimensionen korrespondieren dementsprechend untereinander (Crenshaw 1989; hooks 2000; Knapp 2013). Gerade, weil diese Zusammenhänge nicht überall, in allen topografischen, kartografischen und topologischen Raumbildungen auf den ersten Blick zu erkennen sind, ist es entscheidend Geschichte, mediale Raumproduktionen und das Soziale genau auf diese Reproduktionsverhältnisse hin zu befragen. Wir möchten das immanente Wechselverhältnis der Kategorien an einem konkreten Beispiel pointieren und auf Raumproduktion beziehen, indem wir uns der Geschichte einer Gruppe schwarzer Frauen in den USA der 1970er Jahren zuwenden, die einer Position innerhalb des Feminismus Stimme verschafften, für die es, wie für Geflüchtete der Gegenwart, nicht in jedem subalternen Verhältnis ungedämmten Resonanzraum gab und gibt.

Als sich 1974 in Boston eine Gruppe schwarzer Feministinnen zusammenfand und sich *Combahee River Collective* nannte, verwies bereits die Namensgebung auf Raumdimensionen in der US-Geschichte. Der *Combahee River*, ein Fluss, ein geografischer Raum, benannt nach einem Stamm, dessen Gemeinschaft im Bereich der Kolonie Carolina lebte und zu Beginn des 18. Jahrhunderts von weißen Siedlern verdrängt wurde. Der Name steht damit in einem zeiträumlichen Zusammenhang mit Siedlerimperialismus. Nicht zuletzt trafen hier unterschiedlichste Raum- und Geschlechterkonzeptionen aufeinander. Der Fluss versorgte die Reis-Plantagen South Carolinas vor dem Bürgerkrieg mit Wasser, was auf eine weitreichende ökonomische Dimension an diesem Ort verweist. Dieser materielle Beitrag des Flusses zur Plantagenbewirtschaftung war jedoch nicht der Grund für die Gruppe schwarzer Feministinnen in den 1970er Jahren Bezug auf den Ort zu nehmen. Was den Ort zum historischen Resonanzraum für die unentrinnbare Frage von Unterdrückung und Freiheit in der US-Gesellschaft in den 1970er Jahren machte, war die „Raid on Combahee Ferry“, im Zuge derer hunderte flüchtender Sklaven auf Boote drängten und über den Fluss kamen, teils in die Unions-Truppen übergingen. Harriet Tubman, eine ehemalige Sklavin, die selbst 1849 in die Freiheit geflohen war, hatte seither ihre Familie und dann unzählige versklavte Menschen in einem Transitraum, der historisch als „Underground Railroad“ firmierte, in Richtung Pennsylvania geschafft. Tubman

war im Bürgerkrieg für die Unionisten tätig und beteiligt als über 700 flüchtende Menschen in Booten den Fluss überquerten (vgl. Grigg 2014).

Es war der Zusammenhang von Ausbeutung, Marginalisierung und Freiheitskampf, weshalb das *Combahee River Collective* sich nach jenem Ort benannte und ihr 1977 verfasstes Statement Teil eines Resonanzraumes politischer Artikulation in ihrer Gegenwart werden konnte. Die von der Gruppe adressierte Mehrfachunterdrückungslage als schwarze Frauen sollte die Juristin Kimberlé Crenshaw später als Intersektionalität bezeichnen. Mit der Metapher der Kreuzung wird insbesondere ein Unterdrückungsort markiert, dessen Achsen aus verschiedenen Richtungen kommen. Wenn schwarze Frauen zum Opfer von Gewalt wurden, war nicht klar, ob die Kollision aus Richtung des Rassismus oder des Sexismus verursacht wurde. Und dass genau Geschlecht darin eine entscheidende Rolle spielt, zeigt sich immer wieder bis in die aktuellen *Black Lives Matter*-Debatte in der Permanenz des Rassismus (vgl. Alexander 2010; Krämer 2016).

Doch nicht nur der historische Bezug des Ortes, jenes Flusses, der Teil eines Frei(heits)raumes wurde, ist an dieser Stelle von Interesse. Die schwarzen Feministinnen schreiben in ihrem Statement 1977: „No one before has ever examined the multilayered texture of Black women’s lives“, was den Mangel an Problemwahrnehmung und Interessensvertretung in ihrer Welt konstatiert (Statement, zitiert aus Nicholson 1997: 66). Und insbesondere in dem Punkt „Problems in Organizing Black Feminists“ stellt sich im Zusammenhang mit körperpolitischen Fragen das Problem der Unterdrückung als eine Frage der Vernetzung und Vermachtung von Räumen. Sie beschreiben:

„The fact that individual Black feminists are living in isolation all over the country, that our own numbers are small, and that we have some skills in writing, printing, and publishing makes us want to carry out these kinds of projects as a means of organizing Black feminists as we continue to do political work in coalition with other groups.“ (Nicholson 1997: 66)

Hier werden Artikulationsräume zu Resonanzräumen, zu medialen Räumen in einer Öffentlichkeit, in welcher sich Körpergeschichten materialisieren. Schließlich schlussfolgert das Kollektiv zur raumgreifenden Dimension ihres Aktivismus: „The inclusiveness of our politics makes us concerned with any situation that impinges upon the lives of women, Third World and working people“ (Nicholson 1997: 66). Und sie äußern, dass sie soziale Räume dabei

konkret gestalten wollen und müssen. So ist am Ende des Statements zur politischen Widerstandspraxis zu lesen: „We might, for example, become involved in workplace organizing at a factory that employs Third World women or picket a hospital that is cutting back on already inadequate health care to a Third World community, or set up a rape crisis center in a Black neighbourhood“ (Nicholson 1997: 66). Hier ist die Produktion des sozialen Raumes als Repräsentationsraum verschränkt mit *gender*, *race* und *class*. Und der Raum erscheint als ein Aushandlungsort, in dessen Relationen und Bedingungen sich Emanzipation, Solidaritäten und Widerstand des schwarzen Feminismus vollziehen können.

NEUE WEGE DURCH ANDERE RÄUME

Aushandlungsorte von Raum-Geschlechterfigurationen finden sich nicht allein in emanzipativen Schriften, die medialen und politischen Raum eröffnen, sondern auch in der Fiktion. So lässt der argentinische Schriftsteller Julio Cortázar beispielsweise in der Erzählung „El otro cielo“ (Der andere Himmel) verschiedene Perspektiven verwachsen. Ein Leben im 20. Jahrhundert in Buenos Aires, die empfundene Monotonie durch die Arbeit an der Börse und eine Leere in den Beziehungen verflechten sich mit einem Leben im *underground* von Paris im 19. Jahrhundert, in das sich der Protagonist imaginär flüchtet. Der Protagonist berichtet, wie im Laufe seiner Bekanntschaft mit der Prostituierten Josiane deren kleine, saubere und mit Zierrat gefüllte Pariser Dachstube aus der Bedeutungslosigkeit aufsteigt zum verbindenden Element, das die „Lücken“ in ihrem Dialog zu füllen vermag, eine fließende Kommunikation also erst herstellt (Cortázar 2010, I: 625). Der fiktive *underground* von Paris wird zum *cielo*, zum himmlischen Evasionsraum und zu einem Ort der Freiheit, in dem auch Geschlechterverhältnisse, Sexualität und normative Anforderungen an die Figuren verhandelt werden. Die Grenzen zwischen Fantasie, Erinnerung und aktuellem Erleben werden dabei immer wieder verflüssigt, nicht greifbar. So lösen sich feste Gefüge auf, während gleichzeitig die postkoloniale Geschichte Argentiniens und eine Kulturkontaktgeschichte diverser Raum- und Körperpraktiken, Ausbeutungs- und Differenzverhältnisse darin anklängen. So wird die Erzählung selbst zu einem Raum, in dem die ganze Welt enthalten sein kann, deren Grenzen und mögliche Versionen des Geschehens ausgelotet werden.

Es ist gerade die deutlich markierte Fiktionalisierung von uns bekannten Räumen, die uns die Relationalität aller Dinge und Verbindungen, ihre Gemachtheit und die eigene Relativität vor Augen führt. Mit der Fiktionalisierung geht es letztlich um ein Ringen darum, was eigentlich „Wahrheit“ in einer Weltsicht sein kann oder sollte. Erzählte Räume ermöglichen als Orte der Imagination so (auto-)biographische Arbeit, das Erleben und Studieren von Begegnungen mit dem Anderen, historische und gegenwartsbezogene Reflexion. [MUTTERSCHAFT] Die Fiktion hat dabei genau wie jede andere Kunstform womöglich den Vorteil, dass sie als Artefakt keinen allumfassenden Gültigkeitsanspruch erhebt, sondern als Medium stets auf die eigene Perspektivität verweist. Sie fordert – ebenso wie der Protagonist Cortázars – Kommunikation. Und sie fordern die Auseinandersetzung mit der Unmöglichkeit der Objektivierbarkeit. [VISUALISIERUNG]

Eine Möglichkeit, Raum in seinen unterschiedlichen Dynamiken, also intra- und interdimensional zu verstehen, bietet Foucault in seiner Beschreibung von Heterotopien. In „Die Ordnung der Dinge“ (1974 [1966]) verwendet Foucault erstmals die Bezeichnung „Heterotopie“ für jene Verräumlichungen, die mit dem Wegnehmen oder dem Kalibrieren der eingeschriebenen Taxonomie von Raum und Zeit denkbar und möglich werden. Er beschreibt Heterotopien folgendermaßen: „Die Dinge sind darin ‚niedergelegt‘, ‚gestellt‘, ‚angeordnet‘ an in dem Punkte unterschiedlichen Orten, sodass es unmöglich ist, für sie einen Raum der Aufnahme zu finden und unterhalb der einen und der anderen einen gemeinsamen Ort zu definieren“ (Foucault 1974: 20). Sie sind also über Orte verstreut und zugleich verbunden. Dennoch könne es sein, dass sie dieselben Orte definieren. Heterotopien bilden kleine, abgegrenzte Bereiche für jene Dinge, die sich nicht in die vorhandenen Ordnungsmuster einsortieren lassen, da sie sich unseren Bezeichnungen immer wieder entziehen (ebd.). So lässt sich auch verstehen, warum Heterotopien nicht ganz in der Wirklichkeit realisiert sein können und dennoch in Orten zu finden sind. Sie sind verwirklichte, inkonsistente Räume dessen, was nicht in unsere Welt passt. Die Heterotopie bildet sich aus dem Überschuss der Realitätsproduktion, aus jenen Teilen, die übrig bleiben, da sie sich nicht in die dualistische Taxonomie dichotomer Weltsichten fügen können, aber dennoch existieren. So seien sie:

„eine Multiplizität kleiner klumpiger und fragmentarischer Gebiete, in denen namenlose Ähnlichkeiten zusammen die Dinge in diskontinuierlichen Inselchen agglutinieren. In eine Ecke stellen sie die hellsten Docks, in eine andere die roten, woandershin die, die von wolligerer Konsistenz sind, dann die längeren, entweder die, die ins Violette gehen, oder die, die zu einem Knäuel zusammengeknüpft sind.“ (ebd.: 20).

Diese Beschreibung lässt unweigerlich Assoziationen zu Materialität, zu Stofflichem und zum Rhizom entstehen. Letzteres besteht bei Deleuze und Guattari aus der Vielheit von Fluchtliniendimension, wie wir oben bereits angerissen haben und was wir gleich als Raumkonzeption auf Körper und Geschlecht beziehen werden. Nachdem Foucault in „Von anderen Räumen“ jenen in „Die Ordnung der Dinge“ metaphorisch aufgeworfenen Begriff weiter ausbuchstabiert, war diese dezentrierte Form des Raumes in der Welt. So stark, wie Deleuze und Guattari von Foucaults Raumdenken inspiriert waren, so konsequent findet sich die Raumverteilung der Gegenordnungen in ihren Raumdimensionen. Entwerfen die beiden also eine systematisierte Form der heterotopischen Ordnung der Dinge? Für unser Begriffsrepertoire eröffnet ein dezentrierender Raumbegriff jedenfalls die Möglichkeit, auch Raumkörperpraktiken als Transgressionen der Normativität innerhalb eines solchen Netzes verteilter Ordnung(en) zu konzipieren. Wir kommen gleich darauf zurück.

Im Paralleluniversum der Dekonstruktion verweist die Heterotopie zunächst auf Machtwirkung und realisierte Disziplinierung, die ebenfalls als Raumkörperpraktiken zu entschlüsseln sind. Foucault stellt nämlich heraus, dass Heterotopien sowohl innerhalb als auch außerhalb des realen gesellschaftlichen Raumes verortet sein können und konkrete „Gegenorte“ darstellen. Das können Kliniken, Gefängnisse, Altersheime, Bordelle, aber auch Schiffe und letztlich auch Kolonien sein – mit allen Gewaltverhältnissen und Vernetzungen, die in ihnen und aus ihnen entstehen (vgl. Foucault 2006: 320-326). Wäre die Jugendhilfeeinrichtung, in die jene junge Frau aus Mogadischu gebracht wurde, ein solcher Ort zwischen Raum und Zeit, zwischen nationaler Grenze und Jugend bzw. innerhalb der zeiträumlichen Ordnung der Adoleszenz? Ist diese Heterotopie auf den Körper des Mädchens bezogen ein Ort zwischen Raum und Zeit? Bei Foucault haben Heterotopien gemein, dass ihnen immer eine gesellschaftliche Funktion zukommt (vgl. ebd.: 326). Im Wandel einer Gesellschaft können diese Räume dann auch umfunktioni-ert werden, was wiederum eine performative Verschiebung wäre (vgl. ebd.:

322). Wäre dementsprechend möglicherweise die sogenannte „Balkan-Route“, die im medialen Jargon angeblich „geschlossen“ ist, auf der viele Menschen ihr Leben aufs Spiel setzen eine heterotopische Grenze zwischen und durch nationale Räume hindurch?

Der Raum ist entlang der Foucaultschen Konzeption fähig, die Illusion zu erschaffen, dass die Zeit und damit seine Gemachtheit aufgehoben wäre. Und gerade hierdurch sind Räume nicht immer und aus jedem Blickwinkel in ihrer Produktivkraft zu erkennen. Fluchtpunkte von Raumstrukturen entziehen sich oft unserer Sicht, tarnen sich, ohne auf ihre eigene Geschichte zu verweisen (vgl. Foucault 2006: 317-319). So erscheinen Raum und Zeit auf den ersten Blick als simultane Maßeinheiten, die fortwährend vorwärts prozessieren und das Raumzeitkontinuum, ein orientierungsstiftendes Moment für das Leben bereit zu stellen. Mediale Räume können sowohl Möglichkeitsräume sein, andere Denkfiguren und Figurationen lebendig werden lassen, andererseits können sogar so tumbe Metaphern wie „Flüchtlingsströme“ in ihnen real werden. Politikerfiguren erlangen im Umfeld der medialen Aufmerksamkeitsökonomie, die sich um Raumkörperpraktiken organisiert, wirkliche Macht über die Welt. [EXPOSURE]

Wie oben am Beispiel des *Combahee River Collective* gezeigt, haben die beschriebenen theoretische Dimensionen alltagspraktische Dimensionen im intersektionalen Feld. Und in dem Moment als die junge Geflüchtete hört: „Today you’re under arrest!“ sind aus intersektionaler Perspektive Alter, Herkunft, Geschlecht, prekärer Status wie Klasse entscheidend für ihre Festsetzung. Doch was hat es mit dem Verschwinden ihres Körpers aus der Einrichtung auf sich? Wir wollen im nächsten Teil Stränge konturieren, die es erlauben, ihre Festsetzung und ihr Verschwinden körper- und raumtheoretisch aus einer weiteren Perspektive zu begreifen.

TRANSSEKTIONALES VERFOLGEN

„Die Fluchtlinie markiert gleichzeitig die Realität einer Anzahl endlicher Dimensionen, welche die Vielheit restlos ausfüllt“, schreiben Deleuze und Guattari – und sie fahren fort: „Das Ideal eines Buches wäre, alles auf einem solchen Plan der Äußerlichkeit auszubreiten, auf einer einzigen Seite, auf ein und demselben Strand: gelebte Ereignisse, historische Bestimmungen, Gedankengebäude, Individuen, Gruppen und soziale Formationen“ (1977: 15).

Die Beschreibung verweist ohne Zweifel auf die anspruchsvolle Anlage ihres Bandes *Tausend Plateaus: Kapitalismus und Schizophrenie*, den jener Text zum Rhizom einige Jahre später einleiten sollte. Raumverhältnisse finden sich in einem abschließenden Kapitel des Bandes, in dem Deleuze und Guattari vor allem Bewegungen in und zwischen gekerbten und glatten Räumen auffächern (1992: 657-693). Sie sehen zwei Arten von Räumen in unserer Welt, die ineinander übergehen und gleichzeitig – zumindest in der Theorie – unterscheidbar sind. So nutzen sie das Bild eines glatten Raums des Nomadierenden und eines gekerbten Raums des Sesshaften (ebd.: 658). Diese beiden Raumformen, die immer im Entstehen und Vergehen sind, präparieren sie an unterschiedlichen Modellen heraus. Es findet sich neben dem Modell der Musik, des Meeres, der Mathematik, der Physik oder der Ästhetik das Modell der Technik. Das Modell der Technik erscheint für die körpertheoretische Überlegung zum transektionalen Verfolgen von Raumkörperpraktiken besonders spannend.

Deleuze und Guattari zeigen an den technischen Herstellungsweisen von Kleidung, Zeltstoffen und Mischformen – wie etwa einem Quilt – Interferenzen von Kerbung und Glättung des Raumes auf. Sie unterscheiden zwischen einem ordentlichen, in einem Webstuhl gefertigten, gewobenen Stück Stoff einerseits und Filz andererseits. Ordentliches Gewebe besteht aus vertikalen und horizontalen, sich rechtwinklig kreuzenden Fäden. Die einen sind starr, die anderen beweglich. Als Elemente sind die Fäden funktional differenzierbar im Prozess des sich Verwebens und bilden am Ende doch ein Stück, das Körper umschließen kann. Dieses Gewebe korrespondiert mit der Raumform des Gekerbten, es kerbt im Umschließen selbst Raum und Körper, denn Kleidung kann Zugänge zu Bereichen schaffen oder dieselben verschließen, Körper verhüllen oder diese gezielt in Sichtbarkeitsregimen organisieren. Nicht allein die Debatte um Ver- und Entschleierung sei hier genannt (Mathes/von Braun 2007). Kolonialistische Diskurse sind körperpolitisch unentwirrbar in solchen Raum-Geschlechterverhältnissen verwoben, die immer den individuellen Körper einzelner Personen überschreiten. Darüber hinaus ist nicht klar zu unterscheiden, wo die Materialität des Körpers endet und wo die des Stoffes beginnen könnte. Von außen betrachtet, besitzt das Material eines Kleidungsstoffes Vorder- und Rückseite, bildet Innen und Außen.

Gegen eine so geordnete Ordnung, die in Machart und Struktur des Materials praktiziert ist, setzen Deleuze und Guattari die Filzstruktur. Sie beschreiben im Filz eine glättende Materialität, dessen einzelne Elemente – die

Fasern – nicht klar voneinander zu unterscheiden sind. Es lässt sich innerhalb der Verfilzung keine funktionale Unterschiedlichkeit und auch kein Innen und Außen differenzieren. Filzungen sind unvergleichlich chaotische Strukturen, ohne Ende und Anfang. Gerade durch diese Eigenschaft schließen sie gewissermaßen nahtlos an die glatte Welt an, öffnen sich dieser und lassen sich nicht von ihr unterscheiden. Dieses Bild nutzen Deleuze und Guattari für das Nomadentum in einem weiten Sinne, das gerade nicht sesshaft werden kann, nicht kerbt, nicht umschließt, sondern sich dem Raum immer wieder neu öffnet und dabei glatte und glättende Bewegungen vollzieht.

Im Gegensatz zum glatten Raum, in dem Materialität und Körper in den Stoffen aufzugehen scheinen, korrespondiert der gekerbte Raum mit einem organisierten und klar abgrenzbaren Körper. Im gekerbten Raum werden organisierte und definierte Körper in definierten und organisierten Raumstrukturen geschaffen. Die moderne Geschlechterdifferenz ist ein Muster hierfür, das Gender-Dispositiv womöglich dessen verräumlichende Maschinerie. Der glatte Raum korrespondiert dagegen mit einem unorganisierten, mit einem unbestimmten, bei Deleuze und Guattari einem organlosen Körper (oK). Dieser Körper bewegt sich durch und im Raum. Im Raum wird der organlose Körper verteilt, wird in diesem erst mit Intensitäten beschrieben.

Nun weisen Deleuze und Guattari ja darauf hin, dass beide Korrespondenzen – das Gekerbte wie das Glatte – immer nur in Übergängen bzw. Übergangsstadien ineinander existieren können. Das wird deutlich, stellt man die Frage, welche Raumkörperpraktik durch den Satz: „Today you’re under arrest“ signifiziert ist. Die Festsetzung des Mädchens, ihre Unterbringung in einer Jugendhilfeeinrichtung wäre aus einer Perspektive eine vehement kerbende. Sie enthält aber gleichzeitig bereits eine glatte Dimension, die in dem Moment an Gewicht gewinnt, in dem das Mädchen als Flüchtende wieder verschwindet. Das Beispiel zeigt aber auch, dass Gekerbtes wie Glattes und darin ablaufende Prozesse keinesfalls frei von Macht und Gewalt entstehen und verlaufen, auch wenn diese je in unterschiedlichen Bereichen wirken. Entweder ließe sich die Suche nach den Unterdrückungsachsen in dem Fall des Mädchens nun interssektional betreiben oder der Blick in die Raumbewegung muss vom gekerbten in einen glatteren Raum und somit in eine transektionale Sphäre führen.

Im Anschluss an Begriffe und Kategorien aus dem Umfeld der Intersektionalitätstheorie richtet sich der transektionale Blick auf Wechselwirkungen und fluide Übergänge von kerbenden und glättenden Bewegungen.

[TRANSSSEKTIONALITÄT] Damit hängt ein bestimmtes Verständnis von Performativität zusammen. Dieses beginnt nicht bei individuellen oder empirischen Zusammenhängen, sondern bei Körpern und Praktiken an den identitären Übergängen und inneren Spaltungen. Entsprechend ist die Möglichkeit der zeiträumlichen Verschiebung mitzudenken, weshalb die Perspektive nicht bei der Analyse starrer Sektionen verharren kann. Entsprechend gibt es im transsektionalen Universum keine Gruppen, die nicht längst verschoben, durchquert oder überschritten wären. Damit werden also keine Gruppen von Menschen mit eindeutigen oder zweideutigen Identitäten in den Fokus genommen, sondern es rücken andere Verhältnisse und Körperbewegungen ins Betrachtungsfeld sich verschiebender Ränder. Dies öffnet den Blick für mögliche Überschreitung von Zugehörigkeiten, wie sie auch Bruno Latour anrät, wenn er die Beschränkung durch soziologische Vorannahmen kritisiert und das Verfolgen von Assoziationen einfordert (Latour 2010: 30 u. 273). Man wird im nächsten Schritt die Körper nur noch in ihrer Durchdringung der Grenzen verfolgen können. Dabei sind Körperperformanzen wiederholbar in einem Sinne, den Judith Butler in Anlehnung an Jacques Derrida in *Excitable Speech* beschreibt (Butler 1998: 210). Gleichzeitig sind diese Performanzen in ihrer Iterabilität gerade nicht beliebig, sondern durchzogen von sehr vielen widersprüchlichen Differenzen, in denen je ein Begriff wiederum den anderen axiologisch und auf verdeckte Weise dominiert. In diesem Verständnis von Dekonstruktion werden Differenz-Verhältnisse als Machteffekte erkennbar, indem die Begriffsverhältnisse von Differenzpaaren umgekehrt werden. Das Auslesen von Körpern und Bewegungen, die von einer Vielzahl an Differenzen durchzogen und angetrieben sind, gelangt – um die oben beschriebene Stofflichkeit zurück ins Bild zu bringen – zu jenen unentwirrbaren Fasern, die zwischen Körpern und Räumen, Selbstbeschreibungen, Flüchten und Fluchtlinien in Bewegung verwoben und verfilzt sind.

GEGENGESCHLECHTLICHE KÖRPER IM RAUM

Ein dynamisch-fluider Körper, dem dieses Sich-Entziehen zugeschrieben wird, wäre bei Deleuze und Guattari der organlose Körper (oK), der zunächst gerade nicht festgelegt ist, sich nicht festlegen lassen will auf männlich/weiblich, hetero-/homosexuell, schwarz/weiß, jung/alt, disabled/able-bodied, Tier/Mensch. Der organlose Körper entzieht sich diesen Kategorien nicht

nur, sondern schafft seine eigenen Existenzbedingungen durch die eigene undefinierte – mehr noch: Er schafft sich die eigene Existenz erst durch aktivistische Desorganisation als körperpolitische Dissidenz. Daher ist dieser Körper, entgegen den Körperbeschreibungen im oben behaupteten Gender-Dispositiv, auch nicht historisch sedimentiert in einer Zweigeschlechterordnung – im Gegenteil. Er ist in chaotischen Sedimentschichten genealogisch verteilt. Doch wirken seine Affizierungen womöglich in die Zukunft und können dadurch Geschichte und Raum als Differenzgeschichte und Raumdifferenz schaffen. Und in dieser angenommenen Produktivität verkörpern solche Körper das Interesse, dass sie auch als offen bzw. durchlässig zu begreifen und in ihren affektiven Bewegungskulturen zu verstehen sind.

Gleichzeitig ermöglicht es der organlose Körper – die Körperbetrachtung vor dem beschriebenen raumtheoretischen Hintergrund –, ein Schlaglicht auf geschlechtliche Organisation von Körpern zu werfen. Denn da auch vergeschlechtlichte Körper in jenen Repräsentationsräumen des Sozialen entstehen und existieren, die wir beschrieben haben, zeigen sich Raum und Geschlecht (auch) im organlosen Körper aufeinander bezogen, ohne dass die Annahme einer Vorgängigkeit des einen die Dynamik des anderen verdecken kann. Es lässt sich paraphrasieren: Geschlechtskörper entstehen im Repräsentationsraum, durch soziale Raumfigurationen und in Raumkörperpraktiken. Zwar scheinen uns soziale Körper zunächst kaum ohne geschlechtliche Konnotationen zu sein und werden als solche meist in Raumpraktiken belebt [KÖRPER], genau dieser Umstand muss aber misstrauisch machen und den Blick immer wieder auf mögliche Transgressionsbewegungen lenken.

Deleuze und Guattari konzipieren jenen organlosen Körper, indem sie die Grenzen und Möglichkeiten ausloten, einen Körper neu im Raum zu verteilen, der gerade nicht durch herkömmliche Körperbestandteile und Relationen untereinander festgelegt ist (Deleuze Guattari 1992: 205-227). Das ist insofern eine entscheidende Dekonstruktion des herkömmlichen Körperbildes, da gerade die Beziehungen der Organe untereinander und der Bezug von Körperteilen aufeinander immanent das Zweigeschlechtermodell fundieren. Die Forderung nach einem organlosen, d.h. einem *a priori* unorganisierten Körper richtet sich daher auch vehement gegen seine Vergeschlechtlichung. Das macht diese Körperdekonstruktion interessant für Studien von Geschlechtskörperpraktiken, die Binarität herstellen. In ihrer Differenz zur Differenz sind die organlosen Körper produktiv mit dem Raum verwoben:

„Ein oK ist so beschaffen, dass er nur von Intensitäten besetzt und bevölkert werden kann. [...] Dennoch, der oK ist kein Schauplatz, kein Ort und nicht einmal ein Träger, auf dem etwas geschehen wird. [...] Der oK lässt Intensitäten passieren, er produziert sie und verteilt sie in einem *spatium*, das selber intensiv ist und keine Ausdehnung hat. Er ist weder ein Raum noch ist er im Raum, er ist Materie, die den Raum bis zu einem bestimmten Grad besetzen wird – der jeweilige Grad entspricht den produzierten Intensitäten. Er ist heftige und nicht geformte, nicht stratifizierte Materie, eine intensive Matrix [...].“ (Deleuze/Guattari 1992: 210 / Hervorhebungen im Original)

Hier beginnen die Körper ihr Werden. In diesem Werden müssen sie sich ihrer Organisation widersetzen, um sich entfalten zu können. Die Organisation ist „eine Schicht auf dem oK [...], ein Phänomen der Akkumulation und der Sedimentierung“, wie Deleuze und Guattari schreiben (ebd.: 218). Das *Wir*, das nicht nur *Ich* ist, kann als ein vergeschlechtlichter Körper bzw. als der Kampf gegen seine Vergeschlechtlichung gelesen werden. Was Deleuze und Guattari hier anbieten, ist ein Blick auf ein *als ob*, das den de-organisierten bzw. deterritorialisierten Körper freilegt, um dessen Konstitutionsbedingungen erkennbar werden zu lassen. Dabei geht seine Oberfläche im Raum, in Raumkörperpraktiken, vollkommen auf. Der Körper *entfaltet* sich im Raum, er wird zur Materie. [MATERIALITÄT]

Geschlecht ist eines der wirkmächtigsten Organisationsprinzipien, die ein organloser Körper bekämpfen bzw. von dem er sich affektiv befreien wollen muss. Verfestigte Raumarrangements, wie beispielsweise die modernen Geschlechtersphären, müssen innerhalb der Desintegration des organlosen Körpers mühsam überschritten werden. Gerade der Blick auf die wechselseitige Bedingtheit sowie auf die gleichzeitig ablaufenden Prozesse von Konstruktion, Konstitution und Überschreitung in den Dynamiken der Veräumlichung bildet neue Fluchtlinien. Vor dieser Folie gelesen ist es ein vergeschlechtetes Heulen, das Deleuze und Guattari an einer Stelle beschreiben: „Der oK heult: Man hat mir einen Organismus gemacht! Man hat mich zu Unrecht gefaltet! Man hat mir meinen Körper gestohlen! Das Gottesgericht reißt ihn aus seiner Immanenz heraus und macht ihm einen Organismus, eine Signifikation, ein Subjekt.“ (ebd.) Demnach wäre die geschlechtliche Faltung innerhalb des *Wir* eine, die das *Ich* entstehen lässt, durch eine gegenderte Verkürzung – eine ungerechte Faltung eben. Die ungerechte Faltung ist eine, die sich am Körper innerhalb folgender spezifischer Stratifikation vollzieht: „so, dass er zwischen zwei Polen schwankt, zwischen den Oberflächen

der Stratifizierung, um die er herumgeklappt wird und wo er sich dem Urteil unterwirft, und der Konsistenzebene, auf der er sich entfaltet und dem Experimentieren öffnet.“ (ebd.) Nachdem Deleuze und Guattari betont haben, wie vielschichtig und verschränkt die Organisationen sind, stellen sie den permanenten und umkämpften Charakter der Auseinandersetzung heraus; es herrsche ein „ständiger und gewaltsamer Kampf zwischen der Konsistenzebene, die den oK befreit und alle Schichten durchläuft und auflöst, und den Oberflächen der Stratifizierung, die ihn [...] zurückdrängen“ (ebd.: 219).

Ein künftiges Forschungsparadigma zu Dynamiken Raumkörperpraktiken kann nun von dem beschriebenen Fluchtpunkt das Werden im Widerstand entziffern und begleiten. Ergänzend zu Foucault, der die dispositive Genealogie von normierten Körpern beschreibt und Butler, die die performative Bedingtheit ihrer gegenderten Sedimentierung fokussiert, eröffnen Deleuze und Guattari Blickwinkel auf die Überschreitungen des Rahmens durch Körperpraktiken, in denen keine deduzierbare Subjektivierung entsteht. Hier ist der Körper in seinem affektiven Drang zur eigenen Entfaltung der Ausgangspunkt. Individuum und Subjekt lösen sich in einem Körper-*Wir* auf, das radikal praktisch und gegengeschlechtlich konzipiert ist. Dies scheint uns für ein Verhältnis von Körpern im und zum Raum und für die Analyse des Übergangsbereichs zwischen Körper- und Raumkonstitution interessant, da darin die Verräumlichung von Geschlechtskörpern erkennbar wird und der organlose Körper hierin als fluides und dynamisierendes Moment begriffen werden kann. Raum und Geschlecht werden so zu einer Fluchtlinie transsektionaler Blickachsen im *Doing Space while Doing Gender*.

UNSERE FLUCHTLINIEN

Im weiteren Sinne verbinden sich die hier versammelten Arbeiten und Diskussionen zu Fluchtlinien, aus denen neue Dimensionen hervorgehen können – im Sinne der oben skizzierten Raumstruktur im Rhizom (Deleuze/Guattari 1992: 19). So beschließt eine Podiumsdiskussion den Band, in der wir vor dem Hintergrund des Gender-Dispositivs die Aktualität des Feminismus, Inter- und Transsektionen von Grenz- und Migrationsräumen, mediale Räume und ihre Wirkmacht auf Artikulationsmöglichkeiten, das Potential von Öffnung und Schließung im Zusammenhang mit dem Begriff des Anti-Genderismus diskutiert haben. Zuvor bildeten Studien zu Raum und Geschlecht

ein grobmaschiges empirisches Netz. Bereits im ersten Part des Bandes sind kurze Texte zu finden, die in essayistischer Form ausgewählte Konzepte und Denkfiguren zum Thema fokussieren. So werden die Beiträge zu Exposure, Historisierung, Körper, Materialität, Medialität, Transsektionalität und Visualisierung in diesem Teil Fluchtliniendimensionen aufzeigen, die zu weiteren Forschungen anregen können. Die in diesem Band versammelten Beiträge gehen inter- und transdisziplinär über ein Verständnis hinaus, das einerseits nur nach Ordnungsmustern sucht oder andererseits lediglich politische Perspektiven entwerfen wollte. Die Vielschichtigkeit der Argumente und Untersuchungen operationalisiert zumeist beides und kann in der Reflexion von Prozessen des *Doing Space while Doing Gender* vermeintliche Grenzen überschreiten, auch weil das Netz an Analysen und Ideen sich unserer Einleitung entzieht und dabei den Blick auf neue Vernetzungen von Raumkörperpraktiken und -figurationen öffnet.

Wir beginnen nun am Ende des Bands, die Inhalte zu beschreiben. Die Podiumsdiskussion „Macht, Raum, Geschlecht?“ mit Mechthild Bereswill, Ines Kappert und Simona Pagano, moderiert von Mart Busche und Felix Krämer bildete die letzte Veranstaltung des Graduiertenkollegs „Dynamiken von Raum und Geschlecht“. [DISKUSSION] Ihr Fokus lag auf gegenwärtigen Politiken und Fragen. Ziel war es, eine Art Live-Schaltung herzustellen zwischen der interdisziplinären Forschung, die im Kolleg in den vergangenen Jahren durchgeführt wurde, und den politischen Implikationen in aktuellen Verkörperungen beziehungsweise Verräumlichungen von Geschlecht und sexuellen Identifikationen.

Zuvor hat im Bereich „Studien zu Raum und Geschlecht“ der Text von Joana Coppi „Vergeschlechtlichung und Rationalisierung in Verwaltungspraktiken des öffentlichen Nahverkehrs“ Prozesse der Rationalisierung und Vergeschlechtlichung in den Wissensbeständen von Verwaltungsexpert_innen rekonstruiert. [VERGESCHLECHTLICHUNG] Im Kontext von effizienzorientierten Restrukturierungen zeigt sie, wie Verwaltungshandeln und -praxis in der Raumproduktion wirkt, die uns alltäglich umgibt, befördert oder unsere Bewegungen etwa begrenzt. Sie erarbeitet wie Wissen über (öffentlichen) Raum und Geschlecht im Zuge dessen mobilisiert wird, insbesondere die impliziten, präreflexiven, nicht intendierten und latenten Dimensionen von Rationalisierung und Vergeschlechtlichung im Feld des Öffentlichen Nahverkehrs in Berlin. Die Verschränkung von Vergeschlechtlichung und

Rationalisierung diskutiert sie an den empirisch gebildeten Dimensionen Raum, Ökonomie, Markt, Preis und Effekt.

Marei Schmoliner problematisiert in ihrem Beitrag „Tahrirplatz in Köln“ die diskursive Herstellung eines Bezugs zwischen der ägyptischen Revolution und den Ereignissen auf dem Kölner Bahnhofsvorplatz in der Silvesternacht von 2015 in verschiedenen deutschsprachigen Medien. [TAHRIRPLATZ] Sie zeigt wie in beiden Fällen Männlichkeit(en) und Differenz entscheidende Markierungsfunktionen zukommen und wie und wo Frauenkörper zur Fläche gesellschaftlicher Machtverhandlung werden. [EXPOSURE] Der Vergleich beider Ereignisse durch die Medien macht deutlich, wie ein Unterschied zwischen „arabisch/nordafrikanischen“ Männern und „zivilisiert-modernen Deutschen“ konstruiert wurde.

Beatrice Frasl untersucht die Vieldeutigkeit popkultureller Artikulationen anhand von Disneyfilmen über die Zeit hinweg. Neben dem Zugriff auf Filme als Narrationsräume arbeitet sie eine vierphasige Entwicklung der Darstellungen von verworfener Männlichkeit und Weiblichkeit heraus. [MONSTER] Frasl verweist auf die Bedeutung von Körper und Körpersprache in den Filmen, die die Performativität von *gender* offenlegen und gleichzeitig die Problematisierung einer romantisierten, heteronormativen und patriarchalen Gesellschaftsordnung erlauben. [MEDIALITÄT]

Gabriele Hassler stellt in ihrem Beitrag die Selbstinszenierung von Gloria Fuertes als harmlose Unterhalterin und Kinderbuchautorin vor, die der Lyrikerin Zugang zum öffentlichen Diskurs und Raum in einen männlich dominierten und strikt zensierten Literaturmarkt unter Francisco Franco verschaffen. So zeigt sie, wie im Zusammenspiel von Sprachspielen, dem Blick auf den Körper, Humor und intertextuellen Verweisen ein alternativer Erfahrungsraum von queeren Weiblichkeitsentwürfen hergestellt wird, der *Gender* als durch Inszenierungen und soziale Praktiken perpetuiertes und performativ hervorgebrachtes Konstrukt enttarnt. Gabriele Hassler zeigt darin Dynamik und Widerstandspotential im Projektionsfeld eines Frauenbilds, das zwischen den Polen der „perfekten Haus- und Ehefrau“ und der „Wahnsinnigen“ oszilliert. [MUTTERSCHAFT]

Björn Kleins Beitrag zu Female Impersonation in New York um 1900 setzt sich auf die Spuren autoethnographischer Aufzeichnungen des *Female Impersonators* Ralph Werther. [IMPERSONATION] Er arbeitet Körperpraktiken wie *Cross-Dressing* und Körpermodifikationen sowie Praktiken der Selbstbeschreibung und des Schreibens zwischen 1892 und 1922 in New

York heraus und bindet sie an das Narrativ der *underworld* zurück. Klein untersucht das Zusammenspiel von Raumkörperpraktiken des sich Einschreibens, Ver(un)eindeutigens im Rechts- und Sexualitätsdiskurs aber auch das Agieren Werthers im Stadtraum.

Tamara Frey stellt in ihrem Beitrag „Der ‚imperfekte‘ Körper auf dem Heiratsmarkt – ein Beitrag zu Disability in Heiratsannoncen des Kaiserreichs“ eine intersektionale Analyse vor. [HEIRATSMARKT] Die Annoncen stellten einen Kommunikationsraum zwischen räumlich getrennten Menschen her und funktionierten als Markt. Trotz der Verschleierung seiner ökonomischen Mechanismen, erforderte die Orientierung an Angebot und Nachfrage die soziale Verortung der Subjekte anhand verschiedener Ressourcen und Kapitalsorten, was genderspezifisch stattfand. Dieses *doing gender* verband sich intersektional mit anderen Kategorien: Im Versuch, sich erfolgreich in den medialen Kommunikationsraum einzuschreiben, fand ein komplexes *doing class while doing ability while doing gender* statt.

Im abschließenden Beitrag des nächsten, des Fluchtlinien-Parts, widmet sich Silke Förschler einer spezifischen Form der Medialität, der Visualität. Sie zeigt wie in der Kunst, im Film, in der Werbung und in bildgebenden Verfahren ein „Feld gesellschaftlicher Bedeutungsproduktion“ (Schaffer 2008: 12) als Komplement zur „Sprachlastigkeit“ anderer Wege von Mitteilung wirkt. Dabei dekonstruiert sie die Annahme, dass Sachverhalte sichtbar gemacht und damit durchdrungen werden könnten. Förschler zeigt wie bei der materiellen Produktion eines Bildes ebenso auf sozial und institutionell eingübte Sehgewohnheiten und verfestigte Geschlechter- und Raumkonstruktionen zurückgegriffen wird, wie in der Rezeptionssituation. Sie geht dabei auch auf den exponierten Körper [EXPOSURE] als konstant wichtige, vergeschlechtlichte und verräumlichte Bezugsgröße ein und fordert in der Genderforschung Fragen nach „Visualität“ zu stärken. [VISUALISIERUNG]

Björn Klein und Felix Krämer stellen Transsektionalität als eine Perspektive vor, die Körperdynamiken im Raum und durch Räume verfolgt. Anhand von *trans-class-*, *trans-race-* und *trans-gender-*Begehren in Schriften von historischen Figuren zeigen sie die theoretischen Überschreitungsmöglichkeiten einer auf Identitätsgruppen fixierten Raumanalyse. Transsektionalität lehnt sich an das Intersektionalitätskonzept an, wobei es dieses gleichzeitig erweitert. Klein und Krämer betonen, dass sich die beiden Konzepte wie zwei Universen betrachten lassen, die durch gemeinsame Fluchtlinien zu einem

Resonanzraum verbunden werden können, insbesondere weil Transsektionalität sich auch zu den Transgender-Studien seit den 1990er Jahren in Beziehung setzen lässt. [TRANSEKTIONALITÄT]

Ausgehend von Mikhail Bakhtins Chronotopos eröffnet Maria Fritsche in ihrem Beitrag zu [MEDIALITÄT] einen Abriss zur spezifischen Wirkkraft des Films in seiner Fähigkeit, Zeit zu verräumlichen und Dingen eine besondere emotionale Qualität zuzuweisen. So können Filme zwischen Welt(-wahrnehmung) und Mensch vermitteln und selbst zum Projektions- und Erfahrungsraum werden, in denen gesellschaftliche Ängste sichtbar und begreifbar werden. Fritsche zeigt dabei, wie Bewegungen und Konstellationen, etwa die Bildkomposition, Kameraführung, Montage oder Spezialeffekte, unseren Blick lenken und nicht nur die zeitlich begrenzte Illusion von Realität schaffen, sondern auch Fokussierungen und Auslassungen herstellen, die etwa mit dem Gefühl einer ins Wanken geratenen Geschlechter- und Gesellschaftsordnung verbunden sein können.

Heiko Stoff entfaltet eine wissenschaftsgeschichtliche Perspektive auf Materialität als politische Kategorie in der Geschlechtskörperkultur. Ausgehend von den grundlegenden Ansätzen aus dem 20. Jahrhundert (Lenin 1987 [1909], Butler 1995) zeigt er auf, dass sich *Doing Gender* und *Making Sex* nicht trennen lassen. Dabei seien insbesondere die Praktiken der Materialisierung von politischem und wissenschaftlichem Interesse. Erst wenn Materie als konkrete gesellschaftliche Praxis verstanden werde, könnten die konkreten Praktiken der Materialisierung auch entsprechend analysiert werden. Stoff erinnert an Donna Haraways Aufforderung, sich mit der Materialität des biologischen Geschlechts auseinanderzusetzen (Haraway 1995: 92), um feministischer Kritik analytische Schärfe zu geben. [MATERIALITÄT]

Imke Schmincke zeigt in ihrer Fluchtlinie zum Körperbegriff, dass menschliche Körper weder ‚nur‘ Natur und Materie sind, noch vollkommen gesellschaftlich normierte Produkte sozialer Praxis. Körper seien stets beides, Voraussetzung und Ergebnis einer sozial-kulturellen Bearbeitung dessen, was Menschen sich als ‚Natur‘ vorstellen. Gleichzeitig hinterfragt Schmincke die historisch gewachsene Binarität von ‚Natur‘ und ‚Kultur‘. Unsere Art und Weise über Körper zu sprechen, sie wahrzunehmen und zu fühlen sind stets historisch und kulturell spezifisch. Dies differenziert sie anhand der drei Dimensionen *Körper und Geschlecht*, *Körper und Raum* sowie *Körper zwischen Wissenschaft und Politik*. [KÖRPER]

Marian Füssel fokussiert in seinem Fluchtlinien-Beitrag die Historizität der Kategorien Raum und Geschlecht, die in ihrer Relationalität und in ihren Praktiken stets geschichtlich zu denken seien. [HISTORISIERUNG] Er argumentiert mit Koselleck (2003), dass Raum, und analog dazu Geschlecht, einerseits notwendige Bedingung sei, um eine Geschichte zu erzählen, andererseits auch immer eine eigene Geschichte habe, die sozialen, ökonomischen und politischen Veränderungen unterliege. Für Geschlecht spielt er dies am Beispiel von Thomas Laqueurs Studie (1990) zur Wandlung vom Ein-Geschlecht zum Zwei-Geschlechter-Modell durch und zeigt, dass auch die Geschlechterforschung wesentlich als Geschlechter*geschichts*forschung den Schluss ziehe, dass diese Kategorien produziert und veränderbar seien.

Susanne Krasmann und Christine Hentschel stellen eine Erweiterung des Vulnerabilitätskonzeptes durch den Begriff *Exposure* vor. [EXPOSURE] Verletzlichkeit sei als eine sozial und physisch verankerte „Grundbedingung des Lebens“ zu verstehen. Mit Judith Butler (2005, 2010) argumentieren sie, dass Verletzlichkeit auch eine Frage der Anerkennung und der Hierarchisierung ist. Ihr Konzept der Exposure ermögliche es, die verschiedenen Seiten von Verletzlichkeit zu erfassen: das Moment des Ungeschützt- und Ausgesetzt-Seins wie das des Sich-Zeigens und das Ereignishafte in beidem. Der Beitrag hebt hervor, dass Exposure immer an eine Öffentlichkeit gebunden ist – als Unterbrechung des Gewohnten sei das Moment singular. Der Raum als Kontaktfläche und Ort von Kollektivität mit auch einer materiellen Struktur spiele dabei eine besondere Rolle: Akte der Exposure verändern die Beschaffenheit, die Sichtbarkeit und die Bedeutung dieser Strukturen, in denen ein „Dazwischen“ und die Kontaktflächen des öffentlichen Raums verhandelt werden.

Mit diesem ersten Fluchtlinienbeitrag wird auch die Auseinandersetzung mit Forschungen zu Raum und Geschlecht als eine Geschichte gegenwärtiger Raumverhältnisse beginnen. Die anschließenden Texte fächern Argumente weiter auf und unterfüttern diese theoretisch wie empirisch. Am Ende wollen wir zum Anfang und zur Gegenwart zurückkommen – sicher nicht, ohne woanders gelandet zu sein.

LITERATUR

- Alexander, Michelle (2010): *The New Jim Crow. Mass Incarceration in the Age of Colorblindness*, New York: The New Press.
- Bauer, Jenny (2015): „Differentielles Denken, heterogene Räume und Konzepte von Alltäglichkeit. Anknüpfungen an Henri Lefebvres Raumkonzept aus feministischer Perspektive“, in: Sonja Lehmann/Karina Müller-Wienbergen/Julia Elena Thiel (Hg.), *Neue Muster, alte Maschen? Interdisziplinäre Perspektiven auf die Verschränkungen von Geschlecht und Raum*, Bielefeld: transcript, S. 23-41.
- Baumgärtner, Ingrid/Melanie Panse (Hg.) (2016): *Kreuzzug und Gender. Das Mittelalter 1, 21*, S. 1-20.
- Bennett, Judith (2007): *History Matters. Patriarchy and the Challenge of Feminism*, Philadelphia: University of Pennsylvania Press.
- Bhabha, Homi K. (1994): *The Location of Culture*, London: Routledge.
- Bock, Gisela/Zimmermann, Margarete (Hg.) (1997): *Die europäische Querelle des Femmes. Geschlechterdebatten seit dem 15. Jahrhundert*, Stuttgart: Metzler 1997.
- Bock, Gisela (2000): *Frauen in der europäischen Geschichte*, München: Beck.
- Böhme, Hartmut (Hg.) (2005): *Topographien der Literatur. Deutsche Literatur im transnationalen Kontext*, Stuttgart/Weimar: Metzler.
- Bourdieu, Pierre (1982): *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bühmann, Andrea & Schneider, Werner (2008): *Vom Diskurs zum Dispositiv. Eine Einführung in die Dispositivanalyse*, Bielefeld: transcript.
- Butler, Judith (1993): *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of Sex*, New York: Routledge.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1997): *Excitable Speech. A Politics of the Performative*, New York: Routledge.
- Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin: Berlin Verlag.
- Butler, Judith (2001): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2015): Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung, Bielefeld: transcript.
- Chakrabarty, Dipesh (2000): Provincializing Europe. Postcolonial Thought and Historical Difference, Princeton (NJ): University of Princeton Press.
- Combahee River Collective (1997 [1977]): „A Black feminist statement“, in: Linda Nicholson (Hg.), The second wave. A reader in feminist theory, New York: Routledge, S. 63-70.
- Cortázar, Julio (2010): „El otro cielo“, in: ders., Cuentos completos I, Madrid: Santillana, S. 622-639.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics“, in: University of Chicago Legal Forum, S. 139-167.
- Crenshaw, Kimberlé (1991): „Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color“, in: Stanford Law Review 43, 6, S. 1241-1299.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1977): Rhizom, Berlin: Merve.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie, Berlin: Merve.
- Duden, Barbara (1987): Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hg.) (2006): Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Eggers, Maisha/Kilomba, Grada/Pesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.) (2006): Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland, Münster: Unrast.
- Epple, Angelika (2004): Historiographiegeschichte als Diskursanalyse und Analytik der Macht: eine Neubestimmung der Geschichtsschreibung unter den Bedingungen der Geschlechtergeschichte, in: L'Homme. Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft, 15, 1, S. 77-96.
- Flüchter, Antje (2015): „Verkörperungen im Raum. Überlegungen aus Perspektive einer Frühneuzeithistorikerin“, in: Sonja Lehmann/Karina Müller-Wienbergen/Julia Elena Thiel (Hg.), Neue Muster, alte Maschen? Interdisziplinäre Perspektiven auf die Verschränkungen von Geschlecht und Raum, Bielefeld: transcript, S. 85-90.

- Förschler, Silke/Habermas, Rebekka/Roßbach, Nikola (Hg.) (2014): Verorten – Verhandeln – Verkörpern. Interdisziplinäre Analysen zu Raum und Geschlecht, Bielefeld: transcript.
- Foucault, Michel (1974 [1966]): Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften, Berlin: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1978): Dispositive der Macht. Über Sexualität, Wissen und Wahrheit, Berlin: Merve.
- Foucault, Michel (1981 [1969]): Archäologie des Wissens, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1983): Sexualität und Wahrheit, Bd. 1. Der Wille zum Wissen, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2006 [1967/1984]): „Von anderen Räumen“, in: Jörg Dünne/Stephan Günzel (Hg.), Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gildemeister, Regine/Wetterer, Angelika (1992): Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zwei-Geschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung, in: Gudrun-Axeli Knapp (Hg.): Traditionen Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie, Freiburg: Kore, S. 201-254.
- Gilroy, Paul (1993): The Black Atlantic: Modernity and Double Consciousness, New York: Verso.
- Goonewardena, Kanishka/Kipfer, Stefan/Milgrom, Richard/Schmid, Christian (Hg.) (2008): Space, Difference, Everyday Life: Reading Henri Lefebvre, London: Routledge.
- Grigg, Jeff W. (2014): The Combahee River Raid: Harriet Tubman & Low-country Liberation, Charleston: The History Press.
- Günzel, Stephan (2015): „Dimensionen des Theoretischen“, in: Sonja Lehmann/Karina Müller-Wienbergen/Julia Elena Thiel (Hg.), Neue Muster, alte Maschen? Interdisziplinäre Perspektiven auf die Verschränkungen von Geschlecht und Raum, Bielefeld: transcript, S. 19-22.
- Günzel, Stephan (2017): Raum. Eine kulturwissenschaftliche Einführung, Bielefeld: transcript.
- Habermas, Rebekka (2000): Frauen und Männer des Bürgertums. Eine Familiengeschichte (1750-1850), Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht.
- Haasis, Lucas/Rieske, Constantin (Hg.) (2015): Historische Praxeologie. Dimensionen vergangenen Handelns, Bielefeld: transkript.

- Hausen, Karin (1976): „Die Polarisierung der ‚Geschlechtscharaktere‘ – Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben“, in: Werner Conze (Hg.), Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas. Neue Forschungen, Stuttgart: Klett.
- Honegger, Claudia (1991): Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib, 1750-1850, Frankfurt a. M.: Campus.
- hooks, bell (2000): Where we stand. Class matters, New York/London: Routledge.
- Kersten, Susanne (2016): „Besser ist es das zu wollen“ – Geflüchtete Jugendliche zwischen Autonomiestreben und Bindungswünschen, in: Betrifft Mädchen, 30. Jg. 2016, S. 100-104.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2010): „Intersectional Invisibility‘: Anknüpfungen und Rückfragen an ein Konzept der Intersektionalitätsforschung“, in: Helma Lutz/María Teresa Herrera Vivar/Linda Supik (Hg.), Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzeptes, Wiesbaden: VS Verlag, S. 242-264.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2013): „Zur Bestimmung und Abgrenzung von ‚Intersektionalität‘. Überlegungen zu Interferenzen von ‚Geschlecht‘, ‚Klasse‘ und anderen Kategorien sozialer Teilung“, in: Erwägen, Wissen, Ethik: EWE 3, 24, Stuttgart: Lucius & Lucius, S. 341-354.
- Krämer, Felix (2016): Hazards of Being a Male Breadwinner: Deadbeat Dads in the United States of the 1980s, in: Historical Social Research/Historische Sozialforschung (HSR), 41, 1, S. 223-239.
- Laqueur, Thomas (1990): Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud, Cambridge Mass.: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (2010): Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lefebvre, Henri (2006 [1974]): „Die Produktion des Raums“, in: Jörg Dünne, Jörg /Stephan Günzel (Hg.), Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 330 -342.
- Lehmann, Sonja/Müller-Wienbergen, Karina/Thiel, Julia Elena (Hg.) (2015): Neue Muster, alte Maschen? Interdisziplinäre Perspektiven auf die Verschränkungen von Geschlecht und Raum, Bielefeld: transcript.
- Lorenz, Maren (2000): Leibhaftige Vergangenheit. Einführung in die Körpergeschichte, Tübingen: Edition diskord.

- Löw, Martina (1993): Raum ergreifen. Alleinwohnende Frauen zwischen Arbeit, sozialen Beziehungen und der Kultur des Selbst, Bielefeld: Kleine.
- Mackert, Nina (2016): „Kimberlé Crenshaw: Mapping the Margins (1991). Oder: Die umkämpfte Kreuzung“, in: Olaf Stieglitz/Jürgen Martschukat (Hg.), *race & sex: Eine Geschichte der Neuzeit*. 49 Schlüsseltexte aus vier Jahrhunderten neu gelesen, Berlin: Neofelis, S. 50-56.
- Mathes, Bettina/Braun, Christina von (2007): *Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen*, Berlin: Aufbau Verlag.
- McClintock, Anne (1995): *Imperial Leather: Race, Gender, and Sexuality in the Colonial Contest*, New York: Routledge.
- Netzwerk Körper (Hg.) (2012): *What Can a Body Do? Praktiken und Figurationen des Körpers in den Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M.: Campus.
- Opitz-Belakhal, Claudia (2010): *Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a. M.: Campus.
- Patterson, Orlando (2008): „Freedom, Slavery, and the Modern Construction of Rights“, in: Hans Joas/Klaus Wiegandt (Hg.), *The Cultural Values of Europe*, Liverpool: Liverpool University Press, S. 115-151.
- Rau, Susanne (2017): *Räume*, Frankfurt a. M.: Campus.
- Reckwitz, Andreas (2008): *Subjekt*, Bielefeld: transcript.
- Ruhne, Renate (2011): *Raum Macht Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum*, Wiesbaden: VS Verlag.
- Schlögel, Karl (2002): „Kartenlesen, Raumdenken. Von einer Erneuerung der Geschichtsschreibung“, in: *Merkur* 56, 4, S. 308-318.
- Schuster, Nina (2010): *Andere Räume. Soziale Praktiken der Raumproduktion von Drag Kings und Transgender*, Bielefeld: transcript.
- Scott, Joan (1988), *Gender and the Politics of History*, New York: Columbia University Press.
- Soja, Edward W. (1989): *Postmodern Geographies: The Reassertion of Space in Critical Social Theory*, London/New York: Verso.
- Soja, Edward W. (1996): *Thirdspace: Journeys to Los Angeles and Other Real-and-Imagined Places*, Oxford: Basil Blackwell.
- Soja, Edward W. (2005): „Trialektik der Räumlichkeit“, in: Robert Stockhammer (Hg.), *TopoGraphien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*, München: Wilhelm Fink Verlag, S. 93-123.

- Spivak, Gayatri Chakravorty (2014): Kritik der postkolonialen Vernunft. Hin zu einer Geschichte der verrinnenden Gegenwart, Stuttgart: Kohlhammer.
- Stoff, Heiko (1999): „Diskurse und Erfahrungen. Ein Rückblick auf die Körpergeschichte der 90er Jahre“, in: 1999. Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts, 14, 2, S. 142-160.
- Stoler, Ann Laura (1995): Race and the Education of Desire: Foucault's History of Sexuality and the Colonial Order of Things, Durham: Duke University Press.
- Trepp, Anne-Charlott (1996): Sanfte Männlichkeit und selbständige Weiblichkeit. Frauen und Männer im Hamburger Bürgertum zwischen 1770 und 1840, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Van Dyk, Silke (2013): „Was die Welt zusammenhält. Das Dispositiv als Assoziation und performative Handlungsmacht“, in: Zeitschrift für Diskursforschung, 1 (1), S. 44-66.

Fluchtlinien zu Raum und Geschlecht

Exposure

Christine Hentschel & Susanne Krasmann

Vulnerabilität, das scheint offenkundig, ist eine Grundbedingung des Lebens: Wir sind verletzlich, im physischen, aber auch im sozialen Sinne. Dabei ist Verletzlichkeit, wie Judith Butler (2005, 2010) betont, eine Frage der Anerkennung und darin der Hierarchisierung. Verletzlichkeit, die nicht wahrgenommen wird, und Subjektivität, die nicht artikulierbar ist, markieren verworfenes, gleichsam nicht lebbares Leben. Wir sind jedoch nicht nur den Blicken, der Willkür, der Ignoranz oder Gewalt anderer ausgesetzt; wir setzen uns ihnen auch selbst aus. Sich exponieren, sich zeigen, sich angreifbar und verletzlich machen, ist ein notwendiger, vielleicht ein unverzichtbarer Bestandteil sozialen Lebens und politischer Prozesse (Butler 2016).

Vulnerabilität mag die Grundbedingung unseres Lebens sein; aber was genau das bedeutet, wie Verletzlichkeit erlebt und erfahren und wie sie sozial verhandelt und artikulierbar wird, ist eine genuin empirische Frage. Wir schlagen den englischen Begriff der Exposure vor, um die verschiedenen Facetten von Verletzlichkeit zu erfassen: das Moment des Ungeschützt- und Ausgesetzt-Seins wie des Sich-Zeigens, aber auch das Ereignishafte und Produktive. [VISUALISIERUNG] Im Begriff der Exposure wird Verletzlichkeit daraufhin befragbar, wie sie gewendet wird.

Exposure ist der Moment, in dem Verletzlichkeit sich zeigt, spürbar und artikulierbar wird. Dabei ist Exposure in gewisser Weise immer an eine Öffentlichkeit gebunden: wenn eine Wahrheit plötzlich ans Licht kommt, durch eine Katastrophe Leben zerstört oder Selbstverständlichkeiten erschüttert werden. Exposure begleitet winzige Momente unseres alltäglichen Lebens: Ich muss mich zeigen, mich dem Blick und dem Urteil anderer aussetzen, wenn ich mich behaupten oder für eine Sache eintreten will; und Exposure

prägt Ereignisse von größerer gesellschaftlicher Sichtbarkeit: von den Machenschaften einer Regierung oder eines Unternehmens, die enthüllt und angeprangert werden, bis hin zu terroristischen Anschlägen, die Leben vernichten und Bevölkerungen in Unruhe versetzen. Exposure kann absichtlich herbeigeführt, aber auch Moment eines unkontrollierbaren Zusammenspiels vielfältiger sozialer und physischer Kräfte sein. Als ein verstörendes, zutiefst verunsicherndes Widerfahrnis, das lebensbedrohlich und zerstörerisch sein kann, ist Exposure stets außergewöhnlich und von Unsicherheit und Unge-
wissenheit gezeichnet. Exposures können uns plötzlich und unerwartet ereilen, vor allem aber sind es offene Situationen, in denen vertraute Anhaltspunkte der Orientierung verloren gegangen sind oder unklar ist, wie das Gegenüber reagieren wird. Deshalb zeigt sich in Momenten der Exposure besonders deutlich, wie Zusammenhänge hergestellt und Beziehungen geknüpft werden: Beziehungen zwischen den Dingen, die ein Ereignis verstehbar machen, und Beziehungen, die zwischen Menschen entstehen. Genau dies ist das Anliegen einer Analyse von Exposures: Sie erlaubt gleichermaßen in Augenschein zu nehmen, wie wir uns als verletztlich erleben und wie wir mit anderen zusammenleben; wie sich, mit anderen Worten, soziales und politisches Leben formt.

In der Unterbrechung des Gewohnten sind Exposures stets singular. Sie sind Akte, nicht Praktiken (Isin 2009: 379), die etwas an die Oberfläche der öffentlichen Wahrnehmbarkeit bringen. Doch obgleich singular, stehen Akte der Exposure selten allein. Sie verbinden sich mit anderen Akten beziehungsweise werden mit diesen in Verbindung gebracht. So setzt sich der Anschlag auf den Berliner Weihnachtsmarkt Ende 2016 in Beziehung zu den Ereignissen von Nizza, München und Paris – und wird lesbar als eine Serie neuer Formen von Terroranschlägen, die nicht mehr auf bestimmte politische oder wirtschaftliche Eliten zielen, sondern im öffentlichen Raum jede und jeden treffen können. Dabei ist keineswegs von Anfang an klar, welche Kollektivität jeweils betroffen, „gemeint“, ist. Die Kollektivität formt sich vielmehr erst in den Verbindungen, die sich herstellen, und in den vielfältigen Aktionen und Reaktionen, in denen das Geschehen seine Wendungen nimmt. Niemand beherrscht dieses Geschehen vollständig, auch nicht diejenigen, die Akte der Exposure möglicherweise angestoßen haben. Ob und wie etwa eine Geste der Versöhnung oder eine politische Herausforderung an- oder überhaupt aufgenommen werden, ist ungewiss.

KONTAKTFLÄCHEN UND KOLLEKTIVITÄT IM RAUM

Wenn Raum das Produkt von Beziehungen ist (Massey 2005), auch der kurzlebigen Begegnungen oder prekären Zugehörigkeiten und affektvollen Verwicklungen, was lässt sich über dieses Zusammenspiel dann in der Analyse von Akten der Exposure erfahren? Es sind die konkreten „surfaces of contact“, an denen sich soziale Konnektivität, aber auch politische Subjektivität artikuliert, so argumentiert Martin Coward (2011: 472, 479) in seinem Aufsatz „Between us in the city“. Die „materielle Textur“ der Mauern, Straßen, Häuser, Kabel und Fasern sind Flächen der Berührung. Sie verbinden, und sie trennen und entzweien, gerade weil sie das sind, was wir teilen müssen. Akte der Exposure verändern die Beschaffenheit, die Sichtbarkeit und die Bedeutung dieser Texturen, in denen ein solches „Dazwischen“ des öffentlichen Raums verhandelt wird und neu entsteht. Wie wir uns mit wem verbinden, wo wir unsere Zugehörigkeit verorten, was uns berührt oder kalt lässt, wird in solchen Akten zur Disposition gestellt. Neue Allianzen und geteilte Verletzbarkeiten auch jenseits beziehungsweise in der Verschiebung und Verkehrung tradierter soziologischer Kategorien wie Race, Class, Gender, Nation formieren sich.

So ließ sich bei den Pariser Terroranschlägen beobachten, wie sich die „gemeinte“ Kollektivität zunächst über die Kontaktflächen im Raum artikuliert. Getroffen waren Knotenpunkte urbaner Bewegtheit, urbanen Konsums und Amüsements: das Café, die Konzerthalle, das Fußballstadion, das Einkaufszentrum, die U-Bahn oder der Weihnachtsmarkt – kurzum „unser“ Lebensstil, „unser“ kosmopolitisches Selbstverständnis, das „Leben selbst“ (Zekri 2015). Insofern die Terrorakte ein urbanes Gefüge gewaltsam aufgebrochen hatten, vollzog sich die daraufhin einsetzende Suche nach Neu-Orientierung ihrerseits als „doing space“. So zeigten sich in den Tagen nach den Terroranschlägen zahlreiche Städter_innen unter dem Hashtag „JeSuisEnTerrace“ (etwa „ich bin draußen im Café“) in ihren Lieblingsbars und Cafés. Was als Akt des Muts gegen die Einschüchterung, als Akt der Resilienz gegen den kollektiven Schock oder der Verteidigung der französischen Kultur gegen „den ideologischen Nihilismus des Islamischen Staates“ interpretiert wurde (z.B. Zekri 2015; Horton 2015), zeigte sich auch als Wiederbeanspruchung und -belebung des urbanen Raums. Die räumliche Be- oder Verarbeitung ist auch eine Positionierung in einer Welt der Konnektivität, in der die verwundbaren Innenstadträume plötzlich in unmittelbarer Beziehung zu den

(belgischen) Banlieues und Rückzugsorten von Terroristen standen und sich mit anderen Städten wie London, Orlando, Berlin oder Bamako zu einem Netz (hierarchisierter) urbaner Getroffenheit verbanden.

Im Sinne von Deleuze und Guattari (1992: 20) können Akte der Exposure als Fluchtlinien verstanden werden, die aus vermeintlich etablierten Zuordnungen, Stratifizierungen und Territorialisierungen zumindest momenthaft herausführen. Sie wirbeln auf, ohne die Territorialisierungen einfach aufzulösen. Sie sind Öffnungen, die Neues und Neuordnungen ermöglichen, auch erzwingen, die aber auch Reterritorialisierungen, also neue Unterscheidungen, Grenzziehungen und Kerbungen des Sozialen hervorrufen und den „Gefügen des Begehrens ihre Spitzen nehmen“ (Deleuze 1996: 22f.) können. [EINLEITUNG]

Die Formen des Zusammenseins, die aus Akten der Exposure hervorgehen, sind nicht immer „nett und kuschelig“ (vgl. Thrift 2004: 58). Nicht mit wem wir zusammenleben wollen, ist die Frage, sondern wie und um welche Fragen herum wir uns in welcher Weise organisieren. Das Besondere des Ortes ist, Doreen Massey (2005: 140) zufolge, nicht die „Romantik“ einer gegebenen kollektiven Identität oder einer überdauernden Architektur oder Landschaft, sondern das „Zusammengewürfeltsein“ (*throwntogetherness*), das unvermeidlich – und unaufhörlich – dazu herausfordert, die jeweilige Verortung zwischen den Menschen, zwischen Vergangenheit und Zukunft, aber auch zwischen Menschen und nicht-menschlichen Dingen auszuhandeln. Wer oder was das „Wir“ ist, das sich formiert, ist seinerseits eine politische Frage. Exposure lässt uns diese als ein Ereignis im Raum verstehen, das diesen Raum, als spezifische Ordnung, Verteilung, Anordnung und Kräftebeziehung zugleich verschiebt: zur Disposition stellt. Grenzziehungen, Schließungen, Ausschließungen sind dabei ebenso möglich wie das Entstehen neuer Verknüpfungen und Intensitäten.

KONNEKTIVITÄT UND AFFIZIERUNG

Die Analyse von Akten der Exposure, so viel sollte bisher deutlich geworden sein, beruht auf einem Begriff von Öffentlichkeit, der diese über das Gefüge ihrer Beziehungen konzipiert. Dabei ist, Craig Calhoun zufolge, unser „Sinn“ dafür, wie wir in und Teil der Welt sind und wie wir uns im Verhältnis zu und mit anderen wahrnehmen, zuallererst ein visueller. Calhoun nennt dies

„visual citizenship“.¹ Gesellschaft und soziales Zusammenleben lassen sich demnach nicht zufriedenstellend in Kategorien kollektiver Repräsentationen und hegemonialer Kämpfe erfassen, die das Besondere und die Vielfalt gesellschaftlicher Erfahrung nicht greifen können (Telesca 2013). Kollektivität zeichnet sich vielmehr von den unterschiedlichen Bezugnahmen und Beziehungen her ab, die sich um eine „Sache“, das heißt, eine öffentliche Angelegenheit oder ein Ereignis herum gruppieren (Latour 2005: 13), und die sich sowohl in den konkreten Räumen als auch über diese hinaus nachzeichnen lassen.

Wie sich über Akte der Exposure Kollektivitäten formieren, lässt sich beispielhaft in den zahlreichen Versuchen nachvollziehen, die Präsidentschaftskandidatur von Donald Trump zur Disposition zu stellen. Erst das einen Monat vor den Wahlen auftauchende Video aus dem Jahr 2005, in dem Trump sich freimütig vulgär und sexistisch gegenüber Frauen gebärdete, führte schließlich zu einer größeren Resonanz, die die Kandidatur für einen Augenblick ins Wanken zu bringen schien. Zeitungsinterviews folgten, in denen betroffene Frauen Trump sexueller Belästigung bezichtigten und seine Aussagen vom bloßen „locker room talk“ als grob untertrieben exponierten; führende Republikaner distanzieren sich von ihrem Kandidaten. Trump gewann die Wahl, doch der direkt auf seine Amtseinführung folgende *Women's March on Washington* am 21. Januar wurde zum bis dato größten Protest in der US-amerikanischen Geschichte und mobilisierte weltweit fünf Millionen Protestierende.² Die Aktivistinnen riefen unter Aneignung der von Trump verwendeten degradierenden Bezeichnung „pussy“ im besagten Video dazu auf, mit dem Tragen von „pussy hats“ ein „unique collective visual statement“ zu setzen. Die „pussy“ in den Händen des Präsidentschaftskandidaten wurde als Symbol einer globalen Allianz im Sinne einer *visual citizenship* in Stellung gebracht. Als Spitzen des Protestes standen sie gewissermaßen für die zahlreichen Unglaublichkeiten des Präsidenten: seinen Sexismus, seine Lügen, die diffamierenden Aussagen über Muslime und Migrant_innen oder

1 Craig Calhoun (2010): „What is Visual Citizenship?“, <https://vimeo.com/25369048> [4. September 2016].

2 <https://www.pussyhatproject.com/>. Die New York Times titelt mit dem Zitat einer protestierenden Frau „We are not going away“ – was den March als Akt des Raumnehmens, des Nicht-Weichens deutet. <https://www.nytimes.com/2017/01/21/us/womens-march.html>.

die Behauptung, auf der Fifth Avenue in New York einfach jemanden erschießen zu können, ohne Wählerstimmen zu verlieren. Jenseits einer „Frauensolidarität“ formten sich Solidaritäten gegen Abschiebepraktiken, gegen Polizeigewalt gegenüber schwarzen Jugendlichen oder gegen Gentrifizierung. [KÖRPER] Die drohende Ausweisung, die Gewalterfahrung als Schwarzer oder als Frau, sowie die unbezahlbare Stadt wurden als geteilte Vulnerabilität gegenwärtig und dringlich gemacht.

Akte der Exposure – sowohl die unfreiwilligen, wie in Trumps frauenverachtendem Video, als auch die des koordinierten Protests, in denen die eigene als die geteilte Verletzlichkeit öffentlich artikuliert und eingesetzt wird – sind selbst Fluchtlinien, in denen bestehende Kollektivitäten auseinandergetrieben werden und sich neu finden. Um diese Momente der „radikalen Offenheit“ (Massey 2005: 11) lesen zu können und zu eruieren, was aus ihnen „werden“ könnte, hilft ein Augenmerk auf das, was Deleuze (1987: 101) die „Fähigkeit zu affizieren“ genannt hat, etwa das sich artikulierende Begehren, aber auch die kollektiven Emotionen, die Resonanzen und intimen Öffentlichkeiten, die Rhythmen und Intensitäten der Debatte, sowie die visuellen Argumente, die über lokale Räume hinausreichen (Knudson und Stage 2015; Berlant 2008; Ahmed 2004). [TRANSEKTIONALITÄT] Über solche Modi der Affizierung in Bezug auf „doing space“ und „doing gender“ nachzudenken, heißt auch zu fragen, in welchen Momenten es gelingt, die Verletzlichkeit durch Miss- oder Verachtung in die Exposure der eigenen, geteilten Kraft zu transformieren (Lorde 1984). Und wenn wir, im Sinne von Deleuze, virtuell alles sind – männlich und weiblich, schwarz und weiß, von hier wie von dort (vgl. Colebrook 2002: 113) –, dann gilt es genau dies nachzuzeichnen: wie die affektiven Momente sich als Kräfteverhältnisse verwirklichen und aktualisieren (vgl. Deleuze 1987: 111) und wie das „Sagbare“ sich in der „Spontaneität“ konstituiert (ebd.: 108). Begriffe sind nicht einfach Repräsentationen einer Realität, vielmehr selbst Eingriffe in die Realität (Deleuze/Guattari 1996). Sie kommen nicht einfach hinzu, vielmehr formiert sich die Realität in der Bezugnahme, der Konnektivität und Affizierung. Und genau hier liegt das Moment der Durchbrechung und Neuordnung, hier liegt eine Fluchtlinie aus einer vermeintlich feststehenden Ordnung.

LITERATUR

- Ahmed, Sara (2004): *The Cultural Politics of Emotions*, Edinburgh: Edinburgh University Press.
- Berlant, Laurent (2008): *The Female Complaint. The Unfinished Business of Sentimentality in American Culture*, Durham and London: Duke University Press.
- Butler, Judith (2005): *Gefährdetes Leben. Politische Essays*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2010): *Raster des Krieges: Warum wir nicht jedes Leid beklagen*, Frankfurt a. M.: Campus.
- Butler, Judith (2016): *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*, Berlin: Suhrkamp.
- Colebrook, Claire (2002): *Understanding Deleuze*, Crows Nest: Allen & Unwin.
- Deleuze, Gilles (1987): *Foucault*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Deleuze, Gilles (1996): *Lust und Begehren*, Berlin: Merve.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): *Tausend Plateaus. Kapitalismus und Schizophrenie*, Berlin: Merve.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1996): *Was ist Philosophie?* Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Horton, Helena (2015): „#JeSuisEnTerrasse – French hashtag trends as Parisians show they aren’t afraid of Isil“, in: *The Telegraph* vom 17.11. 2015, abrufbar unter <http://www.telegraph.co.uk/news/worldnews/europe/france/12001998/je-suis-en-terrace-french-hashtag-paris-attacks-charlie-hebdo.html>.
- Isin, Engin F. (2009): „Citizenship in flux: The figure of the activist citizen“, in: *Subjectivity* 29, 1, S. 367-388.
- Knudson, Britta Timm and Carsten Stage (2015): „Introduction. Politicizing Bodily Vulnerability“, in: *Global Media, Biopolitics and Affect. Politicizing Bodily Vulnerability*, New York: Routledge, S. 1-27.
- Latour, Bruno (2005): *Von der Realpolitik zur Dingpolitik*, Berlin: Merve.
- Lorde, Audre (1984): „The uses of anger. Women responding to racism“, in: *Sister Outsider. Essays and Speeches by Audre Lorde*, Berkeley: Crossing Press, S. 124-133.
- Massey, Doreen B. (2005): *For Space*. London; Thousand Oaks, CA: Sage.

Telesca, Jennifer (2013): „Preface: What Is Visual Citizenship?“, in: *Humanity. An International Journal of Human Rights* 4, 3, S. 339-343.

Zekri, Sonja (2015): „Angriff der Nihilisten“, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 18. 11. 2015, S. 4.

Historisierung

Marian Füssel

„Stets historisieren!“ – dieses programmatische Schlagwort schrieb der amerikanische Literaturwissenschaftler Fredric Jameson den postmarxistischen Kulturwissenschaften bereits 1981 ins Stammbuch (Jameson 1988: 7). Rund zwei Jahrzehnte später formulierte die feministische Literaturwissenschaftlerin Susan Stanford Friedman im Anschluss daran den Aufruf: „Always spatialise“ (Stanford Friedmann 1998: 130). Historisierung und Verräumlichung bilden dabei keine Substitute, sondern zwei parallele Operationen, die gerade für die Analyse der Relationen von Raum und Geschlecht zentral sind. Ist der Raumbegriff inzwischen hinlänglich theoretisch elaboriert worden (Dünne/Günzel 2006), kann das für den Begriff der Historisierung nicht in gleicher Weise gelten (Baumstark/Forkel 2016a). Es besteht vielmehr ein auffälliges Missverhältnis zwischen der Häufigkeit, mit der der Begriff in aktuellen Diskussionen fällt, und den wenigen expliziten Thematisierungen dessen, was man darunter verstehen will. Eine Suche bei google.books etwa liefert schnell über 100.000 Treffer, ein Blick in die Bibliothek hingegen eine vergleichsweise überschaubare Menge an einschlägigen Publikationen.

Die Debatte um die Historisierung des Nationalsozialismus, angestoßen 1985 von Martin Broszat (Kolář 2012) hat die Diskussion um den Begriff politisiert und ihm lange einen „negativen Akzent“ verliehen (Schulin 1997: 8). Jenseits der Engführung dieser Debatte innerhalb der Zeitgeschichte eröffnet sich allerdings ein wesentlich weiteres Diskussionsfeld. Starke Einflüsse verdanken sich nicht allein dem Marxismus (Haug 2003), sondern auch der neueren Wissenschaftsgeschichte, die eine radikale Historisierung nicht nur von Kultur, sondern auch von Natur fordert (Breibach 2011).

[MATERIALITÄT] Jedoch erst in jüngerer Zeit treten Versuche der Synthesierung verschiedener Ansätze auf, wie etwa ein bei Metzler erschienenes Handbuch zur *Historisierung* verdeutlicht (Baumstark/Forkel 2016a, Most 2002). Die Operation der Historisierung speist sich zweifellos wesentlich aus dem Historismus und der Epoche der Verwissenschaftlichung der Geschichtsschreibung, geht aber nicht darin auf. So hat der französische Althistoriker François Hartog darauf hingewiesen, dass es auch wesentlich ältere, bereits antike Traditionen der Historisierungsarbeit gibt (Hartog 2010). Klassisch geworden ist Ernst Troeltschs Definition des Historismus als „grundsätzliche Historisierung alles unseres Denkens über den Menschen, seine Kultur und seine Werte“ (Troeltsch 1922: 281). Neben dem Rekurs auf den deutschen Historismus von Johann Gustav Droysen bis Reinhart Koselleck und philosophische Traditionen von Georg Friedrich Wilhelm Hegel bis Martin Heidegger existiert vor allem in Frankreich ein Diskurs zum Problem der Historisierung bzw. der Historizität, der wesentliche Einflüsse u.a. von Michel Foucault und Paul Ricoeur bezieht (Delacroix/ Dosse/ Garcia 2009). So hat Michel Foucault in den Worten von Achim Landwehr alle vermeintlich „überzeitlich gültigen Entitäten“ dem „Säurebad der Historisierung“ ausgesetzt (Landwehr 2016: 201). In jüngerer Zeit hat François Hartog die Diskussion mit dem Begriff der „Regime der Historizität“ neu belebt (Hartog 2003). Als ein solches Regime versteht er zunächst „les modalités d’articulation des catégories du passé, du présent et du futur“ (Hartog 2010: 766). Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft stehen jeweils in unterschiedlichen Relationen und Wertigkeiten zu einander. Während etwa im antiken Rom das *historia magistra vitae* Modell geherrscht hatte, stehe die Gegenwart des 21. Jahrhunderts unter der Hegemonie eines „Präsentismus“ (*présentisme*), der allein das Hier und Jetzt privilegiere.

Die meisten Versuche einer Definition von Historisierung verharren sehr im Allgemeinen. So versteht etwa Glenn W. Most unter Historisierung „a specific mode of cognitive activity which defines a body of knowledge and in so doing determines that it is constituted in its essential meaning by its temporal structure“ (Most 2016: 37), während Frederik W. Beiser sie definiert als „the attempt to historicize all our thinking about the human and the natural world, where ‚to historicize‘ means showing how something is the product of history, i.e. the result of historical events or processes“ (Beiser 2016: 43-44). Beide Autoren sind sich in ihren weiteren Ausführungen dann

keineswegs einig über den Prozess des Historisierens. Als konsensfähig erweist sich jedoch der Rekurs auf das historisch Gewordene, also eine Absage an überzeitliche Phänomene.

Bei näherer Betrachtung zeigt sich sowohl die Heterogenität von Ansätzen der Historisierung als auch die Uneinigkeit über deren konsequente praktische Umsetzung oder überhaupt die Unabdingbarkeit des Historisierens. Beginnen wir mit einer Art Basisoperation der Historisierung, die auf das Alltagsgeschäft jeder historischer Forschungsarbeit verweist und damit gleichzeitig zeigt, dass Historisierung keine Frage der Haltung ist, sondern eine der wissenschaftlichen Praxis bzw. des *modus operandi* historischer Forschung. Die Herausgeber des Handbuchs *Historisierung* haben einen einfachen Dreischritt zur praktischen Operationalisierung von Historisierung vorgeschlagen, der aus „Datierung“, „Kontextualisierung“ und „Reintegration“ besteht (Baumstark/Forkel 2016b: 1). Zunächst wird ein Gegenstand, ein Ereignis oder eine Praktik datiert. Wann ist ein Schloss gebaut worden, wann fand eine Schlacht statt, seit wann beginnen akademische Veranstaltungen um viertel nach? In der zweiten Stufe erfolgt die Situierung im historischen Kontext. Warum wurde Versailles so gebaut und mit welchen Architekten und zu welchen repräsentativen Zwecken? Warum war die Schlacht so blutig, warum gab es keinen Sieger, was empfanden die Soldaten oder welche praktischen Notwendigkeiten und kulturellen Konventionen beeinflussen das akademische Zeitmanagement? Auf dritter Ebene erfolgt eine historische Verortung in einer längeren Entwicklung. So kann das Schloss in eine Stilgeschichte, die Schlacht in die Geschichte der Gewalt oder die akademische Viertelstunde in die Geschichte von Zeit und Disziplin oder auch in die Tradierung des räumlichen Arrangements akademischer Institutionen eingeschrieben werden. Die Verlaufsform ist offen: Es kann sich um eine Erzählung von Kontinuität oder Diskontinuität, von Aufstieg oder Niedergang, Fortschritt oder Pathogenese handeln. Untrennbar verknüpft ist dieser formale Dreischritt mit einer Spannung zwischen Distanzierung und Vergegenwärtigung (Baumstark/Forkel 2016b: 3-4). Das Platzieren im historischen Entstehungskontext löste den Gegenstand einerseits aus dem Kontext der Gegenwart heraus, andererseits führte die Dokumentation des Kontextes wieder zu einer Vergegenwärtigung, sei es etwa in einem Schlossmodell, einer Schlachtkarte und einem Foto des Schlachtfeldes oder einem Hinweis auf die Persistenz des akademischen Viertels.

Von diesem Verfahren zu unterscheiden ist die fundamentale Warnung der historischen Anthropologie vor dem identifizierenden Denken des Historikers. So hat Carlo Ginzburg in einem viel zitierten, 1982 erstmals publizierten Interview angemahnt: „Das grundsätzliche Instrument ist das der Entfremdung, der Fremdmachung, die Fähigkeit, bekannte Dinge als unbegreifbar anzusehen – und nicht umgekehrt, wie es die Historiker machen. [...] Oft wendet man sich der Vergangenheit mit einer rein retrospektiven Projektion zu, die keine Rückkehr kennt und nicht das Unterschiedliche sucht und sieht – exzessive Identifikation! (Ginzburg 1988: 26). Auch Hartog insistiert rund dreißig Jahre später auf dem gleichen Punkt, wenn er Historizität begreift als: „cette expérience première d'étrangement, de distance de soi à soi, que, justement, les catégories de passé, de présent, de futur permettent d'appréhender et de dire en l'ordonnant et en lui donnant sens“ (Hartog 2010: 768). Es geht um das „Fremdmachen“ der Vergangenheit, um eine Defamiliarisierung, die überhaupt erst erlauben soll, Neues zu entdecken und nicht alles mit den gewohnten Kategorien zu überdecken.

Man könnte meinen, darin sollten sich eigentlich alle historisch arbeitenden Sozial- und Kulturwissenschaftler_innen einig sein. Was so aussieht wie eine Lektion, die bereits längst gelernt ist, erweist sich jedoch immer wieder als herausgefordert. Ein allgemeiner gesellschaftlicher Präsentismus, aber auch der Präsentismus der Sozialwissenschaften oder der überzeitliche Denkstil der Philosophie lassen auch innerwissenschaftlich eine konsequente Historisierung keineswegs als allseits konsensfähig oder gar als geistes- und sozialwissenschaftlichen Mainstream erscheinen. Schon lange wird die „Enthistorisierung“ der Sozial- und Geisteswissenschaften beklagt (Koselleck 1971: 34-36). Dabei sind es führende Sozialwissenschaftler_innen selbst, die einen Sinn für das Historische einfordern. Mit den Worten Pierre Bourdieus: „Wenn man die Geschichte kennen muß, dann weniger um sich daran zu nähren, sondern um sich von ihr zu befreien, um zu vermeiden, ihr zu gehorchen, ohne es zu wissen, oder sie zu wiederholen, ohne es zu wollen“ (Bourdieu 2004: 115).

Aber auch innerhalb der historisch arbeitenden Disziplinen findet die Historisierungsarbeit immer wieder ihre Grenzen. Neben Anachronismen im Dienste der Aufwertung der eigenen Forschungsfelder (à la „Aufklärung im Mittelalter“), stehen u.a. fachliche Eigenheiten wie etwa das Historizitätsverständnis der Rechtsgeschichte oder der klassischen Militärgeschichte, aber auch ideologische Legitimations- und Delegitimationsagenden.

So belächelt man gern die simple Aneignung der Vergangenheit in der DDR-Historiographie in Gestalt von Begriffen wie „frühbürgerliche Revolution“, arbeitet aber gleichzeitig an der Vorbildfunktion des Alten Reiches für das heutige Europa.

Ähnliche Vorgänge finden sich auch in der Geschlechterdebatte. Eine Figur wie die 1787 in Göttingen promovierte Dorothea Schlözer kann zum Namenspatron für ein Frauenförderprogramm werden, obwohl ihre Geschichte eher die Folge eines „Experimentes“ ihres Vaters als einer bildungspolitischen Emanzipation war (Kern/Kern: 1988). Dafür gäbe es treffendere Beispiele. Von Geschichte als konsequenter Delegitimationswissenschaft im Sinne Wolfgang Reinhard ist man mit solchen Maßnahmen der historischen Identitätsstiftung weit entfernt (Reinhard 2003). Für Reinhard ist es nicht die primäre Aufgabe der Geschichtswissenschaft Legitimität zu stiften, sondern kulturelle konstruierte „Selbstverständlichkeiten“ permanent zu hinterfragen (ebd.: 30). Zielführender scheint es daher, im Sinne von Caroline Arni in der Geschlechtergeschichte mit Hilfe „reflexiv anachronistische[r] Zugriff[e]“ die historischen Gegenstände zunächst so zu „konstruieren und isolieren“, dass sie dann in ihren „jeweils historisch und räumlich spezifischen Kontexten radikal zu historisieren“ sind (Arni 2007: 68). Wem der Blick auf die Vergangenheit angesichts der ungelösten Probleme der Gegenwart nicht kritisch genug ist, sei an die Worte Michel Foucaults erinnert, der sich in einer Vorlesung zur Kritik der politischen Vernunft für seinen Rekurs auf die Policywissenschaft des 18. Jahrhunderts rechtfertigte: „Solche historischen Betrachtungen müssen als sehr fernliegend erscheinen; sie müssen im Hinblick auf aktuelle Sorgen als nutzlos erscheinen. [...] Aber die Erfahrung hat mich gelehrt, dass die Erfassung der Geschichte der verschiedenen Formen von Rationalität manchmal eher zum Erfolg führen als eine abstrakte Kritik, die unsere Gewissheiten und unseren Dogmatismus erschüttern soll“ (Foucault 1981: 196).

ZUR HISTORIZITÄT VON RAUM UND GESCHLECHT

Sowohl die Kategorien Raum und Geschlecht als auch deren Relationen und Praktiken sind durch und durch historisch und daher stets zu historisieren (Füssel 2015). Für den Raum hat das bereits Reinhart Koselleck in aller Deutlichkeit formuliert: „Raum so gut wie Zeit gehören, kategorial gesprochen,

zu den Bedingungen möglicher Geschichte. Aber ‚Raum‘ hat selber auch eine Geschichte. Raum ist sowohl jeder nur denkbaren Geschichte metahistorisch vorauszusetzen wie selber historisierbar, weil er sich sozial, ökonomisch und politisch verändert“ (Koselleck 2003: 82).

Einer der stärksten Historisierungseffekte der Geschlechtergeschichte geht für mich immer noch von Thomas Laqueurs Studie über die Wandlung vom Ein-Geschlecht zum Zwei-Geschlechter-Modell im Verlauf des langen 18. Jahrhunderts aus (Laqueur 1996). [EINLEITUNG] Ein scheinbar anthropologisch-überzeitliches Strukturprinzip erscheint darin als historische Erfindung und verdeutlicht so die Historizität scheinbar überzeitlicher Phänomene. In eine ähnlich historisierende Richtung hatten zuvor bereits unter anderen auch Claudia Honegger, Barbara Duden oder Karin Hausen argumentiert und die Geschichtlichkeit einer scheinbar überzeitlichen Körperlichkeit herausgearbeitet (Opitz 2005: 93-106). Laqueurs Studie ist nicht unumstritten geblieben, doch viele der Kritiken arbeiten eher an einer zeitlichen Vorverlagerung, denn an einer grundsätzlichen Infragestellung der These. An dieser Stelle sollen auch nicht die Argumente für und wider die These rekapituliert werden (Opitz 2005: 106-108). Es verhält sich insgesamt ähnlich wie bei Foucaults Studie zur *Geburt des Gefängnisses*. Die historische Zunft hat inzwischen empirisch alles auf den Prüfstein gelegt und zerpfückt, der Stachel der Historizität bleibt jedoch (Dinges 1996). Kaum jemand wird heute mehr mit überzeitlichen Kategorien an die Geschichte der Strafreime herangehen.

Foucaults *Überwachen und Strafen* stellt auch eindrucksvoll unter Beweis, wie man Historizität narrativ inszenieren kann. Man könnte diese Operation den ‚Damien-Effekt‘ nennen: Die Gegenüberstellung des grausamen Festes der Martern am versuchten Königsmörder Damien im Jahre 1757 und die Beschreibung des gleichsam unkörperlichen Strafens eines Reglements der Jugendstrafanstalt von Mettray 1838 machen den Leserinnen und Lesern auf einen Schlag deutlich, dass hier eine historische Transformation stattgefunden hat (Foucault 1977: 9-43). Und zwar eine Transformation, die trotz des ersten Anscheins keinen Weg zu mehr Freiheit und Zivilisation bahnt, sondern zu neuen Formen der Macht und der Disziplinierung. Gleichzeitig rufen beide Strafreime einen grundsätzlichen „Verfremdungseffekt“ hervor (Phillips 2016: 57). Wie gesagt, man muss der empirischen These von der Geburt des Gefängnisses gar nicht in allem folgen, um von der grundsätzlichen Operation zu lernen.

Kehren wir noch einmal zu der Beispieltabelle Hof – Schlachtfeld – Universität zurück. An allen drei Orten lassen sich Relationen von Raum und Geschlecht historisieren. Am augenfälligsten vielleicht bei Hof, wo das „Frauenzimmer“ einen eindeutig vergeschlechtlichten Raum darstellte, doch bei näherer Betrachtung sind die Relationen vielfältiger und differieren nach Status und sozialen Rollen von der Mätresse bis zur Witwe und von Kronprinzen bis zum Souverän (Hirschbiegel/Paravicini 2000). [MEDIALITÄT] Das Schlachtfeld erscheint zunächst als rein homosozial männlicher Raum. Doch auch hier wird das Bild differenzierter, wenn man zeitlich differenziert. So finden sich im 17. Jahrhundert noch militärische Arbeitspaare bzw. Beutegemeinschaften von Mann und Frau, während im 18. Jahrhundert die Frauen tendenziell eher zu Hause in den Dörfern und Städten bleiben. Und unsere akademische Viertelstunde? Sie markiert den halbstündigen Weg in einer frühneuzeitlichen Universitätsstadt von einem Professorenhaus zu einem anderen. Richten wir den Blick auf das Professorenhaus selbst, ergeben sich weitere vergeschlechtlichte Räume. Ehefrauen und Töchter treten als „Gehülfinnen“ in den Blick und das physische Haus wird zu einem geschlechtlich wie beruflich strukturierten Raum (Panke-Kochinke 1993).

Folglich muss auch nicht jede Historisierung gleich in solchen Makronarrativen wie bei Foucault oder Laqueur resultieren, sie lässt sich genauso auf Mikroebene vollziehen. [IMPERSONATION] [HEIRATSMARKT] Auch würde man Foucault wohl grundsätzlich missverstehen, wenn jede Historisierungsarbeit gleich einen markanten ‚Bruch‘ zu Tage fördern müsste. Mit den Worten Paul Veynes: „Foucault sagt nicht: ‚Ich persönlich ziehe das Diskontinuierliche, die Einschnitte vor‘, sondern: ‚Mißtraut den falschen Kontinuitäten““ (Veyne 1992: 56). Ob ein Einschnitt vorliegt, sollte weiterhin eine empirisch zu klärende Frage sein, die dem „Vetorecht“ der Quellen (Koselleck 1977: 206) unterworfen bleibt. Schließlich sind auch unsere eigene Positionierung, unser eigener Begriffsapparat und unsere eigenen historiographischen Praktiken zu historisieren (Füssel 2015). Ein Begriff wie „Quelle“ etwa kann Anlass zu „Historisierung einer historiographischen Selbstverständlichkeit“ bieten (Zimmermann 1997).

Das Hinterfragen von Selbstverständlichkeiten hängt dabei eng mit der Auseinandersetzung mit der Kontingenz der Geschichte zusammen. So begründet sich der „Rückgriff auf die Geschichte“ für Foucault insoweit, „wie die Geschichte zur Funktion hat zu zeigen, dass das, was ist, nicht immer gewesen ist, das heißt, dass stets im Zusammenfluss von Begegnungen und

Zufällen, am Faden einer zerbrechlichen und heiklen Geschichte sich die Dinge ausgebildet haben, die uns den Eindruck vermitteln, die selbstverständlichsten zu sein.“ (Foucault 1983: 545) Es gilt, die Rationalitäten vergangener Zeiten als durch und durch historisch zu beschreiben ohne sie deshalb abzuwerten: „Für das, was die Vernunft als ihre Notwendigkeit erfährt, oder für das, was vielmehr die verschiedenen Rationalitätsformen als für notwendig ausgehen, kann man voll und ganz die Geschichte schreiben und die Netze von Kontingenzen wieder finden, aus denen dies entstanden ist; was dennoch nicht heißt, dass diese Rationalitätsformen irrational wären; dies heißt, dass sie auf einem Sockel menschlicher Praxis und menschlicher Geschichte beruhen und weil diese Dinge geschaffen worden sind, können sie unter der Bedingung, dass man weiß, wie sie geschaffen wurden, auch aufgelöst werden“ (Foucault 1983: 545). Von Bertolt Brecht bis Pierre Bourdieu ist die Historisierung schließlich auch ein Akt, die Zukunft offen zu halten: Der Mensch „ist, sofern ihn die Zeit gebildet hat, auch zugleich ein anderer [...]. Er hat sich schon geändert, kann sich also weiter ändern.“ (Brecht 1993: 689f). Dass die „Dinge nicht sein müssen, wie sie sind“ (Arni 2007: 57) ist schließlich eine Feststellung, die die Geschlechterforschung ganz wesentlich aus ihrem historischen Forschen als *Geschlechtergeschichte* zieht.

LITERATUR

- Arni, Caroline (2007): „Zeitlichkeit, Anachronismus und Anachronien. Gegenwart und Transformationen der Geschlechtergeschichte aus geschichtstheoretischer Perspektive“, in: *L'Homme* 18, 2, S. 53-76.
- Baumstark, Moritz/Forkel, Robert (Hg.) (2016a): *Historisierung. Begriff – Geschichte – Praxisfelder*, Stuttgart: Metzler.
- Baumstark, Moritz/Forkel, Robert (2016b): „Was ist Historisierung? Einführende Überlegungen zum Begriff“, in: Dies. (Hg.), *Historisierung*, S. 1-16.
- Beiser, Frederick C. (2016): „Historicization and Historicism. Some Nineteenth Century Perspectives“, in: Baumstark/Forkel, *Historisierung*, S. 42-54.
- Bourdieu, Pierre (2004): *Schwierige Interdisziplinarität. Zum Verhältnis von Soziologie und Geschichtswissenschaft*, hg. von Elke Ohnacker und Franz Schultheis, Münster: Westfälisches Dampfboot.

- Brecht, Bertolt (1993): „Über das Historisieren“, in: ders., Große kommentierte Berliner und Frankfurter Ausgabe, Bd. 22, 2, Berlin/Frankfurt a. M.: Aufbau-Verlag/Suhrkamp, S. 689f.
- Breidbach, Olaf (2011): Radikale Historisierung. Kulturelle Selbstversicherung im Postdarwinismus, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Delacroix, Christian/Dosse, François/Garcia, Patrick (Hg.) (2009): *Historicités*, Paris: La Découverte.
- Dinges, Martin (1996): „Michel Foucault’s Impact on German Historiography of Criminal Justice, Social Discipline and Medicalization“, in: Norbert Finzsch/Robert Jütte (Hg.), *Institutions of Confinement, Hospitals, Asylums, and Prisons in Western Europe and North America 1500-1900*, Cambridge, New York: Cambridge University Press, S. 155-174.
- Dünne, Jörg/Günzel, Stephan (Hg.) (2006): *Raumtheorie. Grundlagentexte aus Philosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1977): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel ([1981] 2005): „„Omnes et singulatim“: zu einer Kritik der politischen Vernunft“, in: Ders., *Dits et Écrits*, Bd. 4, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 165-198.
- Foucault, Michel ([1983] 2005): „Strukturalismus und Poststrukturalismus“, in: Ders., *Dits et Écrits*, Bd. 4, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 521-555.
- Füssel, Marian (2015): „Praktiken historisieren. Geschichtswissenschaft und Praxistheorie im Dialog“, in: Anna Daniel/Frank Hillebrandt/Franka Schäfer (Hg.), *Methoden einer Soziologie der Praxis*, Bielefeld: transcript, S. 267-287.
- Ginzburg, Carlo (1988): „Geschichte und Geschichten. Über Archive, Marlene Dietrich und die Lust an der Geschichte“, in: Ders., *Spurensicherungen. Über verborgene Geschichte, Kunst und soziales Gedächtnis*, München: DTV, S. 7-28.
- Hartog, François (2003): *Régimes d’historicité, présentisme et expérience du temps*, Paris: Seuil.
- Hartog, François (2010): „Historicité/régimes d’historicité“, in: Christian Delacroix/François Dosse/Patrick Garcia/Nicolas Offenstadt (Hg.), *Historiographies. Concepts et débats*, II, Paris: Gallimard, S. 766-771.
- Haug, Wolfgang Fritz (2004): „Historisierung“, in: *Historisch-kritisches Wörterbuch des Marxismus*, Bd. 6/I, Hamburg: Argument-Verlag, Sp. 394-398.

- Hirschbiegel, Jan/Paravicini, Werner (Hg.) (2000): *Das Frauenzimmer: die Frau bei Hofe in Spätmittelalter und früher Neuzeit*, Stuttgart: Thorbecke.
- Jameson, Fredric ([1981] 1988): *Das politische Unbewußte. Literatur als Symbol sozialen Handelns*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Kern, Bärbel/Kern, Horst (1988): *Madame Doctorin Schlözer: ein Frauenleben in den Widersprüchen der Aufklärung*, München: Beck.
- Kolář, Pavel (2012): „Historisierung, Version: 2.0“, in: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 22.10.2012, http://docupedia.de/zg/kolar_historisierung_v2_de_2012.
- Koselleck, Reinhart (1971): „Wozu noch Historie“, in: Ders., *Vom Sinn und Unsinn der Geschichte*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp 2010, S. 32-51.
- Koselleck, Reinhart ([1977] 1995): „Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt“, in: Ders., *Vergangene Zukunft. Zur Semantik geschichtlicher Zeiten*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 176-207.
- Koselleck, Reinhart (2003): „Raum und Geschichte“, in: Ders., *Zeitschichten. Studien zur Historik*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 78-96.
- Landwehr, Achim (2016): *Die anwesende Abwesenheit der Vergangenheit. Essays zur Geschichtstheorie*, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Laqueur, Thomas ([1990] 1996): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, München: DTV.
- Most, Glenn W. (Hg.) (2002): *Historicization – Historisierung*, Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.
- Most, Glenn W. (2016): „Historicization reconsidered“, in: Baumstark/Forkel, *Historisierung*, S. 36-41.
- Opitz, Claudia (2005): *Um-Ordnungen der Geschlechter. Einführung in die Geschlechtergeschichte*, Tübingen: edition diskord.
- Panke-Kochinke, Birgit (1993): *Göttinger Professorenfamilien. Strukturmerkmale weiblichen Lebenszusammenhangs im 18. und 19. Jahrhundert*, Pfaffenweiler: Centaurus.
- Phillips, Mark Salber (2016): „Historische Distanz. Überlegungen zu Begriff und Heuristik“, in: Baumstark/Forkel, *Historisierung*, S. 55-71.
- Reinhard, Wolfgang (2003): „Geschichte als Delegitimation“, in: *Jahrbuch des Historischen Kollegs* 2002, S. 27–37.
- Schulin, Ernst (1997): *Arbeit an der Geschichte. Etappen der Historisierung auf dem Weg zur Moderne*, Frankfurt a. M.: Campus.

- Stanford Friedman, Susan (1998): *Mappings: feminism and the cultural geographies of encounter*, Princeton, NJ [u.a.]: Princeton Univ. Press.
- Troeltsch, Ernst ([1922] 2008): *Der Historismus und seine Probleme*. Erstes Buch: *Das logische Problem der Geschichtsphilosophie*, in: Ders., *Kritische Gesamtausgabe* Bd. 16, 1-2, Berlin/New York: de Gruyter.
- Veyne, Paul ([1978] 1992): *Foucault. Die Revolutionierung der Geschichte*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Zimmermann, Michael (1997): *Quelle als Metapher, Überlegungen zur Historisierung einer historiographischen Selbstverständlichkeit*, in: *Historische Anthropologie* 5, 2, S. 268-287.

Körper

Imke Schmincke

Körper, primär verstanden als menschliche Körper, sind weder ‚nur‘ Natur, Materie, bestehend aus – je nach gewählter Perspektive – Haut und Haaren, Fleisch und Knochen, Genen und Aminosäuren. Noch sind sie komplett vergesellschaftete, kulturell geprägte, determinierte und normierte Produkte und die soziale Praxis vollziehende ‚Agenten‘. Sie sind ‚irgendwie‘ beides, Voraussetzung und Ergebnis einer sozial-kulturellen Bearbeitung dessen, was Menschen sich als ‚Natur‘ vorstellen. Die vor allem kultur-, geistes- und sozialwissenschaftlichen Perspektiven auf Körper versuchen in unterschiedlicher Weise sich mit dieser Gegebenheit des Körpers auseinander zu setzen. Aber auch die Vorstellung selbst, Natur und Kultur als einander gegenüberstehende, einander beeinflussende Entitäten zu begreifen, ist letztlich historisch entstanden und wandelbar. Und daher ist auch die Art und Weise, wie wir über Körper sprechen, Körper wahrnehmen und fühlen jeweils historisch und kulturell spezifisch.

Warum wurde der Körper in den letzten Dekaden ein prominentes Thema und eine eigene Kategorie der Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften? Dafür, dass bestimmte Kategorien und theoretische Perspektiven wichtig werden, lassen sich einerseits gesellschaftliche und kulturelle Gründe nennen, die bestimmte Gegenstände erst sicht- und sagbar werden lassen. Andererseits spielen neue theoretische Perspektiven, Kritik an wissenschaftlichen Paradigmen und deren Neuformulierung eine wichtige Rolle dafür, dass neue Kategorien erkenntnistheoretische Relevanz bekommen. Beide Einflussgrößen, die inner- und außerwissenschaftlichen, hängen selbstverständlich ihrerseits auch wieder eng zusammen. Bezogen auf den von Guggutzer verschiedentlich so bezeichneten „body turn“ (der Soziologie, vgl. Guggutzer

2006), nennt dieser die Veränderungen in der Arbeitswelt und in dem Zusammenhang die Zunahme von ‚Kopfarbeit‘, die gewachsene Bedeutung von Konsum und Medien, die Politisierung des Körpers durch soziale Bewegungen wie die Frauenbewegung, Wertewandel und Individualisierung und einige andere mehr. Alle diese Veränderungen hätten dazu geführt, dass der Körper zunehmend ein „reflexive[s] Identitätsprojekt“ geworden sei, wie er mit Verweis auf Anthony Giddens zusammenfasst (Gugutzer 2015: 45). Als innerwissenschaftliche Gründe nennt Gugutzer die postmoderne/poststrukturalistische Kritik des abendländischen Denkens in Dichotomien, zu denen auch die hierarchische Trennung in Körper und Geist mit der Priorisierung von letzterem gehört, sowie das Aufkommen sozialkonstruktivistischer Ansätze. Zu ergänzen wäre außerdem, dass auch die Dezentrierung des Subjekts dazu beigetragen hat, dass menschliche Körper – Körperbewegungen und Praktiken – als Medien des Sozialen in den Blick gekommen sind.¹ Für die wissenschaftliche Aufmerksamkeit auf neue oder alte Phänomene gilt jedoch immer, dass diese dann zum Thema oder problematisch² werden, wenn sie nicht mehr selbstverständlich sind, nicht mehr als unhinterfragt gegeben verstanden werden. Insofern spielen menschliche Körper – wie im Übrigen auch Raum und Geschlecht – in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften erst eine Rolle, seit ihre Existenz erklärungsbedürftig und ‚problematisch‘ geworden ist. Das Verständnis und Erleben von Körper verändert sich also. Die *Historizität* des Körpers anzuerkennen, auf die ja schon Barbara Duden mit ihrer wichtigen Studie *Geschichte unter der Haut* (1987) hingewiesen hat, bedeutet auch, die Wissenschaften vom Körper zu historisieren und, wie

-
- 1 Die Kritik des autonomen Subjekts und damit seine Dezentrierung haben in den letzten Jahren Forschungen zu Subjektivierungen angeregt, in welchen auch Körper und Praktiken an Relevanz gewinnen. Vgl. dazu beispielsweise Alkemeyer/Budde/Freist 2013, Gelhard/Alkemeyer/Ricken 2013, Reckwitz 2017 und in zeitgeschichtlicher Perspektive Eitler/Elberfeld 2015.
 - 2 Ich beziehe mich hierbei auf Foucaults Verständnis von Problem oder Problematisierung: „Problematisierung bedeutet nicht die Darstellung eines zuvor existierenden Objekts, genauso wenig aber auch die Erschaffung eines nicht existierenden Objekts durch den Diskurs.“ (Foucault 2005: 826) Ulrike Klöppel erarbeitet systematisch den Foucaultschen Begriff der Problematisierung für eine historische Analyse des marginalisierten Körpers als Knotenpunkte der Wissensgenerierung und sozialen Regulierung heraus (vgl. Klöppel 2007).

anfangs erwähnt, das Verhältnis von Körper und Nicht-Körper (Geist, Subjekt, Kultur etc.) oder Materie und Geist als historisch gewordenes zu betrachten. Nicht zufällig zielen neue Ansätze wie der New Materialism oder die Akteur-Netzwerk-Theorie (ANT) darauf ab, diese Dualismen zu überwinden und damit auch ein neues Verständnis von Körper zu formulieren. [MATERIALITÄT] [HISTORISIERUNG]

Betrachtet man die Veränderungen des Verständnisses von und den Umgang mit dem Körper im 20. und 21. Jahrhundert in den westlichen Gesellschaften, ist häufig von einer Zunahme der Beschäftigung mit dem Körper und seiner Bedeutung für die Individuen die Rede. Körper sind stärker individuell verfügbar und modellierbar geworden, die Art und Weise, wie sich über den Körper Zugehörigkeit organisiert, wie Körper soziale Normen verkörpern und die Fragen nach der Eigensinnigkeit des Körpers haben sich verändert. Und diese Veränderungen reflektieren sich auch im wissenschaftlichen Blick auf Körper, um welchen es im Folgenden gehen soll.

KÖRPER-WISSENSCHAFT

Die meisten kultur- oder sozialwissenschaftlichen Studien legen keinen expliziten Körperbegriff vor und setzen häufig Körper, verstanden als Entität, voraus. Es gibt mittlerweile jedoch verschiedene Versuche, die Vermittlung des Sozialen mit in das Konzept von Körper aufzunehmen und Körper stärker prozesshaft zu verstehen, wie im New Materialism angelegt oder auf verschiedene Weise unter dem Begriff des Embodiment gefasst.³ In den Sozial-

3 Der Begriff des Embodiments wird in sehr unterschiedlichen Kontexten verwendet, so beispielsweise in der Psychologie und den Neurowissenschaften, um den Einfluss von Körper(bewegungen) auf kognitive Prozesse zu beschreiben (vgl. beispielsweise Gallagher 2005). Sigrid Schmitz, die sich selbst aus naturwissenschaftlicher Perspektive mit der Konstruktion des geschlechtlichen Körpers beschäftigt und hierfür auch das Konzept des Embodiments nutzt, kritisiert, dass viele Ansätze letztlich eine Trennung in einen objektiven und phänomenologischen Körper beibehalten und den Einfluss des Körpers auf das Bewusstsein, aber nicht umgekehrt die Veränderung der körperlichen Materie analysieren (vgl. Schmitz 2006).

wissenschaften und auch der Geschlechterforschung ist ein leibphänomenologisches Verständnis sehr präsent (vgl. z.B. Jäger 2004). Dieses geht auf die Arbeiten von Helmuth Plessner und Hermann Schmitz zurück. Plessner hatte als Besonderheit des Menschen dessen doppelte Gegebenheit in einerseits Leib und andererseits Körper herausgestrichen. Der Mensch *ist* einerseits Leib, insofern er Affekte und körperliche Zustände erfährt, die er nicht kontrollieren kann. Und er *hat* andererseits einen Körper, d.h. einen instrumentellen Zugang zum Körper, er kann über seinen Körper verfügen, ihn zum Objekt machen. Im Gegensatz zum Tier zeichne sich der Mensch durch eine exzentrische Positionalität aus, d.h. er ist zwar auch positioniert wie ein Stein oder ein Frosch, aber anders als diese kann er gleichzeitig seine Positioniertheit reflektieren: „Der Exzentrizität der Struktur des Lebewesens entspricht die Exzentrizität der Lage oder der unaufhebbare Doppelaspekt seiner Existenz als Körper und Leib, als Ding unter Dingen an beliebigen Stellen des einen Raum-Zeitkontinuums und als um eine absolute Mitte konzentrisch geschlossenes System in einem Raum und einer Zeit von absoluten Richtungen“ (Plessner 1975: 294). Dieser „Doppelaspekt“ des Menschen – Leib sein und Körper haben – wird von den phänomenologischen Körpersoziolog_innen zum Ausgang genommen, um vor allem der Verschränkung dieser beiden Dimensionen und damit auch Verinnerlichung/Verleiblichung sozialer Normen und Werte auf die Spur zu kommen. Insbesondere aus der Geschlechterforschung sind wichtige Impulse gekommen, wie Körper- und Leib-Ebene als miteinander verschränkt konzipiert werden können. Hier ist vor allem Gesa Lindemann zu nennen, die in ihrer Studie zur Relevanz von Geschlechtlichkeit bei transsexuellen Menschen genauer hat zeigen können, dass und wie der Körper die Leiberfahrungen strukturiert. Sie beschreibt die Verschränkung beider folgendermaßen:

„Die Körper stellen ein System visuell-taktiler Zeichen dar, die es ermöglichen, den Körper einer Person als geschlechtlich einzuordnen. Durch die Verschränkung des Leibes in den Körper wird dieser in mehrfacher Weise zum normativen Code der leiblichen Erfahrung. Zum einen wird der Leib im Sinne der Formen des Körpers gespürt, d.h., die Gestalt des Körpers, den ich habe, wird als der Leib erfahren, der ich bin. Der so hinsichtlich seiner Form bestimmte Leib ist durch die Verschränkung mit dem Körper zum anderen auf Empfindungsprogramme bezogen, die etwa festlegen, wie die Sensibilität für Berührungen beschaffen ist. Schließlich stellt der gemäß dem Körper

erfahrene Leib eine Nötigung dar, sich so oder so zu verhalten bzw. sich in dieser oder jener Weise sozial zu positionieren“ (Lindemann 2011 [1993]: 202).

In der Betrachtung der Körper aus einer kultur-, geistes- oder sozialwissenschaftlichen Perspektive geht es nicht darum, seine *Materialität* zu leugnen, sondern diese als Ergebnis sozialer und kultureller Zuschreibungen oder eben Verschränkungen zu thematisieren. Während Lindemann zeichentheoretisch und leibphänomenologisch argumentiert, betrachtet Judith Butler die Materialität des Körpers stärker von außen und begreift diese als Effekt des Diskurses, als Materialisierung von Normen (vgl. Butler 1995).

Der wissenschaftliche ‚Zugriff‘ auf den Körper hängt also einerseits von dem begrifflichen Verständnis ab, andererseits aber auch davon, auf welche Weise der Körper in den Analysen zum Thema gemacht wird. Gugutzer bietet eine hilfreiche Systematisierung an, wenn er die verschiedenen Ansätze daraufhin unterscheidet, ob sie den Körper als Produkt oder Produzent von Gesellschaft thematisieren (vgl. Gugutzer 2015: 8). Produzent ist der Körper in Ansätzen wie beispielsweise den leibphänomenologischen, die stärker die Eigenlogik des Körper-Leiblichen thematisieren, oder interaktionistischen, wie in den Arbeiten Erving Goffmans, die routinisierte Handlungsabläufe und die Bedeutung des Körpers für Alltagskommunikation herausstreichen. Als Produkt sozialer Normen kommt der Körper beispielsweise in den historisch angelegten Arbeiten von Norbert Elias und Michel Foucault in den Blick. Allerdings ist gegen diese Systematisierung Gugutzers auch einzuwenden, dass ja die Besonderheit der körpertheoretisch argumentierenden Ansätze darin liegt, dass Körper eben nicht bloße Materie oder Einschreibungsfläche ist, sondern immer auch konstitutives Element in der Produktion des Sozialen. Sie sind letztlich daher immer beides, weshalb Gugutzer auch formuliert, dass sich die Soziologie letztlich mit der „wechselseitigen Durchdringung von Körper und Gesellschaft“ beschäftige (ebd.: 9). Der Zusammenhang dieser beiden Perspektiven soll an drei Ansätzen kurz veranschaulicht werden.

Foucault zeichnet in seinen historischen Analysen nach, wie die menschlichen Körper in der Moderne in Wert gesetzt und produktiv gemacht werden. Sie werden auf eine neue und andere Art konstitutiv für einen neuen Machttypus, den der Disziplinierung und Normalisierung (vgl. Foucault 1994 [1975]). Dabei geht es um das Überwachen, Registrieren, Einordnen

etc. der menschlichen Körper in den Institutionen der Moderne (Fabrik, Militär, Krankenhaus, Schule) sowie der Biomacht (der Macht über das Leben der menschlichen Körper; die Bevölkerung als neue soziale und politische Größe, die es zu regulieren, normalisieren und nutzbar zu machen gilt mittels Statistiken, Geburts- und Todesraten etc., vgl. Foucault 1992 [1976]). Foucault interessiert in seiner diskurstheoretischen Herangehensweise, wie ein Wissen über den oder die Körper generiert wird, das sowohl einen neuen Machttypus befestigt, als auch auf die Körper rückwirkt, sie quasi vergesellschaftet. Dabei rekonstruiert er Diskurse und Praxen aus einer Makro-Perspektive, d.h. es geht nicht um die Erfahrung und Erlebnisweise ‚individueller‘ Körper. Er zielt (in späteren Arbeiten) auf die Genealogie des Subjekts mit Blick darauf, wie sich Wissens-Macht-Komplexe mithilfe der ‚Bearbeitung‘ menschlicher Körper bilden.

Auch Butler thematisiert den Zusammenhang von Macht, Wissen, Diskurs, Subjekt und Körper. Ihr Argument ist, dass die heteronormative Matrix, d.h. ein spezifisches gesellschaftlich etabliertes Verständnis von Geschlecht, Begehren und Körper, die Möglichkeit intelligibler Körper⁴ und Subjekte reguliert – und andere notwendig verwirft. Die Materialisierung dieser Normen beschreibt Butler als performativen Vorgang. Damit dekonstruiert sie die Vorstellung, es gebe einen natürlichen der sozialen Prägung vorausliegenden Geschlechtskörper; sie begreift diese Vorstellung selbst als Effekt einer gesellschaftlichen Macht (vgl. Butler 1995; 2009).

Pierre Bourdieu geht es um die Analyse der „Somatisierung der gesellschaftlichen Herrschaftsverhältnisse“ (Bourdieu 2013: 45) und damit die Frage nach der körperlichen Dimension von Herrschaft und sozialer Un-

4 Intelligibel sind Körper, wenn sie erkennbar und anerkennbar sind, wenn sie sozialen Klassifikationen entsprechen. Butler untersucht in ihrem Buch *Körper von Gewicht*, wie der Bereich der intelligiblen Körper zwanghaft hervorgebracht wird und wie gleichzeitig mit diesem auch der Bereich der „undenkbaren, verworfenen, nicht-lebbaren Körper“ hergestellt wird. Sie schreibt: „Dieser letztgenannte Bereich ist nicht das Gegenteil des ersten, denn Gegensätze sind schließlich Teil der Intelligibilität; letzterer ist der ausgeschlossene und nicht entzifferbare Bereich, der den ersten Bereich als das Gespenst seiner eigenen Unmöglichkeit heimsucht, ist die eigentliche Grenze zur Intelligibilität, deren konstitutives Außen“ (Butler 1995: 16).

gleichheit. Sein für die Körperthematik zentrales Konzept ist das des Habitus, einer im Körper angesiedelten Instanz zur Wahrnehmung, Bewertung, Klassifikation sozialer Prozesse, einer quasi ‚angelernten Intuition‘, die routinisiertes Handeln ermöglicht, die aber immer auch sozial kontextualisiert ist. Er beschreibt damit ebenfalls, dass und wie soziale Normen (auch: Teilungsprinzipien) verleblicht oder inkorporiert und dann als individuelle Eigenheit oder individueller Geschmack naturalisiert werden (sowohl in der Eigen- wie in der Fremdwahrnehmung!). Der Habitus regelt zum einen den vergleichsweise reibungslosen Ablauf von Alltagspraxen und er verankert Gesellschaft zum anderen auf eine nur schwer zu verändernde weil eben verkörperte bzw. verleblichte Weise im Individuum. Der Habitus ist zugleich Struktur wie auch Generationsprinzip und damit wird der Körper von Bourdieu als sowohl Produkt wie Produzent konzipiert. [HEIRATSMARKT]

KÖRPER UND GESCHLECHT

„Nichts verbürgt das Geschlecht, das man ist, mehr als der Körper, den man hat“, so Michael Meuser in einem Text zum Verhältnis von Körperlichkeit und Geschlecht (Meuser 2005: 271). Für die Geschlechterordnung der Moderne ist die Annahme einer körperlichen Fundierung der Geschlechterdifferenz konstitutiv, wie Wissenschaftshistoriker_innen verschiedentlich nachgezeichnet haben (vgl. Honegger 1991, Hausen 1992, Laqueur 1996). Die Verschiedenheit der binären Geschlechter wurde ausschließlich in der neu entdeckten unterschiedlichen, ja: gegensätzlichen, körperlichen Beschaffenheit verortet und von dort wiederum zur Legitimation sozialer Ungleichbehandlung herangezogen. Aber die Geschlechter wurden nicht nur als körperlich unterschiedlich bestimmt, hinzutrat, dass ihre Unterschiedlichkeit auch mit der verschiedenen Natur-Nähe begründet wurde: Während Männlichkeit mit Kultur und Geist und somit einer Emanzipation von Natur assoziiert wurde, wurde das Weibliche als primär körperlich, geschlechtlich und somit naturnäher verstanden. Mit der normativen Referenz auf Natur und Körper in der bürgerlichen Moderne wurden somit auf eine neue Weise Männer aber auch vor allem Frauenkörper und mit ihnen die Chancen auf Teilhabe bzw. Ausschluss geprägt, dieses neue normative Ordnungsmuster wurde verinnerlicht, d.h. verleblicht, und bekam damit eine körperliche Evidenz.

Erst in dem offenbaren Scheitern, d.h. der nicht zu überbrückenden Inkongruenz zwischen Gefühl und Norm, zwischen Leib und Körper, dem Leiden an den normativen Zumutungen, wird schließlich deutlich, dass und wie sehr Geschlechtsidentität körperlich authentifiziert werden muss. Harold Garfinkel hatte mit seiner Studie zu der transsexuellen Frau Agnes 1967 erstmals darauf hingewiesen, dass die Geschlechtsidentität ‚passend‘ gemacht werden muss – was für transsexuelle Menschen im Besonderen, aber letztlich für alle gilt. [IMPERSONATION] In der Weiterentwicklung der ethnomethodologischen Perspektive beschrieben schließlich Candace West und Don Zimmermann Geschlecht als Ergebnis eines interaktiven Prozesses, als *Doing Gender* (West/Zimmermann 1987). Stefan Hirschauer differenzierte eng an diese Erkenntnisse anschließend, dass die Geschlechtszugehörigkeit Prozesse des Zuschreibens und Darstellens von Geschlecht einschließt, die jeweils eindeutig und überzeugend entsprechend kultureller Konventionen sein müssen. In dem Prozess der ‚Aufführung‘ von Geschlechtsidentität wird der (vergeschlechtlichte) Körper sehr relevant, er ist aber, wie Hirschauer ausführt, letztlich nicht die Basis, sondern der Effekt sozialer Prozesse (vgl. Hirschauer 1989: 101). Auch naturwissenschaftliche Forschungen zu Geschlecht stellen fest, dass die Körper keine eindeutige Basis für eine eindeutige geschlechtliche Identifizierung bieten. Anne Fausto-Sterling behauptet daher, dass die geschlechtliche Zuschreibung primär eine soziale ist: „We may use scientific knowledge to help us make the decision, but only our beliefs about gender – not science – can define our sex. Furthermore, our beliefs about gender affect what kinds of knowledge scientists produce about sex in the first place“ (Fausto-Sterling 2000: 3). Die gesellschaftlichen Vorstellungen zu Geschlecht materialisieren sich im und am Körper. Geschlecht wird gleichermaßen zugeschrieben und wirkt durch eine Ungleichbehandlung von ‚außen‘ auf den Körper und produziert Geschlechtskörper, wie Geschlecht auch leiblich angeeignet und gefühlt wird. Daher argumentieren auch viele Geschlechterforscher_innen für eine Perspektive auf Verschränkung und Embodiment (vgl. beispielsweise Villa 2001) bzw. für einen Körperbegriff, der die Dualismen in Frage stellt, die ihn seit der Moderne konstituieren.⁵ Die Einsicht in die Historizität dieses Geschlechtskörpers macht Forschun-

5 Vgl. für ein frühes Plädoyer für die Überwindung von Dualismen Haraway (1995).

gen notwendig, die sowohl die leibliche Seite wie die körperliche, ihr Auseinandertreten und Verschränken, die Produkt- wie die Produzentenseite, oder, in den Worten von Heiko Stoff eine Erfahrungs- wie Diskursgeschichte der Körper beschreiben.⁶ Dabei gilt für historische wie gegenwärtige Themen, dass auch der vergeschlechtlichte Körper letztlich in seiner *Intersektionalität* zu betrachten ist, d.h. die Verschränkung von Geschlecht mit anderen Identitäts-, Differenz- und Ungleichheitskategorien in ihrer Verkörperung/Verleiblichung (Mackert 2016). Denn der Körper erst schafft eine Sichtbarkeit und scheinbare Evidenz, die im Zentrum verschiedener Formen der Politisierung von Differenz und Ungleichheit steht, wie im letzten Teil dieses Beitrags diskutiert werden soll.

KÖRPER UND RAUM

Raum-Veränderungen, wie sie beispielsweise durch die soziale und logistische Vernetzung mittels Internet und Globalisierung bewirkt werden, haben auch die Erfahrung und Wahrnehmung von Raum transformiert oder zumindest erschüttert und nicht zuletzt bewirkt, dass die Kategorie des Raums in den Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften auf eine neue Weise in den Fokus geraten ist. In diesen Konzeptionen tritt Raum weniger als ahistorischer Container und damit als Bedingung sozialer Prozesse, sondern als deren Ergebnis oder Effekt in wiederum seiner Verschränkung mit dem Sozialen in den Blick. Damit wird auch deutlich, dass und wie sehr Körper und Raum zusammenhängen. Der Körper ist in die Produktion von Räumen in mindestens zweierlei Weise involviert. Martina Löw schreibt in ihrer bekannten Raum-Definition, dass Raum „eine relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten“ sei, die durch „zwei analytisch zu unterscheidende Prozesse, das Spacing und die Syntheseleistung“ konstituiert werde (Löw 2001: 271). Beide Prozesse, das Anordnen und Platzieren, wie die kognitive oder auch affektive Verknüpfung und die Wahrnehmung von Raum sind körperliche Vorgänge, sie gehen vom Körper aus und wirken auf ihn zurück. Die Raumproduktion der und durch die menschlichen Körper

6 In der Gegenüberstellung von Erfahrungsgeschichte und Diskursgeschichte fasst Stoff (1999) die zentrale Kontroverse der Körpergeschichte der 1990er zusammen.

ist daher auch hinsichtlich seiner doppelten Gegebenheit zu beschreiben: Räume werden durch Körperpraktiken hergestellt, genutzt, aktualisiert, verändert; sie werden aber eben auch leiblich erfahren bzw. in der Wahrnehmung gebildet. Und auch Prozesse der Vergeschlechtlichung sind in mehrfacher Hinsicht in die Produktion von Räumen verwickelt: Über die erwähnte Körperlichkeit des Spacing und der Syntheseleistung materialisiert sich die Geschlechterdifferenz auch räumlich (in unterschiedlichen Männer- oder Frauenräumen, ‚Angsträumen‘ wie dunklen Parks, verschiedenen Spielmöglichkeiten im öffentlichen Raum, Stadtplanung mit ihrer Priorität verschiedener Sphären bzw. Lebenswelten etc.). Am prominentesten wirkt Raum in der Konstitution der modernen Geschlechterordnung hinsichtlich der geschlechtlich codierten und hierarchisch angeordneten Sphären von Öffentlichkeit und Privatheit. In und an Räumen materialisieren sich soziale Normen und werden sichtbar, aber auch – wenn sie ihre Selbstverständlichkeit zu verlieren drohen – verhandelbar und politisierbar, wie die zweite Frauenbewegung ganz wesentlich in ihrem Slogan, dass das Private politisch sei, zum Ausdruck gebracht hat. Räume und Raumverständnisse unterliegen – ähnlich wie Körper – einem historischen Wandel, werden durch soziale Kämpfe und strukturelle Veränderungen produziert und transformiert und sind von daher auch historisch zu rekonstruieren.

KÖRPER ZWISCHEN WISSENSCHAFT UND POLITIK

Worin besteht der erkenntnistheoretische Mehrwert der hier beschriebenen Perspektiven auf Körper, Raum und Geschlecht? Wie ich deutlich zu machen versucht habe, bringt der geistes-, kultur- und sozialwissenschaftliche Fokus auf diese analytischen Kategorien nicht nur neue Gegenstände hervor, sondern er wirft auch neue Fragen auf. Wie immer wieder angesprochen gilt eine zentrale Frage der Überwindung von Dualismen und damit dem Versuch, Körper als sowohl sozial geprägt wie auch in ihrer eigensinnigen Materialität zu fassen. [EINLEITUNG] Andrea Maihofer hat hierfür bezogen auf den Geschlechtskörper die Formel gefunden, dass der (vergeschlechtlichte) Körper als hegemonialer Diskurs *und* als materielle Existenzweise zu betrachten sei (vgl. Maihofer 1995). Und Letzteres entzieht sich immer auch dem Diskurs, wiewohl es von ihm geprägt ist. Das Ineinanderwirken dieser Perspektiven ist dann jedoch auch jeweils als historisch spezifisch zu betrachten, was

auch bedeutet, sich vom eigenen Körperverständnis und -erleben zu distanzieren, wie Duden wiederum für historische Forschungen postuliert. Insofern stellt die Perspektive auf Körper sowohl theoretische wie forschungspragmatische Herausforderungen dar. Die wissenschaftliche Perspektive auf Körper kann jedoch auch verdeutlichen, dass und in welcher Weise Körper politisch sind und werden. Ein Beispiel hierfür wäre die Körperpolitik der neuen oder zweiten Frauenbewegung. Im Kampf für die körperliche und sexuelle Selbstbestimmung kritisierten die Aktivist_innen Vergeschlechtlichung und Kontrolle des Frauen-Körpers und entwarfen sich gleichzeitig damit als kollektives Subjekt (vgl. Schmincke 2015). Damit transformierte sie das Verständnis des Politischen bzw. machte auf den politischen Charakter der Sphärentrennung von Öffentlichkeit und Privatheit aufmerksam. Die Politisierung des weiblichen Körpers blieb jedoch auch aus feministischer Perspektive nicht unproblematisch. Zum einen wurde aus der Bewegung selbst heraus kritisiert, dass die positive Aufladung der Kategorie ‚Frauen‘ und der mit dieser scheinbar unhintergebar verbundenen Körperlichkeit selbst stark normative Züge trug. Damit sollte deutlich werden, dass eine als universal konzipierte Kategorie Frauen die Unterschiedlichkeit und Ungleichheit der in den Kontext Frauenbewegung involvierten Menschen ausblendete bzw. homogenisierte. Zum anderen kritisierte wiederum Duden, dass die Frauenbewegung sich den medikalisierten (und letztlich vermachteten) Frauenkörper nun selbst angeeignet und damit dazu beigetragen habe, dass die Körperwahrnehmung und das Körpergefühl eindimensionaler würde, die leibliche Ebene des Spürens, der Unterschiede und damit eine Ressource des Widerstands zu verschwinden drohe (vgl. Duden 2010). Was Duden in ihrer pessimistischen Zeitdiagnose anspricht, ist eine Verdinglichung des Körpers, der (mitunter) auch durch die ausgeweitete wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Körper Vorschub geleistet werde. So wichtig dieser Einwand tatsächlich ist, so richtig ist aber auch, dass eine wissenschaftliche Perspektive auf Körper Prozesse der Naturalisierung problematisieren kann und die Sichtbarkeit körperlicher ‚Evidenz‘ als auch sozial gerahmte und die mit dieser einhergehenden Privilegien, Ungleichheiten und Exklusionen politisch kritisieren und als veränderbar freilegen kann. Insofern kann sich auch der wissenschaftliche Blick auf Körper als Fluchlinie dafür eignen, die Materialisierungen von Räumen und Geschlechtern, ihre Verwerfungen und machtvollen Bezugnahmen als gewordene und veränderbare zu verstehen.

LITERATUR

- Alkemeyer, Thomas/Budde, Gunilla/Freist, Dagmar (Hg.) (2013): *Selbst-Bildungen. Soziale und kulturelle Praktiken der Subjektivierung*, Bielefeld: transcript.
- Bourdieu, Pierre (2013): *Die männliche Herrschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin: Berlin-Verlag.
- Butler, Judith (2009): *Die Macht der Geschlechternormen und die Grenzen des Menschlichen*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Duden, Barbara (1987): *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart: Klett-Cotta.
- Duden, Barbara (2010): „Frauen-,Körper“: Erfahrung und Diskurs (1970-2004)“, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorien, Methoden, Empirie*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 601-615.
- Eitler, Pascal/Elberfeld, Jens (Hg.) (2015): *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung*, Bielefeld: transcript.
- Fausto-Sterling, Anne (2000): *Sexing the Body. Gender Politics and the Construction of Sexuality*, New York, NY: Basic Books.
- Foucault, Michel (1994 [1975]): *Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1992 [1976]): *Der Wille zum Wissen*, Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2005): *Schriften in vier Bänden. Dits et Écrits*. 4. Bd., hg. von Daniel Defert und François Ewald, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gallagher, Shaun (2005): *How the Body Shapes the Mind*, Oxford: Clarendon Press.
- Garfinkel, Harold (1967): *Studies in Ethnomethodology*, Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Gelhard, Andreas/Alkemeyer, Thomas/Ricken, Norbert (Hg.) (2013): *Techniken der Subjektivierung*, Paderborn: Fink.
- Gugutzer, Robert (Hg.) (2006): *Body turn. Perspektiven der Soziologie des Körpers und des Sports*, Bielefeld: transcript.
- Gugutzer, Robert (2015): *Soziologie des Körpers*, Bielefeld: transcript.

- Haraway, Donna (1995): „Ein Manifest für den Cyborg. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften“, in: Dies., *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 33-72.
- Hausen, Karin (1992): „Öffentlichkeit und Privatheit. Geschlechtspolitische Konstruktionen und die Geschichte der Geschlechterbeziehungen“, in: Karin Hausen/Heide Wunder (Hg.), *Frauengeschichte – Geschlechtergeschichte*, Frankfurt a. M.: Campus, S. 81-88.
- Hirschauer, Stefan (1989): „Die interaktive Konstruktion von Geschlechtszugehörigkeit“, in: *Zeitschrift für Soziologie* 18, S. 100-118.
- Honegger, Claudia (1991): *Die Ordnung der Geschlechter. Die Wissenschaften vom Menschen und das Weib 1750-1850*, München: Dtv.
- Jäger, Ulle (2004): *Der Körper, der Leib und die Soziologie. Entwurf einer Theorie der Inkorporierung*, Königstein/Taunus: Helmer.
- Klöppel, Ulrike (2007): „Problematische Körper? Überlegungen zur Historiographie von Problematisierungsweisen im Anschluss an Foucault“, in: Torsten Junge/Imke Schmincke (Hg.), *Marginalisierte Körper. Zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers*, Münster: Unrast, S. 45-62.
- Laqueur, Thomas (1996): *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*, München: Dtv.
- Lindemann, Gesa (2011): *Das paradoxe Geschlecht. Transsexualität im Spannungsfeld von Körper, Leib und Gefühl*, Wiesbaden: VS-Verlag.
- Löw, Martina (2001): *Raumsoziologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Mackert, Nina (2016): „Kimberlé Crenshaw: Mapping the Margins (1991). Oder: Die umkämpfte Kreuzung“, in: Olaf Stieglitz/Jürgen Martschukat (Hg.), *race & sex: Eine Geschichte der Neuzeit. 49 Schlüsseltexte aus vier Jahrhunderten neu gelesen*, Berlin: Neofelis, S. 50-56.
- Maihofer, Andrea (1995): *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*, Frankfurt a. M.: Helmer.
- Meuser, Michael (2005): „Frauenkörper – Männerkörper. Somatische Kulturen der Geschlechterdifferenz“, in: Markus Schroer (Hg.), *Soziologie des Körpers*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 271-294.
- Plessner, Helmuth (1975): *Die Stufen des Organischen und der Mensch. Einleitung in die philosophische Anthropologie*, Berlin: de Gruyter.

- Reckwitz, Andreas (2017): „Subjektivierung“, in: Robert Gugutzer/Gabriele Klein/Michael Meuser (Hg.), *Handbuch Körpersoziologie*. Bd. 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven, Wiesbaden: VS Verlag, S. 125-130.
- Schmincke, Imke (2015): „Von der Befreiung der Frau zur Befreiung des Selbst. Eine kritische Analyse der Befreiungssemantik in der (Neuen) Frauenbewegung“, in: Pascal Eitler/Jens Elberfeld (Hg.), *Zeitgeschichte des Selbst. Therapeutisierung – Politisierung – Emotionalisierung*, Bielefeld: transcript, S. 217-237.
- Schmitz, Sigrid (2006): „Entweder – Oder? Zum Umgang mit binären Kategorien“, in: Kirsten Ebeling/Sigrid Schmitz (Hg.), *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 331-346.
- Stoff, Heiko: „Diskurse und Erfahrungen. Ein Rückblick auf die Körpergeschichte der 90er Jahre“, in: 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 14, S. 142-160.
- Villa, Paula-Irene (2001): *Sexy bodies. Eine soziologische Reise durch den Geschlechtskörper*, Opladen: Leske + Budrich.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): „Doing Gender“, in: *Gender & Society* 1, S. 125-151.

Materialität

Heiko Stoff

Zwei grundlegend verschiedene, aber höchst politische Texte standen im 20. Jahrhundert am Anfang und am Ende der theoretischen Auseinandersetzung mit der Materialität: Victor Iljitsch Lenins *Materialismus und Empiriokritizismus* im Jahr 1909 und Judith Butlers *Körper von Gewicht* im Jahr 1993 (Lenin 1987; Butler 1995). Beide beziehen sich auf einen fundamentalen Streitpunkt: Soll die politische Macht des naturwissenschaftlichen Materialismus gestärkt, geschwächt oder subversiv unterlaufen werden?

An Lenin, der hier nur als historischer Referenzpunkt verwendet werden soll, interessiert weniger, mit welchen Argumenten er den Empiriokritizismus von Richard Avenarius und Ernst Mach zu widerlegen und eine Widerspiegelungstheorie als Prinzip des naturwissenschaftlichen Materialismus durchzusetzen versuchte, als die Vehemenz mit der zu Beginn des 20. Jahrhunderts eine erkenntnistheoretische Frage als politische entschieden werden musste. Realismus und Materialismus als bedingendes und verbindliches Prinzip sozialer Veränderung (vulgo der Revolution) sollten mit allen Mitteln der Polemik und Rhetorik gegen den konterrevolutionären Agnostizismus, subjektiven Idealismus und Relativismus verteidigt werden. So kanzelte Lenin den die Trennung von Subjekt und Objekt ablehnenden Empiriokritizismus, bei dem Dinge als Empfindungskomplexe verstanden werden, als „Konfusion und Unwahrheit“ ab: „Keine Revolution ohne Wahrheit und Vernunft, aber ohne Wahrheit und Vernunft auch keine Erkenntnis und Veränderung!“ (Lenin 1987: 177, 312).

Der naturwissenschaftliche Materialismus wurde schon seit Mitte des 19. Jahrhunderts, erinnert sei an den sogenannten Materialismusstreit, auf der Seite des Fortschritts, des Säkularismus und der Vernunft verortet. Natur-

und Sozialwissenschaft waren sich einig, wenn sie auf die erkenn- und veränderbare real existierende Welt rekurrierten. Die Widerspiegelungstheorie wurde jedoch im 20. Jahrhundert einer radikalen philosophischen, wissenschaftstheoretischen und auch naturwissenschaftlichen Kritik unterzogen. Dabei verschob sich der Fokus hin zur sprachwissenschaftlichen Auseinandersetzung, zum subjektiven Faktor im Erkenntnisprozess.¹ Diese Relativierung der Erkenntnis wurde im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts durch eine einerseits sozialkonstruktivistische, andererseits dekonstruktivistische Relativierung der Materie selbst radikalisiert. Der *new materialism* der Jahrtausendwende behauptet schließlich, die schematischen Dispute zwischen Materialismus und Idealismus, Rationalismus und Empirismus, Realismus und Nominalismus erstmals überwunden zu haben.

DIE KRITIK DER UNVERMEIDLICHEN WESENHAFTIGKEIT

Ende der 1970er Jahre schien die Realität selbst in Agonie.² Sowohl post-strukturalistischen als auch neuesten Arbeiten der Science and Technology Studies (STS) wurde dabei aus den Reihen der Sozialwissenschaften vorgeworfen, die materielle und soziale Realität zu leugnen, mithin die Verbindung von Wissen und Aufklärung in Gefahr zu bringen. Dies betraf Michel Foucault, wenn 1979 in einer Zeitschrift für Sozialwissenschaft konstatiert wurde, dass dessen Diskursbegriff auf die „realen historischen Strukturen“ verzichte (Gerstenberger/Voigt 1979: 231). Die Wissenschaftssoziologen Steve Woolgar und Bruno Latour stießen mit ihrer Feststellung, dass nichts über die Realität ausgesagt werden könne, aber sehr viel über die Art und Weise, wie Realität hergestellt werde, ebenso auf heftige Kritik. Ihre These, so hieß es in einer Rezension, kontrastiere in der Ablehnung der Realität auffällig mit den Arbeiten des in der Neuen Linken engagierten marxistisch-materialistischen Historikers E. P. Thompson, obwohl doch beide Parteien die zentrale Bedeutung sozialer Aktivität betonten (Wolff 1981). Wenn

1 Beispielhaft sei der Einfluss der Sapir-Whorf Hypothese auch auf die marxistische Erkenntnistheorie der 1960er Jahre genannt. Dazu etwa Schaff (1968).

2 Zu folgendem auch Stoff (2016).

Foucault, Woolgar und Latour „die Realität“ als (sozial) gemacht verstanden, folgten sie (implizit) der ersten Marxschen These über Feuerbach, indem sie die Wirklichkeit als Praxis analysierten. Jedoch schienen sie damit paradoxerweise auch gesellschaftliche Veränderung, die nach der Überzeugung der marxistisch-leninistischen Linken auf der gesetzesmäßigen Solidität und kausalen Logik der Wirklichkeit beruhte, in Frage zu stellen. Dieser Realismustreit kulminierte 1996 im *Sokal hoax*, bei dem der Physiker Alan D. Sokal der kulturwissenschaftlichen Zeitschrift *Social Text* die Parodie eines typisch postmodernen Artikels unterjubelte, der sich, wie er bald nach Veröffentlichung triumphierend selbst aufdeckte, vor allem durch poststrukturalistischen Jargon und naturwissenschaftliche Ahnungslosigkeit auszeichnete. Sokal, in eigenen Worten „an unabashed Old Leftist“, reüssierte als Verteidiger des wissenschaftlichen Realismus, den er durch poststrukturalistische und feministische Kritik auf politisch fatale Weise bedroht sah. Die Relativierung der physikalischen Realität als linguistisches und soziales Konstrukt verunmöglichte eine Kritik der Gesellschaft; Dekonstruktion habe keinen Nutzen für die Arbeiterklasse (Sokal 1996: 339).

In der Tat war gerade der naturwissenschaftliche Realismus und Materialismus im ökologischen Feminismus der 1970er Jahre in Frage gestellt worden. Am einflussreichsten war dabei sicherlich Carolyn Merchants 1980 publizierte Auseinandersetzung mit dem androzentristischen Baconismus als prägende Denkweise der modernen Naturwissenschaften. Auch wenn Merchant ihr Buch *The Death of Nature* mit den Worten einleitete, dass seit jeher eine enge Beziehung zwischen den Frauen und der Natur bestehe, betonte sie doch, dass es nicht ihre Absicht sei, stereotype Bilder der Einheit von Frau und Natur zu reproduzieren, sondern deren Entstehen zu analysieren (Merchant 1987: 11, 13). Die vor allem in den USA etablierte, gleichermaßen von STS und Poststrukturalismus beeinflusste feministische Wissenschaftsforschung befasste sich in der Folge sowohl mit dem systematischen Ausschluss von Frauen aus den Naturwissenschaften als auch mit jenen lebenswissenschaftlichen Forschungen, die doch erst ein Wissen über die Geschlechter produzierten, das die Ausschlüsse von Frauen legitimierte. Die menschliche Biologie sollte, so resümierten Barbara Orland und Mechthild Rössler, als ein soziales Konstrukt erkannt werden (Orland/Rössler 1995: 13, 27). Das Erkenntnisinteresse war also weniger darauf gerichtet, herauszufinden wie etwas wirklich ist (Was sind Frauen? Was sind Männer?), sondern wie etwas gemacht wird.

Die Kennzeichnung dieser Methodik als Sozialkonstruktivismus hatte kaum etwas mit Peter L. Bergers und Thomas Luckmanns 1966 veröffentlichter soziologischer Studie *The Social Construction of Reality* zu tun. Betont wurde weniger die Konstruktion des Sozialen, sondern die Fabrikation von natur- und technowissenschaftlichen Fakten und Dingen (Bijkers/Pinch 1984, Knorr-Cetina 1984). Der analytische Bezugspunkt des sozialen Konstruktivismus war die fundamentale Annahme, dass die Wahrheiten der Natur nicht gefunden, sondern gemacht werden (Orland/Rössler 1995: 14). Die Vertreterinnen der feministischen Wissenschaftsforschung wie die Physikerin Evelyn Fox-Keller, die Biologinnen Anne Fausto-Sterling und Donna Haraway sowie die Neuropsychologin Ruth Bleier, um neben den Philosophinnen Sandra Harding und Helen Longino sowie der Historikerin Londa Schiebinger nur die wichtigsten zu nennen, kamen weniger aus den Geistes-, denn aus den Naturwissenschaften. Alle waren sie aber an dem sehr konkreten politischen Problem der Widerlegung des biologischen Determinismus und des ebenso sexistischen wie rassistischen Essentialismus interessiert. [KÖRPER] In den naturwissenschaftlichen Diskurs, so Sandra Harding, seien immer schon spezifische Macht- und Herrschaftsverhältnisse eingeschrieben. Die sich gegenseitig stützenden erkenntnistheoretischen, metaphysischen, ethischen und politischen Ansätze der vorherrschenden Wissenschaftsformen seien schlicht androzentristisch (Harding 1990: 7, 12).

Die feministische Wissenschaftsforschung befasste sich dabei insbesondere mit den lebenswissenschaftlichen Diskursen der Zweigeschlechtlichkeit und absoluten Alterität der Geschlechter. Das Biologische und das Historische, so hatte Michel Foucault 1976 einflussreich den analytischen Fokus auf den menschlichen (Geschlechts-)Körper gerichtet, seien untrennbar verschränkt. [HISTORISIERUNG] Eine Geschichte der Körper sollte die Art und Weise aufzeigen, „in der man das Materiellste und Lebendigste an ihnen eingesetzt und besetzt hat“ (Foucault 1977: 181). Damit aber waren die Kultur- und Sozialwissenschaften aufgerufen, nicht nur die Geschichte des Materiellsten und Lebendigsten zu schreiben, sondern auch alternative oder bessere Wahrheiten über den Körper zu etablieren.

Der Wissenschaftsphilosoph Ian Hacking hat ausführlich Stärken und Schwächen dieser konstruktivistischen Kritik aufgelistet. Vor allem hat er auch deutlich gemacht, dass es sich bei dieser „Kritik der unvermeidlichen Wesenhaftigkeit“ um ein politisches Projekt handelte: Etwas müsse nicht so existieren, es sei so nicht unvermeidlich, es sei nicht wesensnotwendig. Noch

weitergehend lautete seine Analyse, dass etwas, so wie es ist, schlecht sei und abgeschafft gehöre. Es ist dieser kritische Impetus, der die Geschichte der Materialität zu einem vorrangigen Thema der feministischen Wissenschaftsforschung machte: die biologisch behauptete Wesenhaftigkeit der Geschlechter ist Teil eines Machtdispositivs und deshalb nicht unvermeidlich (Hacking 1999: 39-41, 65).

Für die feministische Kritik der „unvermeidlichen Wesenhaftigkeit“ erwiesen sich insbesondere Bruno Latours Arbeiten als höchst interessant. Vor allem Donna Haraway erkannte das Potential von Latours Ausführungen für die feministische Wissenschaftsforschung, wenn sie auch einschränkte, dass dieser kein bemerkenswerter feministischer Theoretiker sei, durch eine queere Lesart aber zu einem solchen gemacht werden könne (Haraway 1995: 206, Fn. 2). Latour hatte in seinen Publikationen der 1980er Jahre noch im Rahmen von STS herausgearbeitet, dass Naturwissenschaft eine soziale Tätigkeit sei, die vor allem darauf beruhe, Ressourcen zu kontrollieren und Verbündete zu mobilisieren (Latour 1987: 145-176). Zu Beginn der 1990er Jahre betonte er jedoch zudem die aktive Rolle realer und autonomer, aber immer auch diskursiver, narrativer und historischer Dinge, die weder als „Ding an sich“ noch als soziales Produkt verstanden werden sollten (Latour 1995: 111, 120-121). Die Dinge des wissenschaftlichen Experiments sind, wie Latour luzide zu zeigen wusste, Produkte menschlicher Praktiken und doch selbst handelnd; sie werden aktiviert und sozialisiert, sind aber auch autonome nicht-menschliche Akteure (Latour 2000: 153-161). Sie sind all das, was mobilisiert werden muss, damit ein Zusammenhang zwischen einer Substanz und spezifischen experimentell hervorgebrachten Leistungen und Effekten hergestellt wird. In Latours Konzept der „zirkulären Referenz“ folgt die Substanz dabei erst den Attributen; die Bewegung, so Latour, gehe von den Attributen zu einer Substanz, die letztlich nur die „Stabilität einer Zusammensetzung“ bezeichnet (Latour 2000: 182-183). Es gibt nach Latour nicht eine der Geschichte entzogene Referenz, sondern historisch spezifische Weisen der Substanzialisierung: „Aber das Ding selbst, wo ist das Ding? *Hier*, in der längeren oder kürzeren Liste der Elemente, die es ausmachen“ (Latour 2000: 181-182, Hervorhebung von Latour). Ontologische und epistemologische Fragestellungen ließen sich in dieser radikalen Historisierung der Dinge nicht mehr trennen (Latour 2000: 175). Nach Latour bestand Ende des 20. Jahrhunderts eine Pattsituation zwischen den realistischen Positionen der Na-

turwissenschaften, die alle Evidenzen für sich hatten, sowie den sozialkonstruktivistischen Positionen, die das gesamte kritische Potenzial der Geisteswissenschaften mobilisierten (Latour 1995: 50-53). Weder naturwissenschaftlicher Realismus noch sozialer Konstruktivismus reichten aus, um die „materiell-semiotischen“ Dinge zu begreifen (Haraway 1995: 96).

ZWANGSWEISE MATERIALISIERUNGEN

Während dieser *practical turn* Wissenschaft in Aktion begleitete und befragte, bezog der *linguistic turn* eine weitaus größere Distanz zu den Lebens- und Naturwissenschaften. Von großem Einfluss hatte sich dabei Jacques Derridas oft zitierte Schlussfolgerung erwiesen, dass keine Präsenz – keine Wesenheit, kein Seiendes – vor und außerhalb der *différance* existiere, dass es kein Text-Äußeres gebe (Derrida 1974: 274, 285-286). Damit schien auch die Befassung mit den Lebens- und Naturwissenschaften nur als Dekonstruktion sinnvoll. Die unbestritten bedeutsamste Akteurin dieser Debatte war die Rhetorikprofessorin Judith Butler. Diese hatte 1990 erklärt, dass es keinen Rückgriff auf den Körper gebe, der nicht bereits durch kulturelle Bedeutungen interpretiert sei. Daher könne auch das Geschlecht keine vordiskursive Gegebenheit sein. Das anatomische Geschlecht (*sex*) sei definitionsgemäß immer schon Geschlechtsidentität (*gender*) (Butler 1991: 26). Es gebe, so Butler, keinen Körper außerhalb einer spezifisch historischen Bezeichnungspraxis, denn im Signifikationsprozess werde der als gegeben gesetzte Körper überhaupt erst produziert. Die Natürlichkeit der Geschlechterordnung ist danach nur ein Produkt der Bezeichnungspraxis, die wiederum historischen und sozialen Bedingungen unterliegt (Butler 1991: 54). Die Materie ist also, im Moment, wenn sie zum Begriff wird, immer schon kulturell signifiziert. Butlers politische Schlussfolgerung lautete, dass die naturalisierende Bezeichnung eine heterosexuelle Matrix verabsolutiere, die andere (nicht-heterosexuelle) Existenzmöglichkeiten kategorisch ausschließe. [KÖRPER]

Butlers Ausführungen blieben nicht unwidersprochen. Ein oft wiederholter Hauptvorwurf in den 1990er Jahren lautete, dass die Diskursivierung des Geschlechtlichen eine Entfremdung der Frauen von ihrem Körper fördere (Stoff 1999a). Butler griff diese Kritik auf, um in ihrem nächsten Buch dann dezidiert zu zeigen, dass es ihr keineswegs um Entkörperlichung gehe, son-

dem um Verkörperlichung, die Verbindung von Materialität und Performativität. Sie relativierte dabei durchaus die linguistisch-konstruktivistische Methodik, ohne aber die Hauptfunktion der Signifikation aufzugeben. Der Körper, so gestand sie ein, sei nicht „vollkommen oder erschöpfend linguistisch konstituiert“; der Diskurs der Konstruktion sei der genannten Aufgabe vielleicht nicht ganz gewachsen (Butler 1995: 11, 16, 54; Kirby 2002). Mit der Behauptung, das biologische Geschlecht sei bereits durch die Geschlechtsidentität kulturell konstruiert, sei nicht erklärbar, so Butler, „wie die ‚Materialität‘ des biologischen Geschlechts zwangsweise erzeugt wird“ (Butler 1995: 16). Dabei lieferte Butler eine eigene Theorie der (zwangsweisen) Materialisierung, die das Programm des *linguistic turn* fortschrieb: Das biologische Geschlecht sei ein regulierendes Ideal, stellte sie unter Bezugnahme auf J. L. Austins Sprechakttheorie und Derridas Konzept der Iterabilität fest, dessen Materialisierung durch die ständige Wiederholung regulierender Normen des Dimorphismus erzwungen sei (Butler 1995: 16, 21, 23). Die Rezeption von Butlers Schriften war auf die Kritik dieser heterosexuellen Matrix und die subversiven Potentiale der Performativität fokussiert. Die Materialität konnte nach Butler gegen ihre zwangsweise Erzeugung gewendet werden: Doing Gender kann Making Sex neu ausrichten.³

EINE POSTHUMANISTISCHE ONTOLOGIE DER MATERIALITÄT

Im Laufe der 1990er Jahre versuchten feministische Philosophinnen wie Rosi Braidotti und Elizabeth Grosz, in solidarischer Auseinandersetzung mit Butler, Materialisierung und Verkörperung neu zu denken. Insbesondere Grosz nahm eine bedeutsame Gegenposition zu Butler ein, indem sie auf die materielle Existenz einer Morphologie vor der Signifikation beharrte. Materielle oder psychische Dinge, schloss sie an Gilles Deleuze und Félix Guattari an, können nicht mehr als begrenzt, demarkiert oder singular und holistisch betrachtet werden. Sie sind Serien von Bewegungen und im (bedeutungsvollen) Werden (Grosz 1994: 167). Nach Braidotti verweise die körperliche Materialität, wie sie Deleuze und Foucault verstanden, auf die Verkörperung des

3 Dies bedeutet auch, dass Candace West und Don H. Zimmerman (1987) sowie Thomas Laqueur (1990) stets in einem Zusammenhang gelesen werden müssen.

sprechenden Subjekts. Das weibliche Subjekt, so lautet Braidottis antiteleologische Definition, sei ein nie abgeschlossener Prozess, ein Schauplatz vielfältiger, komplexer und potentiell widersprüchlicher Erfahrungen, basierend auf sich überschneidenden Variablen. Das Subjekt sei weder in biologischen noch soziologischen Kategorien verstehbar, sondern als Moment der Überschneidung des Körperlichen, des Symbolischen und des Soziologischen. Braidottis politische Kernaussage lautete, dass Subjektivität materialistisch-vitalistisch gegeben sei, dass die Variablen, die Verkörperung und Subjektivität bedingten, jedoch überwunden werden könnten (Braidotti 2001: 1416; Braidotti 2002: 62; Dolphijn/van der Tuin 2012: 33). In diesen dynamischen Konzepten waren Doing Gender, Doing Space und Materialisierung eng verknüpft.

Um das Jahr 2000 wurden diese durchaus unterschiedlichen Versuche, die Materialisierung der Realität zu denken, zu einer neuen Schule des *new* oder *neo materialism* erklärt.⁴ Während insbesondere Deleuze höchst einflussreich war und Spinoza neu gelesen wurde, spielten die Arbeiten der feministischen STS eine nur noch durch Haraway vermittelte Rolle. Die Materialitätsdebatte verschob sich von der historischen, soziologischen und ethnomethodologischen Auseinandersetzung mit dem naturwissenschaftlichen Materialismus zu einer philosophischen Neuverfassung der poststrukturalistischen Metaphysik. Dabei vollzog sich eine gewisse Abgrenzung zum Derridaschen Dekonstruktivismus und zur antiessentialistischen Textualität, während die Emanzipation der Materialität als ein neues feministisches Projekt ausgerufen wurde (Dolphijn/van der Tuin 2012: 93). Als bekannteste Vertreterin des *new materialism* reüssierte die Wissenschaftsphilosophin und Physikerin Karen Barad (Barad 2003). Barad verwarf in ihren Schriften nicht nur erneut den Repräsentationalismus, wobei sie den Sozialkonstruktivismus als eine von dessen Variationen verstand, sondern forderte auch, dass Butlers performatives Verständnis diskursiver Praktiken vom Anthropozentrismus

4 Die Literatur zum *new materialism* ist mittlerweile unübersichtlich geworden. Für einen Überblick: Dolphijn/van der Tuin (2012), Coole/Frost (2010) und Alaimo/Hekman (2008). In dem Materialienband von Rick Dolphijn und Iris van der Tuin kommen neben Braidotti und Barad vor allem Manuel DeLanda und Quentin Meillassoux zu Wort. Für eine vorsichtige Kritik aus Foucaultscher Perspektive: Lemke (2014).

abgewendet werden müsse. Materie dürfe nicht länger nur als passives Produkt von Diskurspraktiken verstanden werden (Barad 2012: 9, 39). In ihrem Konzept des „agentiellen Realismus“ steht die dynamische Kraft der Materie im Mittelpunkt. Die zugleich produzierte und produktive Materie sei ein Agens und kein festes Wesen oder eine Eigenschaft von Dingen (Barad 2012: 14-15, 40). Ihre entscheidende Aussage lautet dann auch, dass das Materielle und das Diskursive wechselseitig in die Dynamik einer nicht auf getrennte Entitäten rekurrierenden „Intraaktivität“ einbezogen seien. Alle Körper – und hier macht Barad keine Unterscheidung zwischen physikalischen und physiologischen Körpern – materialisierten sich und gewannen Relevanz „durch die schrittweise Intraaktivität der Welt – ihrer Performativität“ (Barad 2012: 21, 41-43). [TRANSSEKTIONALITÄT]

Der *new materialism* bedeutete dabei eine zunehmende Abkehr von der feministischen Problematisierung des naturwissenschaftlichen Materialismus und Hinwendung zu ontologischen, die Erkenntnis der „Welt“ betreffenden Fragestellungen. Die von Barad unter Heranziehung von Niels Bohrs Quantenphysik eingeforderte posthumanistische Relativierung des Menschen, die Ersetzung der Biologie durch die Physik, verschob die Debatte in die physikalisch-philosophische Ontologie. Die Kritik am Textualismus, die am Anfang des *new materialism* stand, führte dazu, dass sich mit der Materie der Lebenswissenschaften und dem biologischen Determinismus immer weniger auseinandergesetzt wurde (Ahmed 2008). Wenn der Mensch nicht das Maß aller Dinge ist, wie Barad proklamierte, dann steht auch die Problematisierung der unvermeidlichen Wesenhaftigkeit nicht länger im Mittelpunkt (Barad 2012: 14). Das Problem, *als* Mensch der Materie vom Menschen unabhängige Agentialität zuzusprechen, konnte dabei auch von Barad nicht wirklich befriedigend gelöst werden und war im Zirkelschluss aufgehoben, dass die Materie am Prozess der (eigenen) Materialisierung beteiligt sei.

Karen Barads *new materialism* bot eher eine Ethik entgrenzter Dynamik denn eine Politik der Subjektivierung (Barad 2012: 101). Gerade diese „ontoethics of new materialism“ eröffneten eine Vielzahl neuer Anschlüsse zur zeitgenössischen Kunst, Medienwissenschaft und Ökologie (Bolt/Barrett 2013).⁵ Der *new materialism* wurde im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts

5 „Onto-ethics of new materialism“ ist der Titel eines Vortrags, den David Chandler auf der fünften Jahrestagung zum *new materialism* im September 2014 in

zu einem Sammelbegriff unterschiedlicher Strömungen, die sozialkonstruktivistische Politik durch eine ontologische Ethik ersetzen. Er war dabei lose angebonden an feministische und queere Geschlechterpolitik, die er aber posthumanistisch überschritt. Ein recht unscharfes und offensiv spekulatives Konzept der Materialität und des Realismus, das mit großem begrifflichen Einfallsreichtum auf Agentialität und Dynamik verweist, seltener aber auf die mühevollen politische Arbeit des Beharrens und Verhandelns, funktionierte als flexible Orientierung in einer als überkomplex wahrgenommenen Welt. Aus der Quantenphysik entlehnte Begriffe wie Verschränkung (*entanglement*) dienten dazu, die als neoliberal identifizierte globalisierte Gesellschaft im ontologischen Sinne als eine Gesamtheit von Variablen darzustellen (Chandler 2014). Die posthumane Materialisierung bestärkte zudem eine Ethik, die all jenen Bedeutung zuweist, denen in der bestehenden Ontologie Relevanz abgesprochen wird. Jane Bennett etwa möchte mit ihrer Idee von „vital materiality“ und „vibrant matter“ zugleich mehr Engagement für lebendige Materie und lebende Dinge, kurz für alle Lebewesen und den Planeten Erde, erwecken (Bennett 2009: viii). Ähnlich nutzt auch William E. Connolly den *new materialism*, um auf die Fragilität der Dinge hinzuweisen, die sich selbst organisierende Ökologie mit den sich selbst organisierenden Märkten zu kontrastieren und im Anschluss an Isabelle Stengers eine neue, durchaus „kosmische“ Politik einzufordern (Connolly 2013: 402). Dabei ist es gerade jene Rhetorik, welche die Materie vom Anthropozentrismus zu befreien behauptet, die erst auf unkritische Weise die naturwissenschaftliche Materie wieder ermächtigt und in eine politisch unscharfe Ethik mit durchaus auch esoterischen Zügen einbindet. Gerade die Verweise auf die Quantenphysik, die seit vielen Jahrzehnten als Baustein esoterischer Weltbilder dient, sollten hier eher als Warnung gelesen werden, die politische Zielsetzung nicht im neuesten neovitalistischen Nebel aus den Augen zu verlieren.

MATERIALISIERUNGEN IN SCHWANKENDEN GEFÜGEN

Im *new materialism* wird Theorie nicht konkret, sondern deduktiv entwickelt. Pluralismen werden durch ein begrifflich eng fixiertes Narrativ ersetzt (Kinzel 2016). Eine Kritik am *new materialism* lautet deshalb auch, dass er die Fallbeispiele vernachlässige, wie dies eine Arbeitsgruppe um Annemarie Mol deutlich ausdrückt: „In many texts that call for new materialism, cases are strikingly absent, and hence, ironically, ‘matter itself’ does not appear at all“ (Abrahamsson 2016: 2) Wenn gerade die historische Praxis der wissenschaftlichen Konstituierung von Dingen selbst nicht analysiert wird, hat dies zur Folge, dass schließlich doch wieder unkritisch und ahistorisch auf den naturwissenschaftlichen Materialismus zurückgegriffen wird (ebd.).

Die Geschichte der Materialität beginnt erst dann, wenn spezifische Effekte und Leistungen gesellschaftlich relevant werden, sie entsteht in Problematisierungen (Klöppel 2007). Die Frage, welche Dinge und Körper von Bedeutung sind, die ja Butler und Barad gleichermaßen hervorheben, muss am Anfang der Auseinandersetzung mit Materialität stehen. Effekte und Spuren werden entweder für spezifische Problematisierungen gesucht (z.B. Was ist Männlichkeit? Was ist Weiblichkeit?) oder diesen retroaktiv zugeordnet. Es ist in der Wissenschaftsforschung ausführlich gezeigt worden, welcher immer auch technische Aufwand betrieben werden muss, damit etwas Materielles dann in einer gestalteten experimentellen Situation aktiv werden kann (Rheinberger 2001). Die Materialisierung beginnt mit der technischen Etablierung von spezifischen Experimentalsystemen, die es erlauben, die Aktivität der Materie zu etablieren und zugleich Materielles zu regulieren. Eine regulierte Materie entspricht dabei standardisierbaren Effekten, die wiederum Ordnungen generieren, die interpretierbar sind. Nelly Oudshoorn hat in ihrer Geschichte der Östrogene ausführlich gezeigt, dass Substanzen nur im Kontext eines synchronen Gefüges aus Institutionalisierungen, Standardisierungen, Regulierungen und Aktivierungen analysiert werden können. Eine spezifische Problematisierung jedoch gibt diesen Prozeduren überhaupt erst eine selektive Ausrichtung. Die im Labor geschaffenen, in der pharmazeutischen Fabrik produzierten und in der Klinik in einer Ordnung des riskanten Körpers und des homöostatischen Organismus stabilisierten Sexualhormone wurden im 20. Jahrhundert materielle Realitäten mit der Kraft, Körper und Gesellschaften zu verändern (Oudshoorn 1994: 61-64; Stoff 2012: 7-22).

Materie kann nicht außerhalb eines Gefüges (*assemblage*) analysiert werden. Michel Serres sprach von einer „Vielzahl unterschiedlicher Zeitmaße, Disziplinen, Ideen von Wissenschaft, eine Mannigfaltigkeit von Gruppen, Institutionen, Kapitalien, Menschen“ sowie von „Maschinen, Gegenständen, Prognosen und unvorhergesehenen Zufällen“, die zusammen ein „schwankendes Gefüge“ bildeten, das die Geschichte der Wissenschaften getreu darstelle (Serres 1998: 18-19). Deleuze und Guattari verwendeten *assemblage* als Bezeichnung einer temporären Verfestigung einer Ansammlung von Aussagen und Sichtbarkeiten, die semiotische und physiologische Systeme determiniere und die Bedingung der Subjektivierung darstelle (Deleuze/Guattari 1997: 166, 193-194). Paul Rabinow schloss hier an, um ein kontingentes, heterogenes und temporäres Ensemble von wissenschaftlichen Praktiken, sozialen Akteuren, materiellen Strukturen, administrativen Routinen, Wertesystemen und Selbsttechnologien zu bezeichnen (Rabinow 2004: 63, 115). Gefüge, so wiederum Rheinberger in Zusammenarbeit mit Staffan Müller-Wille, sind „Konstellationen von Akteuren, Dingen und Institutionen“ (Rheinberger/Müller-Wille 2009: 237). Diese Konstellationen (re)konstituieren die Beteiligten selbst, niemand bleibt von diesem Zusammentreffen unverändert, etwas Neues entsteht. In diesen Konstellationen sind die Dinge nicht stabil, sondern stets in Bewegung, sie sind durch das Gefüge konstituiert und konstituieren zugleich auch neue Möglichkeiten, neue Gefüge (Folkers 2013: 24-26).

Während für eine Auseinandersetzung mit Materie also die Praktiken zur Etablierung eines Gefüges untersucht werden müssten, sollte zugleich gezeigt werden, wie die Aktivierung der aktiven Dinge sich vollzieht. Die „Weenhaftigkeit“ der Geschlechter, insbesondere deren genetische und hormonelle Konstitution, ist seit den 1980er Jahren wissenschaftshistorisch und ethnomethodologisch dekonstruiert worden. Aber die Lebenswissenschaften haben ebenso im Laufe des 20. Jahrhunderts, seit den experimentellen Geschlechtsumwandlungen eines Eugen Steinach in den 1910er Jahren, Geschlecht auf materielle Weise (re- und neu-)konstruiert (Stoff 1999b). Zum Ende des 20. Jahrhunderts widersprach eine sozialkonstruktivistische Kritik dem biologischen Determinismus, während eine lebenswissenschaftliche Praxis zunehmend zur Neugestaltung geschlechtlicher Subjektivitäten durch chirurgische und hormontherapeutische Maßnahmen genutzt wurde.

Doing Gender und Making Sex lassen sich nicht trennen. Praktiken der Materialisierung sind politisch und wissenschaftlich interessanter als eine

Philosophie der Materialität. Von Forschungsinteresse sind deshalb vor allem „Situationen materieller Transformation“ (Westermann 2014: 262). Erst wenn die Materie auch als konkrete gesellschaftliche Praxis verstanden wird und die konkreten Praktiken der Materialisierung auch entsprechend analysiert werden, wird der neue und neueste Materialismus von politischer Bedeutung sein und nicht nur eine neue Ethik behaupten. Roland Barthes' Sentenz, nach der sich „reine Materie“ und „gesellschaftlicher Gebrauch“ nicht trennen ließen, kann noch längst nicht übergangen werden, wenn es um eine Prüfung des naturwissenschaftlichen Realismus geht (Barthes 1964: 86). Und auch Donna Haraways Aufforderung, sich mit der Materialität des biologischen Geschlechts auseinanderzusetzen, damit die feministische Kritik nicht an analytischer Schärfe verliere, sind nur allzu wenige gefolgt (Haraway 1995: 92).

LITERATUR

- Abrahamsson, Sebastian et al. (2015): „Living with Omega-3: New Materialism and Enduring Concerns“, in: *Environment and Planning D: Society and Space* 33, S. 4-19.
- Ahmed, Sara (2008): „Open Forum. Imaginary Prohibitions: Some Preliminary Remarks on the Founding Gestures of the New Materialism“, in: *European Journal of Women's Studies* 15, S. 23-39.
- Barad, Karen (2003): „Posthumanist Performativity. Toward an Understanding of How Matter Comes to Matter“, in: *Signs* 28, S. 801-831.
- Barad, Karen (2012): *Agentieller Realismus*, Berlin: Suhrkamp.
- Barthes, Roland (1964): *Mythen des Alltags*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Bennett, Jane (2010): *Vibrant Matter: A Political Ecology of Things*, Durham/London: Duke University Press.
- Barrett, Estelle/Bolt, Barbara (2013): *Carnal Knowledge: Towards a 'New Materialism' Through the Arts*, London, New York: LB Tauris.
- Braidotti, Rosi (2001): „Toward a New Nomadism“, in: Gary Genosko (Hg.), *Deleuze and Guattari: Critical Assessments of Leading Philosophers*. London, New York: Routledge, S. 1414-1439.
- Braidotti, Rosi (2002): *Metamorphoses. Towards a Materialist Theory of Becoming*, Cambridge, Malden: Polity Press.

- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995): *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, Berlin: Berlin Verlag.
- Chandler, David (2014): „Beyond Neoliberalism: Resilience, the New Art of Governing Complexity“, in: *Resilience* 2, S. 47-63.
- Connolly, William E. (2013): „The ‘New Materialism’ and the Fragility of Things“, in: *Millennium* 41, S. 399-412.
- Coole, Diana/Frost, Samantha (Hg.) (2010): *New Materialisms: Ontology, Agency, and Politics*, Durham, London: Duke University Press.
- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1997): *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus*, Berlin: Merve.
- Derrida, Jacques (1974): *Grammatologie*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Dolphijn, Rick/Van der Tuin, Iris (Hg.) (2012): *New Materialism: Interviews & Cartographies*, Ann Arbor: Open Humanities Press.
- Folkers, Andreas (2013): „Was ist neu am neuen Materialismus? Von der Praxis zum Ereignis“, in: Tobias Goll/Daniel Keil/Thomas Telios (Hg.), *Critical Matter. Diskussionen eines neuen Materialismus*, Münster: Edition Assemblage, S. 16-33.
- Foucault, Michel (1977): *Sexualität und Wahrheit. Der Wille zum Wissen*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Gerstenberger, Heide/Voigt, Bodo (1979): „Macht und Dissens: Anmerkungen zu den Arbeiten von Michel Foucault“, in: *Leviathan* 7, S. 227-241.
- Grosz, Elizabeth (1994): *Volatile Bodies. Toward a Corporeal Feminism*, Bloomington: Indiana University Press.
- Hacking, Ian (1999): *Was heißt ‚soziale Konstruktion‘? Zur Konjunktur einer Kampfvokabel in den Wissenschaften*, Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.
- Haraway, Donna (1989): *Primate Visions: Gender, Race, and Nature in the World of Modern Science*, London: Verso.
- Haraway, Donna (1995): „Situieretes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive“, in: Donna Haraway (Hg.), *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a. M., New York: Campus.
- Harding, Sandra (1990): *Feministische Wissenschaftstheorie. Zum Verhältnis von Wissenschaft und sozialem Geschlecht*, Hamburg: Argument Verlag.

- Kinzel, Katherina (2016): „Pluralism in Historiography: A Case Study of Case Studies“, in: Tilman Sauer/Raphael Scholl (Hg.), *The Philosophy of Historical Case Studies*, Cham: Springer International Publishing, S. 123-149.
- Kirby, Vicki (2002): „When All That Is Solid Melts Into Language: Judith Butler and the Question of Matter“, in: *International Journal of Sexuality and Gender Studies* 7, S. 265-280.
- Klöppel, Ulrike (2007): „Problematische Körper? Überlegungen zur Historiographie von Problematisierungsweisen im Anschluss an Foucault“, in: Torsten Junge/Imke Schmincke (Hg.), *Marginalisierte Körper. Zur Soziologie und Geschichte des anderen Körpers*, Münster: Unrast, S. 45-62.
- Knorr-Cetina, Karin (1984): *Die Fabrikation von Erkenntnis. Zur Anthropologie der Naturwissenschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Laqueur, Thomas Walter (1990): *Making Sex: Body and Gender from the Greeks to Freud*, Cambridge: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (1987): *Science in Action: How to Follow Scientists and Engineers Through Society*, Cambridge: Harvard University Press.
- Latour, Bruno (1995): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*, Berlin: Akademie Verlag.
- Latour, Bruno (2000): *Die Hoffnung der Pandora. Untersuchungen zur Wirklichkeit der Wissenschaft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Lenin, Wladimir Iljitsch (1987): *Materialismus und Empirio-kritizismus*. Berlin: Dietz Verlag.
- Merchant, Carolyn (1987): *Der Tod der Natur. Ökologie, Frauen und neuzeitliche Naturwissenschaft*, München: C.H. Beck.
- Orland, Barbara/Rössler, Mechthild (1995): „Women in Science – Gender and Science. Ansätze feministischer Naturwissenschaftskritik im Überblick“, in: Barbara Orland/Elvira Scheich (Hg.), *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S.13-63.
- Oudshoorn, Nelly (1994): *Beyond the Natural Body. An Archeology of Sex-hormones*, London, New York: Routledge.
- Pinch, Trevor J./Bijker, Wiebe E. (1984): „The social Construction of Facts and Artefacts: Or How the Sociology of Science and the Sociology of Technology Might Benefit Each Other“, in: *Social Studies of Science* 14, S. 399-441.

- Rabinow, Paul (2004): *Anthropologie der Vernunft. Studien zu Wissenschaft und Lebensführung*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Rheinberger, Hans-Jörg (2001): *Experimentalsysteme und epistemische Dinge. Eine Geschichte der Proteinsynthese im Reagenzglas*, Göttingen: Wallstein.
- Rheinberger, Hans-Jörg/Müller-Wille, Staffan (2009): *Vererbung. Geschichte und Kultur eines biologischen Konzepts*, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Schaff, Adam (1968): *Essays über die Philosophie der Sprache*. Frankfurt a. M.: Europäische Verlagsanstalt.
- Serres, Michel (1998): „Vorwort“, in: Michel Serres (Hg.), *Elemente einer Geschichte der Wissenschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 11-37.
- Sokal, Alan D. (1996): „Transgressing the Boundaries: An Afterword“, in: *Philosophy and Literature* 20, S. 338-346.
- Stoff, Heiko (1999a): „Diskurse und Erfahrungen. Ein Rückblick auf die Körpergeschichte der 90er Jahre“, in: 1999. *Zeitschrift für Sozialgeschichte des 20. und 21. Jahrhunderts* 14 (1999), S. 142-160.
- Stoff, Heiko (1999b): „Vermännlichung und Verweiblichung. Wissenschaftliche und utopische Experimente im frühen 20. Jahrhundert“, in: Ursula Pasero/Friederike Braun (Hg.), *Wahrnehmung und Herstellung von Geschlecht. Perceiving and Performing Gender*, Opladen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, S. 47-62
- Stoff, Heiko (2012): *Wirkstoffe. Eine Wissenschaftsgeschichte der Hormone, Vitamine und Enzyme, 1920-1970*, Stuttgart: Steiner.
- Stoff, Heiko (2016): „The Effing Point oder For How Much Longer Do We Tolerate Mass Murder? Zum Realismusstreit um 1980“, in: Nils Gütler/Margarete Pratschke/Max Stadler (Hg.), *Nach Feierabend. Zürcher Jahrbuch für Wissensgeschichte*. Heft 2016: „1980“, Zürich: Diaphanes, S. 91-103.
- West, Candace/Zimmerman, Don H. (1987): „Doing Gender“, in: *Gender & Society* 1, S. 125-151.
- Westermann, Andrea (2014): „Substanzen“, in: Stefanie Samida/Manfred K.H. Eggert/Hans Peter Hahn (Hg.), *Handbuch Materielle Kultur. Bedeutungen, Konzepte, Disziplinen*. Stuttgart: Metzler, S. 259-263.
- Wolff, Richard D. (1981): „Science, Empiricism, and Marxism: Latour and Woolgar vs. E. P. Thompson“, in: *Social Text* 4, S. 110-113.

Medialität

Maria Fritsche

„Das Haus, die Heimat, die Beschränkung. Die sind das Glück und sind die Welt.“ Theodor Fontanes Schlusszeilen des Gedichts *Heimat* könnten auch als Motto über dem deutschsprachigen Nachkriegskino stehen. Im Zentrum der Handlung des Melodrams *Vagabunden der Liebe* (A 1949) etwa steht das großzügig angelegte Wohnzimmer, wohnlich ausgestattet mit samtenem Sofa und Lehnstuhl, Flügel und barockem Kachelofen. Eine Stehlampe mit einem großen gefalteten Lampenschirm, Tischchen mit Schalen oder Kerzenleuchtern, sowie einige barocke Stühle stehen gefällig im Raum arrangiert, an den tapezierten Wänden hängen gerahmte Gemälde, an den hohen Fenstern bauschen sich Vorhänge. Die Raumdekoration verweist auf ein bürgerliches Milieu. Das Ärzteehepaar (gespielt von Paula Wessely und Attila Hörbiger), das in der Altbauwohnung zusammen lebt und auch arbeitet, verbringt hier gerne seine Feierabende, entspannt zurückgelehnt in die Sofakissen unter dem sanften Schein der Stehlampe, Zeitung lesend und plaudernd. Doch das häusliche Idyll, das die Eingangsszene entwirft, ist bedroht. Der Mann verliebt sich in eine Schauspielerin, verlässt seine Frau, ist jedoch bald kreuzunglücklich mit dem Lebenswandel der Geliebten, fängt an zu trinken und verursacht einen Autounfall, bei dem fast ein Kind zu Tode kommt. Währenddessen nimmt das Leben im bürgerlichen Haushalt seinen gewohnten Gang. Zusammen mit ihrer treuen Hausdame und ihrer Köchin lebt die Ehefrau weiterhin in derselben Wohnung, betreibt ihre Praxis und gebiert nebenbei ein Kind von ihrem Mann, von dem dieser jedoch nichts weiß. Das Wohnzimmer bleibt der Dreh- und Angelpunkt während des gesamten Filmes: hier entdeckt „die Frau Doktor“ ihren Mann beim ersten Flirt mit der Schauspielerin, hier findet der Trennungsstreit statt, hier berät sie sich mit

ihrer Hausdame, hier empfängt sie ihre treuen Freunde, und hier kommt es auch wieder zu einem Wiedersehen und der Versöhnung mit ihrem Mann; auf dem Sofa, unter dem warmen Lichtkegel, mit dem die Stehlampe die beiden umfängt.

MEDIALITÄT

Die spezifischen ästhetischen Eigenschaften des Films, also seine Medialität, verleihen dem Geschilderten eine besondere emotionale Qualität. Medien konstituieren die Welt, indem sie zwischen Welt und Mensch vermitteln. Weil Medien unterschiedliche Sinne ansprechen, prägen sie „das zu Vermittelnde“ auf jeweils spezifische Weise (Kleiner 2013: 29). Es macht also einen Unterschied, ob obige Szenen durch eine Theaterinszenierung, einen Roman oder ein gemaltes Bild kommuniziert werden.

Was dem Medium Film seine besondere Wirkkraft verleiht, ist seine Eigenschaft Zeit zu „verräumlichen“. Schon 1934 umriss Erwin Panofsky die einzigartigen Möglichkeiten des Films mit den Begriffspaaren „Dynamisierung des Raumes“ und „Verräumlichung der Zeit“ (Panofsky [1934] 1966: 18). Beide Ebenen sind miteinander verquickt. Im Film bewegen sich nicht nur die Akteure im Raum, sondern der Raum selbst wird mobil. Durch Bildkomposition, Kameraführung, Montage oder Spezialeffekte rücken Objekte näher, verschwinden oder verändern ihre Oberfläche. Gleichzeitig wird Zeit, bei Panofsky definiert als psychologische Erfahrung (einer Person, aber vielleicht auch einer Gesellschaft, einer Generation?) im Film sichtbar gemacht und beispielsweise durch die Mimik der Akteure oder die Visualisierung von Träumen oder Halluzinationen fast haptisch greifbar (Panofsky 1966: 19-20). Die Medialität des Films erweckt Zeit und Raum zum Leben und schafft auf diese Weise eine Illusion von Realität.

RAUM IM FILM – FILMISCHER RAUM

Der Raum im Film ist mehr als nur Hintergrund für eine Handlung und symbolischer Bedeutungsträger. Der filmische Raum bringt „Zeit“ bzw. ein Zeitgefühl zum Ausdruck. So reflektiert die für den amerikanischen *Film noir* typische Szenerie der billigen Vorstadtmotels, dunklen Bars, amerikanischen

Diners, schäbigen Mietszimmer oder zwielichtigen Nachtclubs die durch den Krieg erzeugte gesellschaftliche Destabilisierung, die Entwurzelung, Heimatlosigkeit und Geschlechterangst der amerikanischen Nachkriegsgesellschaft. Vivian Sobchack wollte genau diese Verbindung von filmischem und real existierendem Raum, zwischen Repräsentation und Repräsentiertem – also der materiellen, semi-urbanen Welt der amerikanischen Nachkriegsgesellschaft samt der darin aufgehobenen Gefühle und Stimmungen – analytisch fassen (Sobchack 1998: 130). Sie übertrug dabei Mikhail Bakhtins literaturwissenschaftliches Konzept des Chronotopos – übersetzt „Zeit-Raum“ – auf den Film. Im Chronotopos verschmelzen Zeit und Raum zu einem Ganzen, welche der jeweiligen Erzählform ihre spezifische Struktur und Dynamik verleihen. „Time, as it were, thickens, takes on flesh, becomes artistically visible; likewise, space becomes charged and responsive to the movements of time, plot and history“ (Bakhtin 1992: 84). Die Stimmung einer Zeit nimmt durch die Visualisierung materiellen Charakter an, während sich der Raum mobilisiert.

Als genrekonstituierender „Zeit-Raum“ für den amerikanischen *Film noir* schlug Sobchack den Begriff „lounge time“ vor. Lounge time beschreibt die kulturelle Welt der amerikanischen Nachtclubs, Motelzimmer und Diners gewissermaßen als Zeitkapsel, in der die depressive Grundstimmung der amerikanischen Nachkriegsgesellschaft sichtbar und greifbar wird. Es ist eine Welt der Rastlosen und des Temporären. Eine Welt ohne Bindungen, in der es keinen Alltag und keine Struktur gibt, in der Geschlechterrollen ebenso in Auflösung begriffen sind wie gesellschaftliche Normen (Sobchack 1998: 156-59). [TRANSSEKTIONALITÄT] Die anonymen urbanen und halb-urbanen Räumen des *Film noir*, in denen sich die Gestrandeten, Orientierungslosen, und Einsamen flüchtig treffen, verweisen auf den Verlust des „home“ (Heim, Heimstatt). Die kollektive Verusterfahrung, die eigentlich eine Sehnsucht nach Zugehörigkeit und einer stabilen Identität ausdrückt, wird also medial materialisiert.

Wie lassen sich Sobchacks Überlegungen auf den eingangs zitierten Film *Vagabunden der Liebe* und den deutschsprachigen Nachkriegsfilm insgesamt umlegen? Wie verhielten sich die filmischen Räume des Nachkriegskinos zu der tiefen gesellschaftlichen Verunsicherung, welche der Krieg und die Niederlage in Deutschland und Österreich ausgelöst hatten?

Die 1950er Jahre waren geprägt von der Abwendung der Bürger_innen von der Politik und dem Rückzug ins vermeintlich stabile Private. Das private Heim wurde zum Sehnsuchtsort für eine ganze Generation. Auch im Nachkriegskino war der Rückzug ins Private ein äußerst beliebter Topos: es war dabei keineswegs nur der Heimatfilm, der den Rückzug in das ländliche Idyll als Balsam für die von der Modernisierung überforderten Menschen empfahl. Auch die beim Nachkriegspublikum beliebten Komödien bewarben das kleine Glück im mehr oder weniger bescheidenen Heim, während historische Kostümfilm wie *Sissi* (A 1955) oder *Kaiserwalzer* (A 1953) die Sehnsucht der Herrschenden nach einem einfachen Familienleben abseits von großer Politik demonstrieren. Der filmische Raum bildete eine Projektionsfläche für gesellschaftliche Sehnsüchte, die auf diese Weise externalisiert wieder an das Publikum zurückgespielt wurden. Das Medium kehrte das kollektive Innere ins filmische Außen, um es dem Publikum als filmisch hergestellte Realität zu präsentieren.

GESCHLECHT IM FILMISCHEN RAUM

Die beliebte österreichische Burgschauspielerin Paula Wessely, welche die Rolle der leidgeprüften Ehefrau Doktor Kama in *Vagabunden der Liebe* spielte, galt bereits im Dritten Reich als Idealbesetzung für Melodramen. Das Melodrama, das von Leidenschaften, Verzicht und Aufopferung handelt, gehörte auch nach dem Krieg weiterhin zu den populärsten Filmgenres. „Die Wessely“ garantierte als fleischliche Inkarnation des Verzichts volle Säle, wie übrigens auch die ewig leidende Maria Schell oder Heidemarie Hatheyer, die „Schmerzensreiche“ (Seidl 1987: 112). Da die Spannung zwischen dem Privaten und dem Öffentlichen traditionell eine Schlüsselrolle im Melodrama spielt (Gledhill 1987: 21), lässt sich an seinem Beispiel gut veranschaulichen, wie das filmische Medium Geschlecht über den filmischen Raum konstruiert bzw. geschlechtlich im filmischen Raum verankert.

Während die meisten populären Genres Kriegstrauma und Schuld sowie die durch den Krieg beförderte Destabilisierung der Geschlechter- und Gesellschaftsverhältnisse auszusparen suchten, griff das Nachkriegsmelodram diese Themen auf. Als Genre, dessen Markenzeichen der emotionale Exzess ist, bot es den idealen (Projektions)Raum für Ängste, welche die aus den Fu-

gen geratene Geschlechter- und Gesellschaftsordnung ausgelöst hatte. Deswegen auch die zeitgenössischen Bezeichnungen „Seelendrama“, „Problemfilm“ oder „Zeitfilm“, mit denen diese Filme oft betitelt wurden. Besonders interessant ist in diesem Zusammenhang der Begriff Zeitfilm. Er definiert einen Film, der sich mit den Geschehnissen der jüngsten Zeit und ihren Auswirkungen auseinandersetzt, wobei diese Zeit dezidiert die Kriegszeit einschließt, die quasi als Ursprung der aktuellen Probleme verstanden wurde. Der zeitgenössische Begriff Zeitfilm verweist auch auf die enge Verknüpfung zwischen Text und Kontext – auf die Verbindung von medial hergestelltem (filmischen) Raum und der Zeit, der der Film entspringt.

Das Melodram ist ein Tummelplatz für aufgewühlte, orientierungslose oder depressive Männer, deren gesellschaftliche, berufliche oder familiäre Machtposition ins Wanken geraten ist und die krampfhaft nach einem Weg suchen, diese wiederzuerlangen. Auch wenn die Gefühlsausbrüche im deutschen Melodrama selten so enthemmt sind wie in seinem amerikanischen Pendant, so scheint mir das deutsche Nachkriegsmelodram doch nicht derart emotional „gezügelt“, wie Werner Sudendorf es beurteilt (Sudendorf 2016: 184). Vielmehr sind es nur die Frauen oder zumindest die Ehefrauen, die ihre Emotionen strikt kontrollieren und meist im Stillen leiden. Sie agieren im Gegensatz zu den Männern vernünftig und handeln wohlüberlegt und klug. Während sich die Männer auf der Suche nach sich selbst verirren, halten sie die praktischen Dinge am Laufen.

Ihre Basis – und das Zentrum der Handlung – ist das Wohnzimmer, welches stellvertretend für das Private steht. Eindeutig vom Außen, vom öffentlichen Raum abgetrennt, ist das Wohnzimmer/Private die Domäne der Frau. Es wird von dieser geformt und spiegelt gleichzeitig durch Dekoration und Ausstattung deren Weiblichkeit: Bilder, Tischchen, Deckchen, Schalen, Kissen, Kerzenleuchter, Nippes und Stehlampen markieren das Territorium als weiblich. Auch in den bescheidensten Verhältnissen ist mühelos erkennbar, ob der Raum von einem Mann oder von einer Frau bewohnt ist. Zwar wohnt die Hauptprotagonistin (Vilma Degischer) des Films *Liebe Freundin* (A 1949), der die Not der frühen Nachkriegsjahre thematisiert, in einer ärmlichen, kleinen Wohnung. Doch wie ein Kameraschwenk, der einem flüchtigen Blick gleichend über das Interieur streicht, offenbart, hat sie diese liebevoll mit Kerzen und Vasen dekoriert. Oft sind es einzelne Gegenstände, welche durch ihre Wärme oder Weichheit das Weibliche seiner Bewohnerin und damit auch des Raumes selbst betonen: das samtene Sofa mit Kissen und

Decken, der geschwungene Kerzenleuchter mit brennender Kerze, oder – unverzichtbarer Gegenstand im 1950er Melodram, um weibliche Präsenz zu markieren – die warm leuchtende Stehlampe mit dem großen gefalteten Lampenschirm.

Der Mann wird von der Heimeligkeit des weiblichen Raumes unwiderstehlich angezogen, sie stößt ihn aber auch ab, wobei unklar bleibt, ob *der Raum* verhindert, dass sich Männer wirklich heimisch fühlen, oder ob *sie selbst* der Vereinnahmung durch den Raum entfliehen wollen. Deutlich wird jedoch, dass Männer sich oft an der Oberfläche des (weiblichen) Raumes, an seiner Materialität reiben. Der frustrierte Ehemann (Curd Jürgens) in *Eine Frau von Heute* (D 1954) murrte, dass seine berufstätige Frau (Luise Ullrich) kaum Zeit hat sich um ihn – oder den Haushalt – zu kümmern. Dass das Abendessen schnell aufgewärmt noch im Kochtopf auf den Tisch kommt und er selbst den Tisch decken muss – so hat er sich in der Kriegsgefangenschaft seine Rückkehr in den Ehealltag nicht vorgestellt. Seine Kritik, dass „die ganze Art von Tischdecken und Essen schon sehr merkwürdig“ sei, wischt seine Ehefrau jedoch lachend beiseite. Mit dem Verweis, dass sie für „feierliche Silber-Kristall-Damast-Tischdeckerei“ keine Zeit habe und es selbst sehr gemütlich finde, steckt sie auch ihren Einfluss- und Machtbereich ab. Silber und Kristall suggerieren Härte und Kälte und werden von der Ehefrau als Argument eingesetzt, um sich seinem Wunsch nach Veränderung „ihres“ Raumes zu verweigern. Hier wie in anderen Filmen fungiert der Raum als Gefühlsträger. Die bescheidene Wohnung in *Eine Frau von Heute* wird zur Projektionsfläche männlichen Unbehagens, das in Wahrheit dem eigenen Fehlverhalten gilt, denn der Ehemann pflegt schon seit längerem eine Affäre mit einer jungen Dame. Der Raum ist somit auch Resonanzraum für Vorstellungen von richtigem Geschlechterverhalten, da es die Frau, die ja Zielpublikum des Melodramas ist, in ihrer Haltung bestätigt (Gledhill 1987: 37). So gehört auch hier die Sympathie der Frau, die ihren Mann nach der Kriegsgefangenschaft aufgepäppelt und versorgt hat und jetzt von ihm, mittlerweile erfolgreicher Architekt, bekrittelt (und betrogen) wird.

DER RAUM ALS AKTEUR

Die Männer suchen im privaten (weiblichen) Raum, der das Zentrum der Familie symbolisiert, nach Zuflucht von einem anstrengenden Außen. Aber sie

bringen auch Unruhe in diesen privaten Raum, weil sie gleichzeitig immer im Außen gefangen sind, oder nach außen streben, und so die Harmonie des Privaten stören. Die Aufgabe der Frau ist es, die Familie – und somit diesen Raum – zu schützen. Es ist also nur konsequent, wenn die Arzthelferin Fräulein Fuchs (Helli Servi) im eingangs erwähnten Film *Vagabunden der Liebe* Nachfragen nach einer baldigen Heirat mit dem Verweis auf die endlich gefundene Wohnung abschmettert. Ihre rigorose Ablehnung männlicher Präsenz – „Mir kommt kein Mann in meine schöne Wohnung!“ – wird zwar von den Umstehenden belacht, denn die traditionelle Geschlechterordnung, welche das Melodram trotz aller emanzipatorischen Ansätze immer verteidigt, verlangt ja das Männliche in die Familie zu integrieren und nicht außen vor zu halten. Dennoch wird ihre Überzeugung, dass Männer einen Störfaktor in einer Wohnung darstellen, bald Bestätigung finden. Während ihre Chefin noch über die Aussagen ihrer Assistentin schmunzelt, bahnt ihr Ehemann bereits im Wohnzimmer nebenan die Liebesaffäre an, die ihn zum Fremdkörper im gemeinsamen Heim werden lässt.

Die Angst vor dem Störfaktor Mann basiert auf der Überzeugung, dass der Raum die Gefühle jener, die ihn bewohnen, registriert und wieder zum Ausdruck bringt. Der Raum wird zum Resonanzraum für Gefühle, die geschlechtstypisch formuliert werden. Der Film schreibt nicht nur Geschlecht in die Oberfläche des Raumes ein, er konstituiert auch Geschlecht indem er mittels filmischer Mittel, wie Kameraführung oder Bildkomposition, die Beziehung von Raum und Protagonist kontrolliert und moduliert. Denn nicht nur Dekoration und Beleuchtung markieren das Wohnzimmer des Nachkriegsmelodramas als weiblich, sondern auch die Präsenz bzw. Bewegung der Personen im Raum weist Geschlecht zu.

Eine Anfangsszene aus dem Melodram *Der schweigende Mund* (A 1951) illustriert dies. Im Zentrum des Films steht der eheliche Konflikt zwischen einer jungen Frau (Gisela Uhlen), die ihren Beruf als Tänzerin mit der Heirat aufgegeben hat, und ihrem Ehemann (Oskar Homolka), einem älteren, strengen Gerichtsrat, der sich der Herkunft seiner jungen Frau schämt und sie zu einer ehrbaren Frau umerziehen will. Der Mann fürchtet um sein soziales Ansehen und kontrolliert gleichzeitig eifersüchtig seine Frau. Als er spät abends von einer Privatfeier nach Hause kommt (zu der er seine Frau aus Angst vor herablassenden Kommentaren nicht mitgenommen hat), führen ihn seine Schritte zuerst ins Schlafzimmer. Das leere Ehebett alarmiert ihn, denn er lebt in stetiger Angst, dass ihn seine junge Frau verlassen und damit

zum Gelächter seiner Umgebung machen könnte. Er geht in Richtung Wohnzimmer, aus dem leise Klaviermusik dringt, und bleibt in der offenen Tür stehen. Ein Schnitt ins Rauminnere zeigt eine junge schöne Frau in einem samteneen Schlafrock auf dem Sofa schlafend, eingetaucht in den warmen Schein einer Stehlampe, der auch die Blumenvase und das Strickzeug auf dem Sofatischchen umfängt, sowie den Flügel und die dicken Vorhänge im Hintergrund beleuchtet. Die Züge des Mannes werden weich, er beugt sich, um einen auf den Boden gekullerten Wollknäuel aufzuheben und geht mit langsamen Schritten, den Wollknäuel aufwickelnd, auf die Schlafende zu – unwiderstehlich angezogen von der Frau, die das Zentrum des Raumes bildet. Doch sobald sie erwacht und sich aufrichtet, also zur lebendigen Person wird, verschwindet die Milde aus seinem Gesicht und er weicht zurück. Auf ihre Nachfragen zum Abend reagiert er gereizt, er durchmisst das Wohnzimmer mit raschen Schritten, umkreist dabei das im Zentrum stehende Sofa, auf dem die Frau mit dem Strickzeug ruhig sitzen bleibt. Die sanftmütige Frau auf dem Sofa bildet den Gegenpol zum wütenden Mann, der energisch durch das Zimmer schreitet, dabei immer wieder im Türrahmen stehen bleibt, an der Schwelle zwischen dem Innen und Außen.

In der ansonsten dunkel und bedrückend wirkenden Wohnung ist das Wohnzimmer aufgrund der Präsenz der Frau der einzige *heimelige* Ort. Der Mann, so suggeriert der Film, kommt jedoch darin nicht zur Ruhe, weil er das Außen – hier die Angst vor dem Verlust seines sozialen Status – nicht abschütteln kann. Der Mann muss sich auf die weibliche Ordnung einlassen, um sich im Raum heimisch zu fühlen und von diesem akzeptiert zu werden. In *Der schweigende Mund* ist der Raum selbst der Akteur, der die Protagonist_innen willkommen heißt oder zurückstößt, sie in ihren Bewegungen behindert oder aber beschützt. Das Sofa agiert hier als Barriere, dass Frau und Mann voneinander trennt, und gleichzeitig eine Schutzmauer gegen männliche Aggression bildet.

AUSBLICK

Die hier vorgestellten deutschen Nachkriegsfilme spielen keineswegs eine heile Welt vor. Vielmehr problematisieren sie die geschlechterspezifische Trennung von öffentlich und privat und verweisen auf die Risse in der Geschlechterordnung. In *Licht der Liebe* (A 1954), ein Remake des Melodramas

Mutterliebe von 1939, entpuppen sich der verstorbene Ehemann als Verschwender und die aufopferungsvoll großgezogenen Kinder als egoistisch und rücksichtslos. Meist ist es der Ehemann, der die Harmonie des Privaten stört oder zerstört, indem er der Enge des Heimes (und der Ehe) entflieht, um das Glück in den Armen einer jungen Frau zu suchen. Am Ende kehrt er reuevoll zur geduldig wartenden Ehefrau zurück, die das Fehlverhalten des Mannes als quasi naturgegeben akzeptiert. Das Melodrama vergibt den männlichen Sündern und relativiert ihre Vergehen, denn ihr Fehlverhalten wird durch den Verweis auf die männliche Natur (oder die weibliche Berufstätigkeit) erklärt und entschuldigt. Gleichzeitig illustriert das Genre die moralische Überlegenheit der Frauen und gibt dem weiblichen Schmerz breiten Raum (deswegen auch im Englischen die häufige Bezeichnung von Melodramen als „Woman’s Film“ oder „weepies“). Der Zeit-Raum des Melodramas ist punktiert mit Akten der Exposure. [EXPOSURE] Die Verletzlichkeit der Protagonisten, ja, einer ganzen Gesellschaft, werden offengelegt und greifbar. Gleichzeitig normiert der Film Emotionen und legt fest welche Gefühle für welches Geschlecht legitim oder sogar erwünscht sind, und welche nicht. Männer dürfen schwach und hilflos, Frauen stark und rational sein. Doch am Ende wird die in Unordnung geratene patriarchale Geschlechterordnung wiederhergestellt, die Männer in ihrer Position bestätigt und die Frauen symbolisch für den Verlust der Macht entschädigt.

Dennoch sollte das Melodram nicht nur von seinem Ende her gelesen werden. Auch wenn die Filme konservative Geschlechtervorstellungen forcieren und Mann und Frau unterschiedliche Rollen und (Macht)Räume zuweisen, so verweisen sie auch auf die Widersprüche dieser Geschlechterordnung und deuten Alternativen an. Agiert also das Genre in Wahrheit subversiv, weil es die verborgenen Widersprüche des Patriarchats aufzeigt, wie Filmtheoretiker_innen seit den 1970ern vermehrt argumentierten? Oder dient es der patriarchalen Ideologie lediglich als Sicherheitsventil, indem es diesen Widersprüchen Raum gibt und die Existenz von Unterdrückung und Frustration bestätigt, aber ihre Quelle nicht in Frage stellt (Mulvey 1987: 75)?

Die Medialität erfasst nicht nur den filmischen Raum, sondern erstreckt sich auf den menschlichen Erfahrungsraum. Das Medium Film mobilisiert Gefühle und produziert Zeit-Räume, in denen gesellschaftliche Ängste und Sehnsüchte sichtbar und be-greifbar werden. Was bedeutet das, umgelegt auf andere Genres, andere Zeiträume – auf die Gegenwart? Film hat längst die

vier Wände des dunklen Kinosaals verlassen. Das Medium ist mittlerweile überall präsent: in öffentlichen Räumen wie im Privaten drängen sich uns die bewegten Bilder auf. Längst sind es nicht mehr nur Filmemacher_innen, welche Filme produzieren: ob Urlauber_innen am Sandstrand in Italien, Shopper_innen in einem Einkaufszentrum oder Bewohner_innen einer belagerten Stadt im syrischen Kriegsgebiet: alle produzieren ihre eigenen Filme/Filmchen.

Welche filmischen „Zeit-Räume“ charakterisieren unsere medialisierte Gegenwart? Wie korrespondieren diese Räume mit der Gefühlslage der westlichen Welt, die sich von allen Seiten bedroht fühlt und Barrieren und Mauern errichtet, um „ihren“ Raum gegen Migrant_innen, Flüchtlinge und Terrorist_innen abzuschotten? Wie sind diese Räume geschlechtlich definiert? Es stellt sich die Frage, ob der klassische Kinofilm überhaupt zum Verständnis unserer medialisierten und digitalisierten Gesellschaft beitragen kann. Ist er nicht etwas völlig anderes? Mitnichten. Die Medialität des Films ist die Gleiche, auch wenn seine Produzent_innen, seine Funktion oder der Kontext der Rezeption andere sind. Ein Blick zurück in die Filmgeschichte kann unseren Blick dafür schärfen, wie – und welche – gesellschaftliche Stimmungslagen „verräumlicht“ werden, und wie dieser Prozess mit der Konstruktion von Geschlechtern verwoben ist.

LITERATUR

- Bakhtin, Mikhail ([1981] 1992): „Forms of Time and of the Chronotope in the Novel. Notes toward a Historical Poetics“, in: Michael Holquist (Hg.), *The Dialogic Imagination. Four Essays by M. Bakhtin*, Austin: University of Texas Press, S. 84-258.
- Gledhill, Christine (1987): „The Melodramatic Field: An Investigation“, in: Christine Gledhill (Hg.), *Home is Where the Heart is. Studies in Melodrama and the Woman's Film*, London: BFI, S. 5-39.
- Kleiner, Marcus S. (2013): „Populäre Kulturen, Popkulturen, Populäre Medienkulturen als missing link im Diskurs zur Performativität von Kulturen und Kulturen des Performativen“, in: Marcus S. Kleiner/Thomas Wilke (Hg.), *Performativität und Medialität populärer Kulturen: Theorien, Ästhetiken, Praktiken*, Wiesbaden: Springer VS, S. 13-48.
- Mulvey, Laura (1987): „Notes on Sirk and Melodrama“, in: Christine Gledhill (Hg.), *Home is Where the Heart is. Studies in Melodrama and the Woman's Film*, London: BFI, S. 75-79.
- Niehuss, Merith (1998): „Kontinuität und Wandel der Familie in den 50er Jahren“, in: Axel Schildt/Arnold Sywottek (Hg.), *Modernisierung im Wiederaufbau. Die Westdeutsche Gesellschaft der 50er Jahre*, Bonn: Dietz, S. 316-34.
- Panofsky, Erwin ([1934] 1966): „Style and Medium in the Motion Pictures“, in: Daniel Talbot (Hg.), *Film: An Anthology*, Berkeley; Los Angeles: University of California Press, S. 15-32.
- Seidl, Claudius (1987): *Der deutsche Film der fünfziger Jahre*. München: Heyne.
- Sobchack, Vivian (1998): „Lounge Time: Postwar Crises and the Chronotope of Film Noir“, in: Nick Browne (Hg.), *Refiguring American Film Genres. Theory and History*, Berkeley: University of California Press, S. 129-170.
- Sudendorf, Werner (2016): „Umwege zum Melodram. Damit das Opfer einen Sinn hat“, in: Claudia Dillmann/ Olaf Möller (Hg.), *Geliebt und verdrängt. Das Kino der jungen Bundesrepublik Deutschland von 1949 bis 1963*, Frankfurt a. M.: Deutsches Filminstitut, S. 169-187.

Transsektionalität

Björn Klein & Felix Krämer

Wir gehen von zwei parallelen Universen der Betrachtungsweise von Körpern zwischen Raum und Geschlecht aus. Im einen – dem intersektionalen Universum – dominiert die Suche nach Strukturen. Es geht bei Intersektionalität um Wechselwirkungen von verschiedenen Unterdrückungsverhältnissen. Durch intersektionale Beobachtung lässt sich Mehrfachunterdrückung verorten. Das andere – das transsektionale Universum – ist durchzogen von grenzüberschreitenden Bewegungen, der Bildung, Formung, dem stofflichen Amalgamieren und letztlich dem Verschwinden von Körpern. Es geht beim Beobachten in der transsektionalen Sphäre um Materialisierungen und um Affekt-Geschichten. Dort kann den politischen Bewegungen der Körper nur nachgespürt werden, da sie sich immer schon entzogen haben, bevor an ihnen Marginalisierung oder Unterdrückungslagen genau festzumachen sind. Die beiden Universen scheinen also vom Prinzip her sehr unterschiedlich. Dennoch möchten wir fragen, ob es sich bei den beiden Universen nicht doch um Resonanzräume einer Welt handelt. Dafür wollen wir die Begriffe Intersektionalität und Transsektionalität in diesem Text miteinander ins Gespräch bringen. Anhand einiger konkreter Beispiele werden wir uns auf die Ebene der Geschichten, der Narrationen begeben, um die Fluchtlinien zu finden, welche die Universen durchkreuzen, sie verbinden, sie zum Resonanzraum einer Welt machen. Zunächst wird der Entstehungskontext des Intersektionalitätskonzepts skizziert. Eine Betrachtung von Transsektionalität wird dann zu Ralph Werthers und James Weldon Johnsons Lebensgeschichten führen. In Anlehnung an C. Riley Snortens *transgender yearnings* bezeichnen wir die enthaltenen Begehrensformationen als transsektionale Seh-

süchte. Diese wollen wir zwischen gekerbten und glatten Räume suchen (Deleuze/Guattari 1992: 657ff.). Auf die Binnenstrukturen und Verlinkungen, auf die Nähte dieses analytischen Patchworks, möchten wir am Ende kommen und Transsektionalität zu den Transgender Studies in Bezug setzen.

INTERSEKTIONALITÄT

Eine Straßenkreuzung, auf der sich Rassismus und Sexismus treffen, auf der nach einem Unfall mit Personenschaden nicht mehr klar gewesen sein wird, aus welcher der beiden Richtungen das Auto gekommen ist. Kam der Unfallwagen aus der Richtung des Rassismus oder aus der des Sexismus? Die Raummetapher der Kreuzung führte Kimberlé Crenshaw vor knapp 30 Jahren ein, um einen Begriff für die Mehrfachdiskriminierung von schwarzen Frauen in die politische und juristische Diskussion in den USA und darüber hinaus zu bringen (Crenshaw 1989). Einen gesellschaftlichen Raum, in dem sich solche Kreuzungen jeden Tag und an vielen Orten befanden, sich Unfälle und Fälle von Unterdrückung, Gewalt und Diskriminierung täglich ereigneten, beschrieb Crenshaw genauer in *Mapping the Margins* (Crenshaw 1991; vgl. Mackert 2016: 51). Sie nahm eine Kartierung von gefährlichen Stadträumen vor und zeigte am Beispiel von Aufnahmepraktiken in Frauenhäusern in Los Angeles und an der juristischen Verhandlung von Vergewaltigungsfällen in New York, dass *women of color* als Teil unzähliger Reihungen von Fällen immer wieder doppelten und vor allem ineinander verschränkten Bedrohungslagen ausgesetzt waren. Sie wurden zu Opfern in Situationen, die sich in sozialen Räumen zwischen zwei Marginalisierungslinien – zwischen *sex* und *race* – ereigneten. Nun zeigt der diachrone Blick auf den zeithistorischen Hintergrund, dass Crenshaws Idee Umstände begrifflich bündelte, die schwarze Feministinnen bereits an anderer Stelle und immer wieder problematisiert hatten (Combahee River Collective 1977). [EINLEITUNG] Sie waren nicht repräsentiert durch die Kritik von weißen Feministinnen an sexistischer Diskriminierung, auch kollidierten ihre Interessen innerhalb rassistischer Diskriminierungsmuster mit denen anderer (hooks 1981).

Die Komplexität dieser historisch vielschichtig sedimentierten Unterdrückungslagen fand 1991 – als Intersektionalität eine breitere Fachdiskussion

auszulösen begann – Beachtung in der Öffentlichkeit der Vereinigten Staaten, als in einer der prominentesten Riegen der Rechtspolitik ein Fall auftauchte, der das unentwirrtbar verwobene Muster von Rassismus und Sexismus vor Augen führte. Nachdem Präsident George Bush den Richter Clarence Thomas für den Supreme Court nominiert hatte, beklagte dessen ehemalige Angestellte Anita Hill in den Parlamentsanhörungen des Kandidaten, dass dieser sie sexuell belästigt hatte. Die schwarze Juristin Anita Hill und der schwarze Richter Clarence Thomas standen damit an einer historischen Kreuzung, die nicht in einer Anhörung oder einem Gerichtsfall geklärt werden konnte. Der rechts gerichtete Richter war sicher auch aufgrund seiner politischen Haltung zur Wahl der Republikaner geworden. Er lehnte *affirmative action* ebenso ab wie das Selbstbestimmungsrecht von Frauen über ihre Körper im Hinblick auf Schwangerschaftsabbrüche. Er wurde ernannt. Die schwarze Frau Anita Hill blieb daher sicher nicht das einzige Opfer einer diskriminierenden Politik, die der Jurist vom Obersten Gericht der USA aus in der Folge mitbeurteilen durfte. Sie dagegen sah sich Vorwürfen ausgesetzt, mit ihrer Sexismus-Klage einen in der Geschichte der USA sedimentierten rassistischen Vorwurf an schwarze Männlichkeit zu reproduzieren, was die Nominierung eines African American für den Supreme Court angeblich gefährdet habe. Solche paradoxen Verhältnisse, die für viele Beteiligten mehr Kreisverkehr ohne Abfahrt denn Kreuzung waren, stellten sich in der Geschichte zwischen Rassismus und Rechtssystem immer wieder her. Sedimentiert in einer Historie diskriminierender Ausgrenzung und Gewalt haben Geschlecht und Rassismus eine Differenz in sich, die sich nur in Bezug zur marginalisierenden Rolle von weißer Dominanz in den USA lesen lässt (Rodediger 1991; Lütke/Mörchen 2005). Das Konzept der Intersektionalität, das über die Jahre keinesfalls starr geblieben und vielfältig auch bereits in Analysen von Raum und Geschlecht eingeflossen ist, hat jedenfalls geholfen, Richtungen und Vorfahrtsregeln auf Kreuzungen und in Kreisverkehren auf der ganzen Welt systematisch in den Blick zu nehmen, ohne freilich die darin sedimentierten Machtverhältnisse gänzlich aushebeln zu können (hooks 1996; Mackert 2016). Es rückt daher eine weitere Fluchtlinie in den Blick.

TRANSSEKTIONALITÄT

Wenn der Soziologe Bruno Latour dafür plädiert, von Assoziationen auszugehen und nicht von Gruppen, die in einer Gesellschaft *a priori* schon da sind, dann ist darin ein fundamentaler Unterschied zwischen dieser Forschungsbewegung und einem Denken in Sektionen impliziert, wie es dem Begriff der Intersektionalität inhärent scheint (Latour 2010: 30 u. 273). Unsere Fragen lauten nun: Wie lassen sich die Erkenntnisse von intersektional wirkmächtigen Prozessen in ein Konzept, in ein Universum von transsektionalen Bewegungen und Körperkonstitutionen hinein verfolgen? Wo verlieren sie sich, wo scheinen Grenzen und Zäune unüberwindlich? Oder müsste die Spurensuche nicht doch von anderen Betrachtungsweisen abgelöst werden?

Nun benötigen Ordnungsbewegungen und Disziplinierungen Begriffe, in die Menschen qua angenommener Gruppenzugehörigkeit subsumiert werden können. So konnten Menschen in einer Form des *dynamischen Nominalismus* (Hacking 1986) seit dem anfangenden 19. Jahrhundert zu Gruppen zusammengefasst werden. Beispielsweise ist die Erfindung der multiplen Persönlichkeit als Idee und Krankheit um 1875 nur ein Beispiel biopolitischer Einhegungs- und Ordnungsprozesse, das Hacking anführt. Die Funktionsweisen von (Differenz-)Kategorien lassen sich aber durchaus in die transsektionale Analyse übertragen. Als historische Dimensionen sind sie insofern als fluide konzipiert, als dass sie in jeweils historisch spezifischen Relationen entstehen, Wirkungsmacht entfalten und dabei immer – gewissermaßen unumgänglich – performative Verschiebungen zeitigen. Performativität verstehen wir im Sinne Judith Butlers, als eine Reihung von Kopien ohne Original (Butler 1993). In *Haß spricht* präpariert sie dieses Verständnis im Anschluss an Derrida aus und wendet sich überzeugend gegen den eher starren Performativitätsbegriff Bourdieus (Butler 1998: 210). Iterierbarkeiten als Verschiebungen bei gleichzeitiger Konstitution von Körpern mitzudenken, ist die Folie, vor deren Hintergrund die Analyse nicht bei starren Sektionen verharren kann: Im transsektionalen Universum gibt es demnach keine Gruppen und Sektionen, zwischen die Menschen geraten könnten, die nicht längst verschoben oder überschritten wären. Wenn entsprechend nicht mehr Gruppen von Menschen mit eindeutigen oder zweideutigen Identitäten im Fokus der Betrachtung stehen, rücken andere Verhältnisse und Bewegungen in den

Blick. Das Feld von Differenzen wird so vielgestaltig, dass man nur noch die Körper in ihrer Durchdringung der Grenzen verfolgen kann.

Wenn wir uns also von der Metapher der Intersektionalität wegbewegen, stellen wir uns vor, dass auch Individuen mehrere *intersections*, manche gleichzeitig, manche ungleichzeitig in ihren Leben passieren. Dann denken wir darüber nach, wie Menschen auf diesen Wegen vermachete Räume durchqueren. Dies sind mal gekerbtere Räume, die sie disziplinieren und sich von ihnen in diesem Sinne kerben lassen, mal glattere, in die sie sich einfügen und in denen Außen und Innen ihrer Körper wirksam aufgehen. Mit Gilles Deleuze und Félix Guattari lassen sich diese Körperbewegungen zwischen gekerbten (des Sesshaften) und glatten Räumen (des Nomadierenden) ausmachen (Deleuze/Guattari 1992: 658). Diese Bewegungen können an Disziplinierungsversuchen von queeren Körpern, die sich sektionalen Einteilungen entziehen, an Materialien, Stoffen oder deren Geschichten verfolgt werden. Dabei muss immer auch nach den Stabilitätseffekten politischer Ordnung gefragt werden, weil die Bewegungen meist Effekte von vorgängigen Unterdrückungsverhältnissen sind, wie Geschichten von Flucht und dem Verschwinden zeigen. [EINLEITUNG] Zugleich liegt jeder dieser Bewegungen eine Temporalität zugrunde, die wiederum auf historische Spezifik der jeweiligen *Raumkörperpraktiken* verweisen kann. [HISTORISIERUNG]

TRANSSEKTIONALE FIGUREN UND KÖRPER

An der historischen Figur Ralph Werthers lassen sich solche Bewegungen nachvollziehen – an der Performativität seines Körpers im Stadtraum. Werther, auch bekannt geworden als Jennie June, war ein Schriftsteller, *Female Impersonator*, Rechtsanwaltsgehilfe, Lehrer, Laien-Sexualwissenschaftler des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts in New York, der von sich selbst sagte, dass er jeweils zu einem Drittel Mann, Frau und Kind sei. [IMPERSONATION] Er wurde seit den 1970er Jahren von unterschiedlichsten Bewegungs- und Forschungsrichtungen *beschrieben*, vereinnahmt und dementsprechend kategorisiert.¹ Von der schwul-lesbischen Geschichtsschreibung (Katz 1976) als Homosexueller verstanden,

1 Werther lebte die meiste Zeit – insbesondere nach Beendigung seiner Laufbahn als *Female Impersonator* Anfang der 1900er Jahre – als Mann. Er benutzte die

tauchte er aber auch ab den 2000er Jahren in der Transsex-Geschichte (Meyerowitz 2002), sowie in der Geschichte von Transgender auf (Stryker 2008). Daraus entstanden jeweils – ganz zu Recht – spezifische Blickachsen, die unter anderem auch Verräumlichung und Geschlecht in ihren Perspektiven beachteten.

Doch hatten Werthers Selbstbeschreibungen weiteren diskursiven Eigensinn? Die Mediziner des ausgehenden 19. Jahrhunderts haben viele Kategorien erschaffen, in denen Menschen einzuordnen waren und so in binärer Weise zwischen normal und anormal, zwischen gesund und krank, zwischen männlich und weiblich usw. unterschieden werden konnten. Ralph Werther schrieb sich selbst ein in diese Diskurse und entzog sich den pathologisierenden Zuschreibungen in der Sexualwissenschaft, die er – auf den ersten Blick paradoxerweise – selbst benutzte. Er entwickelte sich zum Experten, indem er sich sexualwissenschaftliches Wissen in der *New York Academy of Medicine Library* in den 1890er Jahren aneignete und zum Autor und Akteur seiner vielfältigen und changierenden Identitätsmarkierungen im *Medico-Legal Journal* wurde. Seine zwei im Verlag dieses Journals veröffentlichten Bücher waren ein Konglomerat an unterschiedlichsten Textgenres und Erzählformen. Unter anderem finden sich autoethnographische Abbildungen des Stadtraums, Interviews mit befreundeten *Female Impersonators*, Liebeslieder für Soldaten, historische Abrisse von Androgynen, körperliche Selbstbeobachtungen, explizite Beschreibungen von Sexualpraktiken, Tagebucheinträge, religiöse Beichten oder Darstellungen von Gewalterfahrungen Androgyner in ein und demselben Buch. Im Gegensatz zu Richard von Krafft-Ebing's Fallstudien von hospitalisierten Patient_innen, aber auch den Fallstudien von Havelock Ellis und John Addington Symonds, deren Patient_innen sich zum Teil aus dem eigenen Freundeskreis rekrutierten, machte Werther sich zu seiner eigenen Fallstudie. Zentrales Merkmal in Werthers Texten sind die immer wieder thematisierten Sehnsüchte, Wünsche und Begierden nach anderen Raumkörperpraktiken und (Körper-)Zuständen.

Die Körper historischer Figuren, mit denen wir uns auseinandersetzen, sind zugänglich durch verschriftlichte Quellen. Die Materialität des Körpers

Pseudonyme Ralph Werther und Earl Lind als auktoriale persona. Aus diesem Grund wird im weiteren Verlauf das Personalpronomen ‚er‘ benutzt.

entzieht sich aber, trotz aller Differenzierungsbestrebung und Kategorisierung, in kontingenten und oftmals unvorhergesehenen Weisen. Körper sind chaotisch. [MATERIALITÄT] [EINLEITUNG] Die Sprache des Körpers konstituiert eigene Sprachen, weshalb wir uns den verschriftlichten Beschreibungen und Beobachtungen der Körper zuwenden müssen. An dieser Stelle können die Überlegungen von C. Riley Snorton weiterhelfen, die sich mit transsektionalen Bewegungen in den Texten eines weiteren Grenzgängers beschäftigen (Snorton 2012). In seinem Aufsatz *Passing for White, Passing for Man* konstatierte er, dass James Weldon Johnson's Protagonist in der 1912 anonym veröffentlichten *Autobiography of an Ex-Colored Man* nicht nur einer Sehnsucht nach den Privilegien des Weißseins folgte, sondern auch einem Verlangen nach einem Frau-Werden. Snorton nennt dies *transgender yearnings*.

In der Figur des namenlosen *Ex-Colored Man*, dem Protagonisten des als Autobiographie getarnten Romans Johnsons, verbinden und überschneiden sich Fluchtlinien historisch räumlicher Verhältnisse zwischen ländlicher Herkunft und Stadtleben, Süden und Norden, Kindheit, Adoleszenz, Rassismus, *passing* und der *middle passage*. *Class-passing* ist hier mit *cross-race* und transgender-Begehren untrennbar verwoben in einer Bewegung des Selbstwerdens. James Weldon Johnson: Komponist, Lehrer, Journalist, Konsul im Außenministerium der Vereinigten Staaten, Anti-Lynching-Vorkämpfer und Aktivist der *National Association for the Advancement of the Colored People (NAACP)*, beschreibt anhand der Lebensgeschichte des Protagonisten in *Autobiography* Subjektivierungsprozesse und die damit einhergehenden Disidentifizierungsmomente (Muñoz 1999) von *African Americans* in den USA um die vorletzte Jahrhundertwende, die ungefähr zehn Jahre zuvor schon in ähnlicher Weise von W.E.B. du Bois mit dem Sinnbild des *double consciousness* bezeichnet worden waren. Dieses doppelte Bewusstsein, dieses sich durch die Augen des Anderen sehen und erkennen, bezieht sich bei W.E.B. du Bois auf die *color line*, wird aber in Johnsons' literarischer Adaption auch auf die Kategorien *class* und *gender* geflüchtet. Der *Ex-Colored Man*, auf seiner Reise durch die USA, nach Europa und zurück, nimmt in unterschiedlichen räumlichen und psycho-dynamischen Kontexten nicht nur die Macht und Dialektik von Kategorisierungen wahr, sondern eignet sich ein Wissen an, das jenseits dieser Einordnungs- und Einhegungsversuche liegt.

Betrachtet man komplexe historische Figuren wie Werther oder Johnson aus einer solchen Perspektive, treten die unterschiedlichsten körperlichen Sehnsüchte aus den Quellen in den Vordergrund. Sie verdichten sich um *cross-race*-, *cross-gender*- und *cross-class*-Wünsche und betonen Sehnsüchte, die Sektionen überschreiten, transgredieren, hinter unvorstellbaren Horizonten verweisen und sich an einem dort zu verortenden Begehren aufhängen. Dies sind Körperbewegungen und Selbstbeschreibungen, die mit einem auf Transsektionalität gefluchteten Blick zu erfassen sind und die wir transsektionale Sehnsüchte nennen. Wie Snorton in der fiktiven *Autobiography* die Aussagen des Protagonisten literaturwissenschaftlich untersucht, so können transsektional suchende Geschichtsforscher_innen in den Quellen Spuren der Körper und ihrer Wünsche wiederfinden. Diese Wünsche antizipieren eine Zukunft und integrieren Vergangenes in den verschriftlichten Zeugnissen. Die Sehnsüchte entfalten sich wie *desire lines* – Fluchtlinien des Begehrens. Pfade, die Fußgänger hinterlassen in ihren alltäglichen Bewegungen, die die Architekt_innen nicht geplant haben und die langsam, aber konstant neben den auf dem Stadtplan gezeichneten und den in den Stadtraum gekerbten Wegen und Straßen entstehen und ebenso wirkungsvoll wieder verschwinden können.

Werthers Anfang der 1920er Jahre niedergeschriebene Fantasie einer Gedenktafel an sich, seinen Körper, seine Figur, den *Female Impersonator* der 1890er Jahre und an den längst verschwundenen Ort in der Mulberry Street in Little Italy, in New York, wo seine ersten *Female Impersonations* stattgefunden haben, wirkt vor diesem Betrachtungshorizont wie ein Stillstellen eines transsektionalen Bewegungsraumes. Es sind also zugleich Sehnsüchte, die in der (Körper-)Praktik des Schreibens, des Sich-Einschreibens einen Raum schaffen, der diese nicht nur antizipiert, sondern auch verwirklicht und zugleich in die gekerbten Räume hineinräumt, diesen bewegt und sich in diesem bewegte, Kerbungen und Kategorien glättete. Mit einer transsektionalen Perspektive auf historische Prozesse, welche die versprachlichten Sehnsüchte und Wünsche als Quellen ernst nimmt – diese wiederum in Relation zu den dadurch ausgelösten bewussten und unbewussten Raumkörperpraktiken setzt – haben wir auch eine Fluchtlinie, in der sich die kleinteiligste Mikroebene und die grobmaschigste Makroebene aufeinander zubewegen

können.² Die Räume, die Werthers in seinen *Female Impersonations* durchschritt, in die er sich hineinräumte sind stadtpolitisch, architektonisch, moralisch, institutionell reglementierte und somit gekerbte Räume – und dies gilt für die Mulberry Street in Little Italy genauso wie für die Büroräume des *Medico-Legal Journals* westlich des Central Parks. Gleichzeitig glätteten seine Überschreibungen und Überschreitungen diese und weitere Raumarrangements in transgressiven Raumkörperbewegungen bis zum Stillstellen jener in der Phantasie einer Gedenktafel in der Mulberry Street.

So eröffnen Blicke in transsektionale Universen überall, wo immer Körper sich Macht aussetzen, sich in Geschichte(n) einschreiben, eine Reiseführerin, deren Seiten noch leer sind. Die Gegend wird scheinbar erst durch den Reisenden beschrieben, Wegweiser scheinen aufzutauchen und verschwinden, während Spuren von Raumkörperpraktiken durch die transsektionale Sphäre führen. Das transsektionale Universum bietet zunächst nur die Landschaften ergebnisoffener Zusammenhänge, Wege die erst noch erlaufen werden müssen, bevor sie existieren, Panoramen, die sich erst noch eröffnen müssen, bevor sie erblickt werden können. Dies bedeutet gerade nicht, dass darin keine Macht wirksam wäre, wie die Beispiele von Werther oder Johnson zeigen. Vielmehr interagiert und vermittelt sich Macht in und durch Sexualitätsnormen in Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit, weiß und schwarz, von queer- und straightness. Bei aller Attraktivität, die ein erster Blick auf eine unbeschriebene, vielleicht beim ersten Hinsehen frei erscheinende glatte Welt haben mag, spätestens beim zweiten und dritten Hinsehen zeigt sich, dass es in diesem Universum ebenso durchmachtet zugeht wie im anderen, dass beim Erlaufen die Wegränder entstehen, sich Konturen schärfen. Figuren wie Werther, Jennie June oder Johnsons Protagonist gleiten in ihren Körperbewegungen auch durch die Stadträume, gesellschaftliche Stratifizierungen und die Zeit, wie Deleuze und Guattari es am Ende ihrer Raumbeschäftigung beschreiben (1992: 693). [EINLEITUNG]

So gibt es auch hier kein Außerhalb der Macht, wenn sich Körper bilden, sich bewegen müssen und können, zu leben versuchen. Denn – und das ist ein Motiv, das wir durch diesen Text hindurch verfolgt haben – dieses Universum ist ohne die Begriffe aus dem intersektionalen Universum nicht zu beschreiben und zu durchschreiten. Daher trägt Transsektionalität Spuren

2 Vgl. zur Praktik des Schreibens Klein (2017).

von Intersektionalität mitsamt ihren Geschichten, Sektionen, auch den Verletzungen und juristischen Kämpfen in sich und reproduziert sie, so glatt die Bewegungen der Körper in den Raum hinein auch sein mögen. In diesem Sinne ist Intersektionalität ein entscheidender politischer Begriff, ohne welchen sich die Frage nach *Transsektionen* möglicherweise gar nicht oder nur entscheidend anders stellen ließe – vielleicht wie sich eine *Postmoderne* nicht ohne einen Begriff von *Moderne*, eine *Postkolonialität* nicht ohne eine Verständnis kolonialistischer Machtwirkungen postulieren lässt. Andererseits muss das Unterdrückungssystem, das Intersektionalität adressiert, durch transsektionale Praktiken dennoch zu verschieben sein, kann nicht dabei stehen bleiben, Verhältnisse zu benennen, sondern muss Formen des sich Aussetzens gleichzeitig mit einem Ausgesetzt-Sein in den Blick nehmen. [EXPOSURE] Diesen politischen Einsatz, diese Mobilität bietet das oben beschriebene Verständnis von Performativität. Es eröffnet die Möglichkeit, möglicherweise die Notwendigkeit politische Verschiebungen nachzuvollziehen, die Raster und Matrizen ein Stück verändern. Diese lassen sich wiederum in ihre Beschreibung hinein und letztlich in die Körperbewegungen selbst verfolgen (Butler 1993; Butler 2009).

GEBURT DER TRANS-WELT?

Transgender Studies sind ein akademisches Feld, das sich seit den 1990er Jahren konstituiert hat und solche Blickwinkel und Verschränkungen von Körpern mitsamt ihren Repräsentationen herausarbeitet. Das Feld hat viele Arbeiten hervorgebracht, die sich mit Trans- und Intersex, *Cross-Dressing* und mit Homosexualität, mit kulturwissenschaftlichen und historischen Untersuchungen von Geschlechterdiversität, sowie den unzähligen von spezifischen subkulturellen Ausdrücken von *gender atypicality*, Theorien von geschlechtlicher Verkörperung und Geschlechteridentität(en), sowie rechtlichen und alltäglichen Regulierungs- und Einhegungsversuchen von Geschlecht auseinandersetzen. Wenn wir nun einen transsektionalen Raum andenken, dann referiert das auf diese Bewegungen und Überlegungen, in dem Sinne, dass es um eine radikale Dekonstruktion von Kategorien gehen muss. Durch das Präfix *trans* als eine Bewegung, die sich schließlich als Analysekategorie den historischen Sinn- und Bedeutungsrealisierungen *von* und

durch Kategorien widmet, lassen sich die Schranken der Sektionen, innerhalb derer Dinge und Körper historisch und räumlich verortet werden, weiter verschieben, womöglich durchqueren. Es entstehen keine machtfreien Räume. Vielmehr wird Macht, wie die Beispiele von Werther und Johnson nur anzudeuten vermögen, weiter und als durchdringend in diesen Körpern (und auch den Dingen) zu suchen sein, welche die *trans*-Welt beleben. Dass diese Geschichten von Räumen der Unterdrückung und Bewegungen der Sehnsucht, von Rassismus, Sexismus und Klassismus, deren Intersektionen und ihrer Überschreitung handeln, liegt dabei in dem Wesen einer Macht, die das Universum der Intersektionen und das der transsektional untersuchten Körper-Moves zum Resonanzraum einer Welt macht. Dass das transsektionale Universum manchmal *hinter*, manchmal *in* der intersektionalen Sphäre verschwindet, bedeutet nicht, dass es nicht immer wieder neu erfunden, neu belebt würde. Wahrscheinlich sind es Mut, Sehnsucht, Wille, Widerstand und Begehren von Menschen, wodurch die Bewegungen in dieser Sphäre möglich werden und die beide Universen zum Resonanzraum einer Welt werden lassen.

LITERATUR

- Butler, Judith (1993): *Bodies That Matter: On the Discursive Limits of Sex*, New York: Routledge.
- Butler, Judith (1998): *Haß spricht. Zur Politik des Performativen*, Berlin: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2009): *Frames of War: When is Life Grievable?* London/New York: Verso.
- Combahee River Collective (1979 [1977]): „A Black Feminist Statement“, in: Zillah Eisenstein (Hg.), *Capitalist Patriarchy: The Case for Socialist Feminism*, New York: Monthly Review Press, S. 362-437.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist Theory, and Antiracist Politics“, in: *University of Chicago Legal Forum*, S. 139-167.
- Crenshaw, Kimberlé (1991): „Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence against Women of Color“, in: *Stanford Law Review* 43, 6, S. 1241-1299.

- Deleuze, Gilles/Guattari, Félix (1992): *Kapitalismus und Schizophrenie. Tausend Plateaus*, Berlin: Merve.
- Hacking, Ian (1986) „Making up People“, in: Thomas C. Heller/Morton Sosna/David E. Wellbery (Hg.), *Reconstructing Individualism. Autonomy, Individuality and the Self in Western Thought*, Stanford: Stanford University Press, S. 222-236.
- hooks, bell (1981): *Ain't I a Woman? Black women and feminism*, New York: Routledge.
- hooks, bell (1996): *Sehnsucht und Widerstand: Kultur, Ethnie, Geschlecht*, Berlin: Orlanda Frauenverlag.
- Katz, Jonathan (1976): *Gay American History: Lesbians and Gay Men in the USA, A Documentary*, New York: Crowell.
- Klein, Björn (2017): *Self-Writing around 1900 – Fractured Identities in New York City* (unveröffentlichte Dissertation, Göttingen).
- Latour, Bruno (2010): *Eine neue Soziologie für eine neue Gesellschaft*, Berlin: Suhrkamp.
- Lüdtke, Alf/Mörchen, Stefan (2005): Editorial, *WerkstattGeschichte* 39, Themenheft: Die Farbe „weiß“, S. 3-6.
- Mackert, Nina (2016): „Kimberlé Crenshaw: Mapping the Margins (1991). Oder: Die umkämpfte Kreuzung“, in: Olaf Stieglitz/Jürgen Martschukat (Hg.), *race & sex: Eine Geschichte der Neuzeit. 49 Schlüsseltexte aus vier Jahrhunderten neu gelesen*, Berlin: Neofelis, S. 50-56.
- Meyerowitz, Joanne (2002): *How Sex Changed, A History of Transsexuality in the United States*, Cambridge: Harvard University Press.
- Muñoz, José Esteban (1999): *Disidentifications, Queers of Color and the Performance of Politics*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Roediger, David (1991): *Wages of Whiteness. Race and the Making of the American Working Class*, London/New York: Verso.
- Snorton, C. Riley (2012): „„Passing for White, Passing for Man‘. Johnson’s Autobiography of an Ex-Colored Man as Transgender Narrative“, in: Trystan T. Cotton (Hg.), *Transgender Migrations. The Bodies, Borders, and Politics of Transition*, New York/London: Routledge, S. 107-118.
- Stryker, Susan (2008): *Transgender History*, Berkeley: Seal Press.

Visualisierung

Silke Förschler

Dem Begriff der Visualisierung liegt erst einmal die so simple wie schöne Vorstellung zu Grunde, dass jeder noch so komplexe Sachverhalt sichtbar gemacht werden kann. In Bildern, Fotografien, Diagrammen, Piktogrammen, Logos oder Schaubildern werden, so die Annahme, Zusammenhänge auf einen Blick deutlich. Für die Reflexionen über Visualität, die in den 1990er Jahren interdisziplinär erfolgten, rückten jedoch auch die mitunter komplexen Funktionsweisen von Bildern auf breiter Ebene in den Blick. Die hierfür gefundenen Termini wie „iconic“ oder „pictorial turn“ verbergen verschiedene Schwerpunktsetzungen der Analyse von Bildern innerhalb der visuellen Kultur. Auch wenn die verschiedenen Bildtheorien aufgrund ihrer Prämissen und Begrifflichkeiten kaum vergleichbar sind, eint sie doch die Forderung, dem von Richard Rorty 1967 ausgerufenen „linguistic turn“ die Besonderheiten von Bildern entgegen zu halten. Auf diese Weise soll eine bildunterdrückende „Sprachlastigkeit“ (Schade 2001) erwidert und abgewehrt werden sowie gleichzeitig geklärt, was das Wesen und Eigenleben von Bildern auszeichnet. Kleinster gemeinsamer Nenner der phänomenologischen, anthropologischen, praxeologischen, wissenshistorischen, psychoanalytischen oder ikonografischen Zugänge zu Bildern der Kunst, des Films, der Werbung, zu bildgebenden Verfahren und Illustrationen ist der Begriff der Visualisierung. Diese verknappende Überführung auf einen Begriff beinhaltet und negiert Konnotationen von Gender, Raum und Interkulturalität. Dies möchten die folgenden Ausführungen verdeutlichen und dabei „Visualität als Feld gesellschaftlicher Bedeutungsproduktion“ (Schaffer 2008:12) verstehen.

VERORTUNG DER VISUALISIERUNG

Mit der in ihrer Einfachheit kaum zu unterbietenden Frage „What Is an Image?“ fordert W.J.T. Mitchell 1986 eine Theoretisierung von Bildlichkeit, die er grundlegend in sozialen und kulturellen Praxen verortet (Mitchell 1986: 7-46). Der Titel „What do Pictures *Really* Want?“ formuliert den Wunsch, der Wesenhaftigkeit von Bildern auf den Grund zu gehen (Mitchell 1996:71-86). Anhand der titelgebenden Frage lässt sich bereits erahnen, dass Bilder eine Intention und einen eigenen Willen besitzen. Beides findet Mitchell beispielsweise im Potential einer bildeigenen Diachronizität, die nicht an eine erzählerische und räumliche Reihenfolge gebunden ist. Als *metapictures* oder *hypericons* besitzen Bilder seiner Meinung nach sogar die Möglichkeit sich selbst zu kommentieren. Zusätzlich können sie ihre Bedingungen und Machart mit ausstellen. Dass die Fokussierung auf das Wollen und die Ontologie des Bildes geschlechtlich codiert ist, analysiert Hanne Loreck. Ausgehend von Freuds Paraphrase „Was will das Weib?“, die Mitchell mit seiner Titelgebung vornimmt, untersucht Loreck die Terminologie der Bildtheorie psychoanalytisch. Um die Bilder von ihrer ewigen Rätselhaftigkeit, die sie mit der Frau (Freud 1931: 120) und dem „dark continent“ (Freud 1926-27: 241) teilen, zu erlösen, schlägt Mitchell eine Idee von Visualität vor: „What pictures want from us, is an idea of visibility adequate to their ontology“ (Mitchell 1996: 82). Loreck weist minutiös nach, wie hier „die Idee des pictorial turn im Namen eines hegemonialen Wir die weiblich konnotierte Bildlichkeit qua phallischer Signifikation in etwas überführt, das dann Visualität heißt“ (Loreck 2004: 15).

Auch die deutschsprachige Kunst- und Bildwissenschaft trug mit Aufsatztiteln in Frageform zur Theorie des Visuellen bei. „Was ist ein Bild?“ betitelt Gottfried Boehm 1994 eine Anthologie. In seiner Einleitung prägt Boehm den Begriff der „ikonischen Wendung“ (Boehm 2001a: 13). In seinem eigenen Beitrag legt Boehm sein Verständnis des „Iconic Turn“ dar. Dem Anliegen, wie Bilder mit ihrer visuellen Präsenz Sinn erzeugen, geht Boehm anhand der Fragen nach, „was Bilder sind, woraus sie bestehen, wie sie funktionieren und was sie mitteilen“ (Boehm 2001b: 327). Auch wenn Boehm selbst ausschließlich europäische Kunstwerke von Masaccio bis Rothko als Gegenstände seiner Ausführungen heranzieht, geht es dem Text um eine Erweiterung: Mit einem interdisziplinären Instrumentarium für die Bildanalyse soll sowohl der Gegenstandsbereich als auch die methodischen

Zugangsmöglichkeiten zum Bild ausgedehnt werden. Die vor allem in der deutschen kunsthistorischen Forschung dominierende auratische Aufladung von europäischen Kunstwerken soll neu perspektiviert werden und um den Horizont einer allgemeinen Bildwissenschaft erweitert.

VISUALISIERUNG UND GESCHLECHT

Auf dem Deutschen Kunsthistoriker Tag 2001 in Hamburg machte Beate Söntgen in ihrer Sektion „Gender Studies als Bildwissenschaft“ deutlich, dass grundlegende Überlegungen des Feminismus und der Genderforschung in den Theoretisierungsversuchen des visuellen Feldes schlicht übersehen werden (Söntgen 2001: 33-42). Geschlecht und Visualität als aufeinander bezogene Analysekatoren zu denken, stellt die Ausdeutung von Bildern auf eine breitere Basis. Denn die Untersuchung von Konstruktionen, Subversionen und von Handlungsmöglichkeiten sowie von historischen Kontexten und von Rezeptionszusammenhängen lassen sich verdichten, nimmt man die Verflechtungen beider Kategorien zum Ausgangspunkt. Besagtes Analysepaar ermöglicht es, über die rein inhaltliche Ebene eines Bildes oder eines Filmes hinauszugehen und ästhetische Formen, symbolische Ordnungen, technische Produktions- und Verfahrensweisen und mediale Codierungen als Dispositive für die Analyse von Geschlechterkonstruktionen in kulturellen Artefakten hinzuzuziehen. [MONSTER]

Aus einer medientheoretischen Sicht sind die Zusammenhänge von technischer Apparatur, Wahrnehmung, Geschlecht und Macht vor allem in Bezug auf das Kino analysiert worden (De Lauretis 1984, Mulvey 1985, Silverman 1992, Angerer 2000). [MEDIALITÄT] Die gendertheoretischen Positionen der feministischen Filmwissenschaft haben die Perspektive für die Relation von Körper, Blick und Medien in Bezug auf Subjekt-Objekt-Konstitutionen geschärft; oder mit Konzepten wie der Metapher der Cyborgs die Performativität von Körperlichkeit und Geschlecht um eine weitere Dimension im virtuellen Raum erweitert (Haraway 1995). [MATERIALITÄT] Grundlegende Fragen für die vielschichtigen Relationen von Geschlecht und Visualität lauten: Welche Machtverhältnisse werden über mediale und visuelle Konstellationen konstituiert? Inwiefern ist in dieser Konstellation der Körper ein Medium anderer, vielleicht sogar subversiver Wahrnehmungs-

und Handlungsräume? Wie werden durch mediale Spezifika andere Wahrnehmungs- und Handlungsräume geschaffen und was bedeutet im Zusammenhang einer Rezeptions- und Produktionsästhetik *doing*, bzw. *medializing gender*?

In den Verflechtungen von Geschlecht, Visualität und Medialität bildet der Körper nach wie vor eine wichtige Bezugsgröße. [KÖRPER] Wie bereits im Jahre 1990 von Judith Butler ausgeführt und mittlerweile zu einer beinahe gesellschaftlich bestätigten Wahrheit geworden, stellt sich die Fiktion einer natürlichen Zweigeschlechtlichkeit durch die wiederholende Reinszenierung von Körpergesten und Körperstilisierungen her und festigt damit ihre Wirkungsmacht in gesellschaftlich etablierten Komplexen und institutionell verankerten Narrativen (Butler 1991: 198-208). Zuschreibungen an die Körperoberflächen, die eine Geschlechtsidentität herstellen sollen, setzen den Körper als vordiskursiv und natürlich und machen damit die Formierung der Körper innerhalb des kulturellen und politischen Feldes der Geschlechter-Binarität und -Hierarchie unsichtbar. Doch wie ist dieser von Butler herausgestellte, und natürlich nicht unkritisiert gebliebene Zusammenhang mit Raum und Visualität verknüpft worden?

Mir scheint der Blick als konkret ausgeführte Handlung sowie als Metapher, die Hierarchien sowohl benennen als auch im Zurückblicken auflösen kann und als dargestellte Relation zwischen Betrachtenden und Abgebildetem, nach wie vor eine tragfähige Bezugsgröße für die Analyse von Geschlecht, Visualität, Raum und Medialität zu sein. Kaja Silverman unterscheidet beispielsweise die Blickmodelle *look* and *gaze* und macht deutlich, wie eng diese sowohl mit Positionen verknüpft sind, die geschlechtlich codiert sind, als auch mit medialen Dispositiven Hand in Hand gehen (Silverman 1992:145). Der *gaze* ist nach Silverman strukturell verortet, er repräsentiert also das herrschende Blickregime, sei dies als männlich, westlich, weiß, ökonomisch oder anders überlegen definiert. Interessant für die Analyse von Visualität ist die Verbindung des *gaze* mit Medientechniken und Mediendispositiven, also beispielsweise mit dem Apparat der Kamera. Der *look* hingegen ist nach Silverman deutlich auf das einzelne Subjekt bezogen, er kann den *gaze* in bestimmten Kontexten repräsentieren, die beiden stimmen jedoch nie völlig überein und ermöglichen diese Verknüpfung als Subversion und Widerständigkeit zu deuten. Die geschlechtsspezifische Komponente besteht für Silverman nicht darin, dass die Frau das Objekt des Begeh-

rens für den männlichen Blick ist, sondern dass die männlich codierte Betrachterposition, die allgemein als diejenige von Dominanz und Herrschaft verstanden werden kann, psychoanalytisch gedacht zum einen ihren eigenen Mangel auf das weiblich oder subaltern codierte Subjekt überträgt und sich zum anderen mit dem *gaze* gleichsetzt.

VISUALISIERUNG UND RAUM

Der Verbindung von kulturellen Sehgewohnheiten, Raum und Medialität widmet sich Erwin Panofsky bereits 1927 in seinem Aufsatz „Die Perspektive als symbolische Form“. Er zeigt, wie Raum historisch zu einer mentalen Konstruktion geworden ist und darüber Bedeutung generiert (Panofsky 1998 (1927), S. 664-757). Der Autor macht deutlich, dass die räumliche Perspektive das Ergebnis einer langen Wahrnehmungsgeschichte ist, in der Raum ständig modifiziert, korrigiert und vereinheitlicht wurde. Dabei definiert der Bildraum Objekte in ihrer Darstellungsweise und erlegt ihnen eine gewisse Uniformität und Abstraktion auf. In der Konstruktion des Gemäldes als Raum, der eigene räumliche Gesetze an die Wand bringt, sieht Panofsky die „symbolische Form der neuzeitlichen Malerei“ und die „Richtungs- und Entfernungs-Indifferenz des modernen Denkraums“ besiegelt (Panofsky 1998 (1927), S. 749). Davon abgeleitet fragt Panofsky nach der Wechselwirkung einer bestimmten naturalistischen Darstellungskonvention in der Malerei und der Beschaffenheit unserer Wahrnehmung. Im Sinne Panofskys ist der zentralperspektivische Bildraum in abendländischen Visualisierungen absolut gesetzt, die Wahrnehmung seiner Kohärenz geht den Bildobjekten voraus. Damit ist die Zentralperspektive keine neutrale Darstellungsform, sondern Ausdruck einer kulturellen Ordnung. Diese kulturelle Ordnung fasst Panofsky als Ikonologie. Wie Stephan Günzel aufgezeigt hat, kann mit Panofskys Modell über die ikonographische Darstellung hinaus auf das jeweils spezifisch historisch-zeitgenössische Raumverständnis geschlossen werden (Günzel 2010: 84). In ihrem viel beachteten Modell zu Sehtechniken verbindet Linda Hentschel unter psychoanalytischen Vorzeichen Raum, Geschlecht und Blickordnungen (Hentschel 2001). Anhand von Bildräumen und Sehapparaten des 19. Jahrhunderts zeigt die Autorin, dass Raum- und Körperrepräsentationen nicht getrennt voneinander betrachtet werden können. Im nächsten Schritt verknüpft Hentschel die abendländische Visualisierungsform der

Zentralperspektive mit dem Status des Bildes als weiblich. Gelenkt von der zentralperspektivisch vorgegebenen Durchdringung des Bildraums kann dem Begehren in das als weiblich konnotierte Bild einzudringen nachgegangen werden. In der metonymischen Überlagerung von medialem Raum und weiblichem Körper erkennt Hentschel eine im Foucaultschen Sinne Erziehung zur Skopisierung des Begehrens. Visuelle Apparate, wie beispielsweise Stereoskope und Kaleidoskope, spielen für die Sexualisierung des visuellen Raums und der Lust seiner Durchdringung eine zentrale Rolle (Hentschel 2001: 10). In der Zusammenführung von Zentralperspektive und Begehren wird deutlich, dass Visualisierungen ohne kulturelle Raumkonstruktionen und geschlechtlich definierten Positionen nicht denkbar sind.

Eine Perspektive, die Medialität, Raum und Geschlecht als ein relationales Bewegungsgefüge ansieht, ermöglicht Analysen, die strukturelle Zusammenhänge fokussieren. Gleichzeitig können sie aufzeigen, wie Verschiebungen in einem der drei Bereiche zu Veränderungen des Gesamten führen. Es geht mit diesem Fokus nicht vorrangig um die sichtbaren Repräsentationen von Geschlecht in Artefakten, sondern mittels medientheoretischer Ansätze werden Geschlechter-Konfigurationen auf visuelle Aspekte hin befragt. Damit kann der Blick auf die Handlungsräume gerichtet werden, die sich durch das jeweils spezifische Verhältnis von Medium und Geschlecht im künstlerischen, filmischen und visuellen Kontext eröffnen. Für das Verständnis von „Visualität als Feld gesellschaftlicher Bedeutungsproduktion“ (Schaffer 2008: 12) ist also der Produktionsprozess sowohl der einzelnen Visualisierungen als auch deren Rezeptionsprozess zentral. Das doppelte *doing* der Visualisierung umfasst gleichermaßen die Verfahrensweisen der Bildentstehung, die auf mediale Geschlechter- und Raumkonstruktionen zurückgreifen, als auch die im sozialen und institutionellen Kontext eingeübten Wahrnehmungsmuster von bewegten und unbewegten Bildern.

LITERATUR

- Angerer, Marie-Louise (2000): *Body Options. Körper, Spuren, Medien, Bilder*, Wien: Turia & Kant.
- Boehm, Gottfried ([1994] 2001a): „Die Wiederkehr der Bilder“, in: Ders.: (Hg.), *Was ist ein Bild?* München: Fink, S. 11-38.

- Boehm, Gottfried ([1994] 2001b): „Die Bilderfrage“, in: Ders.: (Hg.): Was ist ein Bild? München: Fink, S. 325-343.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Freud, Sigmund (1931): „Die Weiblichkeit“, in: Ders., Gesammelte Werke, Bd. 15, Frankfurt a. M.: Fischer, S. 119-145.
- Freud, Sigmund (1926/27): „Die Frage der Laienanalyse“, in: Ders.: Gesammelte Werke, Bd. XIV, Frankfurt a. M.: Fischer, S. 209-296.
- Günzel, Stephan (2010): „Raumkehren“, in: Ders. (Hg.), Raum. Ein interdisziplinäres Handbuch, Stuttgart/Weimar: Metzler, S. 77-89.
- Haraway, Donna (1995): „Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften“, in: Carmen Hammer/Immanuel Stieß (Hg.), Donna Haraway. Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen, Frankfurt a. M.: Campus, S. 33-72.
- Hentschel, Linda (2001): Pornotopische Techniken des Betrachtens. Raumwahrnehmung und Geschlechterordnung in visuellen Apparaten der Moderne, Marburg: Jonas.
- Lauretis, Teresa de (1984): Alice doesn't: Feminism, Semiotics, Cinema, London: McMillan.
- Loreck, Hanne (2004): „Bild-Andropologie? Kritik einer Theorie des Visuellen“, in: Susanne von Falkenhausen/Silke Förschler/Ingeborg Reichle/Bettina Uppenkamp (Hg.), Medien der Kunst. Geschlecht, Metapher, Code. Beiträge der 7. Kunsthistorikerinnen-Tagung in Berlin 2002, Marburg: Jonas, S. 12-26.
- Mitchell, T.J.W. (1986): „What Is an Image?“, in: Ders., Iconology: Image, Text, Ideology, Chicago/London: Chicago University Press, S. 7-46.
- Mitchell, T.J.W. (1996): „What do Pictures *Really* Want?“, in: October 77, Summer, S. 71-82.
- Mulvey, Laura (1985): Visual Pleasure and Narrative Cinema, in: Bill Nichols (Hg.), Movies and Methods, Berkeley: California University Press.
- Panofsky, Erwin (1998 [1927]): „Perspektive als symbolische Form“, in: Ders., Deutschsprachige Aufsätze. Bd. 2, Berlin: Akademie-Verlag, S. 664-757.
- Schade, Sigrid (2001): „Vom Wunsch der Kunstgeschichte, Leitwissenschaft zu sein. Pirouetten im sogenannten ‚pictorial turn‘“, in: Horizonte. Beiträge zu Kunst und Kunstwissenschaft, 50 Jahre Schweizerisches Institut für Kunstwissenschaft, Zürich, S. 369-378.

- Schaffer, Johanna (2008): *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*, Bielefeld: transcript.
- Silverman, Kaja (1992): *Male Subjectivity at the Margins*, New York: Routledge.
- Söntgen, Beate (2001): „Gender in Trouble“, in: *Texte zur Kunst* 11, 42 (Juni), S. 33-41.

Studien zu Raum und Geschlecht

Der „imperfekte“ Körper auf dem Heiratsmarkt – ein Beitrag zu Disability in Heiratsannoncen des Kaiserreichs

Tamara Frey

„Durch die Spalten der periodischen Presse in den Hafen der ehelichen Glückseligkeit einzulaufen, ist auch bei uns in Deutschland ein nicht mehr ungewöhnlicher Weg“ – mit diesen Worten leitete die wohl berühmteste Familienzeitschrift Deutschlands im 19. Jahrhundert, die *Gartenlaube*, 1873 einen Artikel ein, der die Eheanbahnung durch Heiratsannoncen zum Thema hatte.¹ Tatsächlich gehörten Anzeigen, in denen Männer oder Frauen einen Partner des jeweils anderen Geschlechts zum Zweck der Ehe suchten zum täglichen Bild der Inseratenseiten in großen deutschen Tageszeitungen.² Stellengesuche, Immobilienanzeigen, Warenofferten und Angebote diverser Dienstleistungen schufen einen Marktplatz aller Art, der Kommunikation und Austausch auch außerhalb der personalen Netzwerke und zwischen räumlich getrennten Menschen ermöglichte. Durch Heiratsannoncen lokalisierte sich nun ein weiterer Markt in den Inseratenseiten, der sich durch die Verschleierung seiner ökonomischen Mechanismen charakterisiert – der

1 Art. „Die Ehezeitung“, in: *Gartenlaube* (1873/Heft 38), S. 613-615, hier S. 613.

2 Eine breit angelegte Durchsicht von 20 Zeitungen und Zeitschriften und sechs Untersuchungsjahren über den Zeitraum des Kaiserreichs im Rahmen der Dissertation „Strengste Verschwiegenheit auf Manneswort!“ Eine Analyse von Heiratsannoncen im Kaiserreich“ ergab eine Gesamtzahl an Heiratsannoncen von rund 41.000.

Heiratsmarkt (vgl. dazu: Bourdieu: 1987: 207). Auch hier gelten die Regeln von Angebot und Nachfrage. Auf dem Heiratsmarkt präsentieren sich die beteiligten Personen als heiratsfähige Subjekte und werden als mehr oder minder „gute Partien“ eingestuft. Es findet eine „soziale Verortung“ im Sinne Pierre Bourdieus statt. Diese soziale Verortung erfolgt über die Verteilung von bestimmten Kapitalsorten, die als Ressourcen zu verstehen sind (zu den Kapitalsorten nach Bourdieu vgl.: Bourdieu 1983: 185; Mandercheidt 2008: 158; zu Kapitalsorten als Ressourcen vgl.: Schroer 2012: 98). Welche Kapitalsorten eingesetzt werden können, um in eine anerkannte Position zu gelangen, ist auf die Möglichkeit der späteren Ehe bezogen. Da Männern und Frauen im Kaiserreich in der Ehe unterschiedliche Rollen zugeschrieben wurden, verhalten sich auch die Ansprüche an sie in den Anzeigen genderspezifisch. Die Geschlechtsidentität ist damit die entscheidende soziale Rolle auf dem Heiratsmarkt. Dadurch wird die Ausgestaltung der Präsentationen innerhalb des Sets für diese soziale Rolle und der mit ihr verbundenen Verhaltenserwartungen und normativen Konzepte geprägt – ein „doing gender“ findet statt (zum Konzept des „doing gender“ vgl.: West/Zimmerman 1991: 13-37).

Zeitgenössische Kritik an der Eheanbahnung durch Annonce stufte das Heiratsinserat nicht nur als die Sittlichkeit bedrohenden „Hort der Unzucht“ ein (Bloch 1908: 786-791), gerade aus sozialdemokratischer Richtung wurde darauf hingewiesen, dass die Heiratsannonce den Charakter der bürgerlichen Ehe als Kaufgeschäft verrate, indem sie den „Nimbus“ abstreife, den die Dichter um sie gewoben hätten (Bernstein 1895: 17-19). Margot Berghaus' Überlegungen zu den strukturellen Eigengesetzen von Heirats- und Bekanntschaftsanzeigen können dieses Argument von politischer Färbung befreien. Sie macht deutlich, dass es der Zwang des Mediums zur sprachlichen Zieldefinition ist, der den Tauschprozess zwischen den Kapitalsorten durch eine Sprache offenlegt, die vor allem das ausdrücken kann, was mess-, quantifizier- und berechenbar ist (Berghaus 1986: 59/62f.). Dabei finden sich Kapitalsorten sowohl in der Selbstpräsentation der Inserenten als auch in der Präsentation der Beschreibungen eines Wunschpartners. Der Prozess des Kennenlernens findet bei der Eheanbahnung durch Annonce in einem einmalig medial bereitgestellten Kommunikationsraum statt, dessen Platz begrenzt ist und der durch eine zielgerichtete Sprache den für die soziale Verortung unerlässlichen Einsatz von Kapitalsorten besonders deutlich macht.

Doch was, wenn das kapitalbasierte „doing gender“ von einer weiteren Kategorie flankiert wird, die ebenfalls als maßgebliches Referenzsystem und Ordnungsprinzip soziokulturelle und hierarchische Differenz produziert (Raab 2007: 127-148) und nach zeitgenössischer Auffassung mit Devianz, Inferiorität, Abhängigkeit und allgemeinen Defizitzuschreibungen konnotiert war (dazu: Bösl 2010: 29-43; Garland-Thomson 1997) und damit nicht als Kapitalsorte eingesetzt werden konnte, sondern im Gegenteil die soziale Einordnung zu schwächen schien? Dieser Aufsatz wird sich mit sechs Heiratsannoncen befassen, deren Inserierende in ihrer Selbstbeschreibung körperliche Charakteristiken thematisieren, die medizinisch als „impairment“ eingeordnet werden und die in der sozialen Konstruktion als kulturelles und gesellschaftliches Differenzierungsmerkmal fungierten (zur Unterscheidung von „impairment“ und „disability“: Waldschmidt 2010: 13-27). Dabei wird zum einen die Wechselbeziehung der Kategorie „Behinderung“ mit der Kategorie „Geschlecht“ in den Blick genommen und untersucht, wie sich die genderspezifischen Implikationen im sozialen Raum ausformten. Zum anderen wird an einem speziellen Ort, der Annonce, der sich mit einem speziellen Kontext, dem Heiratsmarkt, zu einem textlichen Kommunikationsraum verbindet, kenntlich gemacht, wie die verschiedenen Differenzmarkierungen ihre Wirkmacht entfalteten und sprachliche Handlungen prägten (zu dieser Forschungsfrage vgl.: Raab 2007: 137).

MÄNNLICHKEIT UND DISABILITY

Die in diesem Aufsatz untersuchten Heiratsannoncen wurden während der Zeit des Kaiserreichs in verschiedenen deutschen Tageszeitungen geschaltet. In vier der Anzeigen sucht eine männliche Person einen weiblichen Ehepartner, in zwei Annoncen wird ein Ehemann für eine weibliche Person gesucht. Dieses 2:1-Verhältnis spiegelt die allgemeine Geschlechterverteilung bei der Eheanbahnung durch Annonce wider. Gemäß den normativen Rollen des (männlichen) aktiven Werbers und der (weiblichen) passiven Umworbenen stellten Männer auch auf diesem speziellen Heiratsmarkt häufiger Offerten als Frauen.

Die erste Annonce, die hier vorgestellt werden soll, wurde im Juli 1898 im *Berliner Tageblatt* geschaltet und definiert mit der Überschrift „Avis für

Taubstumme“ bereits die Zielgruppe dieses Heiratsgesuchs.³ Die Überschrift war, im Gegensatz zum Text der Annonce, in einer serifenlosen Schrift und ca. dreimal so groß wie die Buchstaben des eigentlichen Gesuches gesetzt. Annoncen von oder für gehörlose Menschen gehörten nicht zum täglichen Bild der Anzeigenseiten der gängigen deutschen Tagesanzeigen. Es ist deshalb anzunehmen, dass mit diesem besonderen Layout die Sichtbarkeit der Anzeige verstärkt werden sollte, um die entsprechende Zielgruppe auf den ersten Blick auf diese aufmerksam zu machen. Die erste Zeile des Textes „Für meinen taubstummen Vetter“ macht deutlich, dass der Suchende hier nicht selbst als Inserierender auftrat, sondern ein Verwandter oder eine Verwandte. Diese Konstellation bedeutet jedoch nicht, dass dem Suchenden hier auf Grund der Einordnung als taubstumm eine aktive Rolle im Prozess der Eheanbahnung abgesprochen wurde. Das Vorgehen über einen Mittler war im Kaiserreich nicht ungewöhnlich. Circa zehn Prozent der Inserate, in der ein Mann eine Ehepartnerin suchte, wurden nicht von ihm selbst, sondern von Verwandten, Freunden oder Vermittlern geschaltet. Bei Frauen gilt dies sogar für ein Drittel der Anzeigen. Die zweite Zeile der Anzeige setzt die Beschreibung des Veters als „selbstständigen Fabrikanten in Wien“ fort. Hier wird der Beruf des Suchenden genannt und zudem mit einem Adjektiv versehen, das Unabhängigkeit suggeriert. Auch die Angabe des Wohnortes ist interessant. Sie deckt sich mit der Angabe, dass Antwortbriefe an die Agentur *Rudolf Mosse* in Wien gesendet werden sollten. Rudolf Mosse, der Herausgeber des *Berliner Tageblattes*, begann seinen steilen Aufstieg in der Medienbranche durch die Etablierung eines internationalen Netzes sogenannter „Annoncenexpeditionen“, die für Privat- und Geschäftskunden Anzeigen in verschiedenen Zeitungen platzierten (zur Geschichte des Unternehmens siehe z.B.: Kraus 1999: 77-101). Die Tatsache, dass für einen in Wien ansässigen Mann in einer Berliner Zeitung nach einer Ehepartnerin gesucht wurde, lässt darauf schließen, dass es für sinnvoll erachtet wurde, die raumüberwindende Dienstleistung der Agentur *Rudolf Mosse* in Anspruch zu nehmen. Dies hat sicher mit der speziellen Zielgruppe der Annonce zu tun, die es erforderlich machte, den Suchradius auszudehnen. Die nächsten beiden Zeilen umfassen die Beschreibung der gewünschten Partnerin als eine „aus

3 Berliner Tageblatt und Handelszeitung vom 17.07.1898, Chiffre W.H. 2854; Die Zeitung liegt in digitalisierter Form unter <http://zefys.staatsbibliothek-berlin.de/list/title/zdb/27646518/> vor (letzter Zugriff 16.02.2017).

besserer Familie“ stammende „taubstumme Lebensgefährtin mit Vermögen“. Zuletzt folgen wiederum einige Angaben über den Suchenden: das Alter (33 Jahre) und einen Hinweis auf seine materielle Sicherheit („in sehr geordneten Verhältnissen“). Zwar ist die Angabe des Tätigkeitsfeldes „Fabrikant“ wenig aufschlussreich, da sie vom kleinen Hinterhofhutgewerbe bis zum großen Stahlmagnaten alles umfassen könnte, doch wird sowohl mit der Beschreibung von „geordneten Verhältnissen“ als auch der Forderung nach einer Partnerin aus „guter Familie“ und materiellen Sicherheiten das Bild bürgerlicher Lebensverhältnisse aufgebaut.

Ähnlich verhält es sich bei der zweiten Anzeige, die hier eingeführt werden soll. Sie erschien im März 1908 ebenfalls im *Berliner Tageblatt*, trägt keine Überschrift, ist aber in der seltenen Ich-Formulierung verfasst.⁴ Der Inserent eröffnet sein Gesuch mit einer detaillierten Beschreibung seiner Wunschpartnerin. Er beginnt mit dem Alter (20-26), das sie haben sollte und fährt mit der Angabe fort, dass kein Vermögen notwendig sei. Dies wird durch Fettdruck besonders sichtbar gemacht. Durch die direkt daran anschließende Beschreibung, dass sie „jed[och] e[ine] schöne und zu mir pass[ende] Figur besitzt, hochgebildet ist und auf literar[ischem] oder musikal[ischem] Gebiete möglichst künstler[ische] Fertigkeit erreicht hat“, erscheinen die körperlichen und kulturellen Anforderungen an die Wunschpartnerin in direktem Bezug zum vorhergehenden Verzicht auf Materielles zu liegen. So entsteht der Eindruck, dass der Inserent bewusst diese Auswahlkriterien vor die materiellen setzte. Auch über diese Beschreibung entsteht das Bild einer Frau aus der bürgerlichen Gesellschaftsschicht, die, von Erwerbsarbeit freigestellt, Zeit und geistige Förderung besaß, die es ihr erlaubte, sich zu bilden. In einem zweiten Satz beschreibt sich der Inserent nun selbst. Er beginnt seine Selbstbeschreibung mit einer ausführlichen Darstellung körperlicher Eigenschaften („1,80 m. groß, schlank, brünett, von vorteilhaftem Aeußeren“) und schließt sein Alter an (Mitte 30). In einem mit einem „und“ verbundenen zweiten Hauptsatz legt er dar, dass er „einen kleinen Gesichtsfehler, der aber nicht im geringsten entstellt oder beruflich hindert“ habe. Eine Angabe des Jahreseinkommens (10.000) und seines Berufes (Großkaufmann) schließt sich an. Auch er setzte sich so in das Berufsspektrum des Bürgertums. Neben der expliziten Kenntlichmachung der eigenen Person durch die unübliche „Ich-Formulierung“, weist diese Annonce auch

4 Berliner Tageblatt und Handelszeitung vom 05.03.1908, Chiffre T.K. 890.

einen überdurchschnittlichen Anteil an körperlichen Beschreibungselementen auf. Nur in einem Drittel der Anzeigen männlicher Suchender wurde der eigene Körper überhaupt thematisiert, nur jeder Fünfte beschrieb körperliche Attribute, die sich auf die Wunschartnerin bezogen (Ergebnisse aus Frey 2017).

Während sich diese Annonce durch detaillierte Beschreibungen auszeichnet, ist die dritte Anzeige, die hier analysiert werden soll, sehr kurz gehalten. Die Überschrift „Blinder Mann“ ist dabei durch einen Relativsatz mit dem Beginn des nur vier Zeilen langen Textes verknüpft und stellt abermals die ökonomische Autonomie des Inserenten ins Zentrum („welcher selbstständiges Geschäft hat, sucht...“).⁵ Die Wunschartnerin wird nicht weiter beschrieben. Die Klientel der *Münchener neueste Nachrichten* war, anders als die des *Berliner Tageblattes*, eher kleinbürgerlich geprägt. Da die Kosten für die Annonce auf Zeilen gerechnet wurden, lässt die kurze Anzeige darauf schließen, dass nur wenig Kapital zur Verfügung stand, um die Heiratsabsicht darzulegen und sich selbst vorzustellen bzw. die Wunschartnerin zu beschreiben.

Die vierte Anzeige unterscheidet sich von den vorherigen vor allem dadurch, dass die Heiratsabsicht nicht an erster Stelle steht, sondern erst in einem zweiten Satz als Option erscheint („Bin auch nicht abgeneigt, zu heirathen, um für immer einen vertraulichen Menschen zu haben“).⁶ Während der Inserent der zweiten Anzeige das „Ich“ in seinem Inserat explizit macht, schreibt zwar auch der Inserent hier in der ersten Person, doch spart er eine explizite Selbstbenennung aus und beginnt mit dem konjugierten Verb; ein Schreibstil, der in einigen Annoncen angewendet wurde, die in der ersten Person verfasst waren. Dass anstatt der üblichen Chiffre tatsächlich ein Name mit Adresse genannt wurde, war dagegen eine Seltenheit. Zwar ist nicht zu rekonstruieren, ob es sich um den Inserenten selbst oder eine Mittelsperson handelte, doch wurde hier bewusst die Möglichkeit der Anonymität, die die Eheanbahnung durch Annonce bietet, ungenutzt gelassen. Das Hauptanliegen des Inserenten ist es, durch die Anzeige eine „ehrliche und zutrauliche“ weibliche Person (ledig oder kinderlos verwitwet) zu finden, „die mich herumfährt, in Gasthäusern, mit einem Krankenwagen“. Die

5 Münchener neueste Nachrichten vom 10.04.1908, Chiffre J.W.113689.

6 Berliner Zeitung vom 08.06.1898, Willibald Jakubetz.

knappe Selbstbeschreibung „bin Musiker und kann schlecht laufen“ folgt darauf. Wie bei der *Münchener neueste Nachrichten* rangierte auch die Klientel der *Berliner Zeitung* im klein- und unterbürgerlichen Bereich. Auch das Tätigkeitsfeld des Inserenten fällt aus dem Spektrum der für das Bürgertum adäquat angesehenen Berufe heraus.

Wie die Bürgertumsforschung der letzten Dekaden zeigte, war das Verhältnis der kulturell führenden Schicht des 19. Jahrhunderts zu über den Körper wahrgenommenen Differenzen komplex, sei es in Bezug auf die Hautfarbe eines Menschen, einer vom biologischen Geschlecht abweichenden sexuellen Orientierung oder, wie Arbeiten aus der „Disability History“ zeigen, einer medizinisch diagnostizierten „Andersheit“. Letzteres soll an den für dieses Verhältnis maßgebenden Eckpunkten Definitionsmacht, Selbstverständnis und Abgrenzung näher untersucht und mit den oben dargestellten Inhalten der Heiratsannoncen in Bezug gesetzt werden.

Wie Lennard J. Davis in seiner Abhandlung „Enforcing Normalcy“ herausarbeitet, führte der Aufstieg des statistischen Systems, der Daten und Messungen, zur Anwendung einer Kategorie auf den Menschen, die den Durchschnitt zur Richtschnur definierte und damit weitreichende Folgen für alle hatte, die aus irgendwelchen Gründen nicht in das evozierte Bild des „Normalen“ fielen (Davis 1997: 9-28). [MONSTER] Die Herausgeber des Sammelbandes „Der (im-)perfekte Mensch“ formulierten den so hervorgebrachten Mechanismus passend: „Erst die Erfindung der Normalität hat die Tableaus der Abweichung hervorgebracht“ (Lutz/Macho/Staupe/Zirten 2003: 11). Das „Normale“, so Davis, wurde Teil des großen Entwurfes von Fortschritt, Industrialisierung und der Stabilisierung bürgerlicher Macht (Davis 1997: 26).

Nicht nur das statistische Konzept von einer durchschnittlichen staatlichen wie privaten Wirtschaftsleistung verbindet so die Vorstellung von Norm und Abweichung mit dem Feld der Arbeit, auch das bürgerliche Selbstverständnis rückt diesen Bereich in zentrale Stellung. In ihrem Enzyklopädieartikel zur Industrialisierung weist Anne Borsay darauf hin, dass „impairment“, unabhängig vom Geschlecht, als Mangel mit schädlichen wirtschaftlichen Folgen angesehen wurde (Borsay 2006: 947-950). Hier sollen zunächst die Implikationen für männliche Personen näher dargestellt werden; für weibliche Personen wird dieser Punkt im nächsten Unterkapitel ausgeführt. Berufstätigkeit gehörte zu einem gelungenen männlichen bürgerlichen Lebenslauf, denn durch sie war der bürgerliche Mann erst in der Lage, seine

identitätsstiftende Rolle als (alleiniger) Ernährer der Familie zu erfüllen (vgl.: Coontz 2005: 188). Doch nicht nur im bürgerlichen Spektrum nahm der Beruf eine große Rolle für die Identitätsbildung ein. Auch in Gesellschaftsschichten unterhalb des Bürgertums wertet die Forschung die „auf körperliche Arbeit beruhende Produktionsleistung“ (Zwahr 1978: 113 nach Kaschuba 1990: 94) als Teil des Selbstverständnisses. Die Arbeit wurde dabei mit Abstraktionen wie Reife, Selbstständigkeit und daraus resultierender Ehre in Verbindung gesetzt. (Kaschuba 1990: 95). Rosemarie Garland-Thomson macht die Bedeutung eines stets einsatzbereiten Körpers für das Konzept der Selbstständigkeit deutlich, mit dem sich der Einzelne einen Platz im umkämpften und dynamischen wirtschaftlichen Feld sichern könne (Garland-Thomson 1997: 43). Das große normative Konzept der Selbstständigkeit rücke die eigene Verantwortlichkeit für die soziale und ökonomische Situation ins Zentrum (Garland-Thomson 1997: 43). Das Bild des durch ein Narrativ von körperlicher Unzulänglichkeit hergestellten behinderten Menschen, bilde dabei das kulturelle Gegenstück zum Ideal des selbstbestimmten und normierten Individuums (Garland-Thomson 1997: 41).

Schauen wir uns nun noch einmal die Inhalte der oben beschriebenen Heiratsannoncen an, dann ergibt sich der Eindruck, dass die Inserenten dieser negativen Einordnung bewusst entgegenarbeiten wollten. Nicht nur wird in allen Anzeigen eine Einkommensquelle genannt (diese Angabe gehört zu den integralen Bestandteilen einer Heiratsannonce im Kaiserreich), sie wurde in den Fällen des blinden Mannes und des taubstummen Veters zusätzlich mit dem Adjektiv „selbstständig“ versehen. Dem gängigen Defizitnarrativ des abhängigen Behinderten, der zu produktiver Erwerbstätigkeit unfähig ist (Bösl 2010: 31), der es nicht schafft, sich seinen eigenen Lebensunterhalt zu verdienen und stattdessen auf Hilfe von Familie oder Almosen angewiesen ist, wird damit deutlich widersprochen. Der Großkaufmann mit einem „Gesichtsfehler“ geht hier sogar noch weiter. Er baut in seiner Anzeige durch die selbstbewusste Ich-Formulierung, die Nennung körperlicher Vorzüge und detaillierter Forderungen an seine künftige Ehepartnerin das Bild eines attraktiven und selbstsicheren Mannes auf. Erst dann kommt er auf seine Imperfektion zu sprechen, die er jedoch sofort mit der abschwächenden Erklärung versieht, dass diese „nicht im geringsten entstellt oder beruflich hindert“. Hier wird ein Gedankengang des Lesers, der Mangel mit schädlichen wirtschaftlichen Folgen verbindet, antizipiert, sofort unterbro-

chen und widerlegt. Unterstützt wird diese Erklärung dann durch den folgenden Satz, in dem der Inserent einen Beruf des bürgerlichen Spektrums nennt sowie ein Jahreseinkommen, mit dem er eine Familie dem bürgerlichen Lebensstil angemessen unterhalten konnte.

Lediglich die letztgenannte Annonce des Musikers hält die Darlegung der Selbstständigkeit nicht aufrecht. Zwar wird auch hier eine Einkommensquelle genannt, doch sucht er in seiner Anzeige gezielt eine Helferin, die ihn unterstützt. Während sich vor allem die Inserenten des *Berliner Tageblattes* allein durch die Tatsache, aber auch die Art ihrer Erwerbstätigkeit in ein bürgerliches Spektrum setzten, scheint das Milieu des Musikers eher dem entsprechen zu haben, was Brendan Gleeson für die industrialisierte Stadt beschreibt, in der Menschen mit Behinderung zum Bild des quirligen, modernen öffentlichen Raumes gehörten, in dem sie ein gewisses Maß an wirtschaftlicher Unabhängigkeit erreichen konnten (Gleeson 1999: 110f). Der Wunsch des Inserenten „für immer einem vertraulichen Menschen“ haben zu wollen, kann als Ausdruck für das unstete und mitunter einsame Leben am Rande der bürgerlichen Gesellschaft gewertet werden, das durch die Heirat Stabilität und anhaltende Gesellschaft erhalten sollte.

WEIBLICHKEIT UND DISABILITY

Eingangs wurde erwähnt, dass etwa zehn Prozent der Heiratsannoncen für Männer und ein Drittel der Heiratsannoncen für Frauen, nicht von den Suchenden selbst sondern von Verwandten, Freunden oder Vermittlern geschaltet wurden. Dieser Wert erhöht sich noch einmal, wenn die Personen der jüdischen Religionsgruppe angehörten. So waren zwei Drittel der Heiratsannoncen, in denen jüdische Frauen den suchenden Part einnahmen, nicht von ihnen selbst, sondern durch Mittelpersonen geschaltet. Die Eheanbahnung durch Dritte nahm für die verstreut lebende jüdische Bevölkerung eine zentrale Rolle ein (Maurer 1991: 345). Ein passender Ehepartner wurde über die Verwandtschafts- und Freundschaftsverbände der Frauen in der Familie, durch Lehrer, Kantoren oder Rabbiner mit einem weiten Netzwerk oder durch professionelle Vermittler, sogenannte „Schadchen“, gesucht (Kaplan 1997: 134; Maurer 1991: 345). Die Zeitung als weiteres Medium der Vermittlung ließ sich in diese Tradition der Ehepartnersuche leicht einfügen. Mit ihr konnte der Radius der bestehenden Netzwerke vergrößert werden. Da

auch in den beiden Annoncen, die in diesem Unterkapitel analysiert werden sollen, die jüdische Religion genannt wurde, ist es nicht außergewöhnlich, dass sie nicht von den Betreffenden selbst, sondern von nicht näher definierten Mittelspersonen geschaltet wurden.

Die erste Anzeige stammt aus der überregional erschienenen *Nationalzeitung* und trägt die durch Fettdruck und große Schrift hervorgehobene Überschrift „Ernstes Heiratsgesuch für eine Dame!“⁷ In der ersten Zeile des Textes wird die Suchende als „israel[itisches], gebildetes junges Mädchen“ beschrieben, es folgt die Beschreibung der Herkunft „aus guter und wohlhabender Familie“ und der durch Kommas abgetrennte Einschub „welches einen kleinen äußerlichen Fehler im Gesicht hat“. Hieran schließt sich die Beschreibung des Wunschpartners an, der ebenfalls der jüdischen Religion angehören und ihren Verhältnissen angemessen sein sollte, „verwachsen, einen Krüppel oder ebenfalls mit einem Fehler behaftet, da sich die junge Dame nur so zu verheirathen wünscht, um eine glückliche und ruhige Häuslichkeit zu führen“. Ähnlich wie bei der Annonce des Fabrikanten aus Wien ist anzunehmen, dass der Wunsch nach einem körperlich ähnlichen Partner die Wahl eines überregionalen, raumüberwindenden Mediums zur Eheanbahnung begünstigt hat.

Die zweite Annonce scheint fast das Gegenstück zu eben jenem, oben beschriebenen, taubstummen Fabrikanten zu sein. Sie wurde nur eine Woche nach seiner Anzeige, ebenfalls im *Berliner Tageblatt* geschaltet und trägt die ähnliche Überschrift „An Taubstumme“.⁸ Der Text beginnt mit der Angabe des Alters und der Religion der Suchenden und der Beschreibung des Wunschpartners als „in guten Verhältnissen“ befindlich. Dies ist im Text die einzige Forderung an den künftigen Ehepartner, hier hat die Überschrift die Zielgruppe auf den ersten Blick zugeschnitten. Der weitere Text widmet sich wieder der Beschreibung der Suchenden. Diese sei „hoch gebildet“, spreche und schreibe fließend deutsch und englisch „derart, daß man sie kaum für taubst[umm] hält“, wobei ersteres mit einer Klammer („Lippenspr[ache]“) versehen wurde. Des Weiteren wird die Intelligenz und das Aussehen der jungen Frau gelobt, die „im Hausstand bewandert und liebenswürdigen Charakters“ sei und „die ihrem Mann eine treue Gefährtin und Stütze sein würde“.

7 Nationalzeitung vom 05.04.1873, Chiffre E.B.600.

8 Berliner Tageblatt und Handelszeitung vom 22.07.1898, Chiffre K.J. 2490.

Die letzten Angaben umreißen die Aufgabengebiete einer bürgerlichen Ehefrau im Kaiserreich. Während der Mann als Ernährer der Familie für den materiellen Unterhalt zuständig war, lag die häusliche Sphäre im Verantwortungsbereich der Frau. Dies bedeutete jedoch nicht, dass ihre Arbeit im Hauswesen und der Kindererziehung von ökonomischen Bedeutungen frei war. Die Frauen waren die sichtbaren Repräsentantinnen, sowohl des gegenwärtigen als auch des angestrebten sozioökonomischen Status ihres Ehemannes (Garland-Thomson 1997: 90). [MUTTERSCHAFT] Gisela Mettele stellt in ihrem Aufsatz über den privaten Raum als öffentlichen Ort der Geselligkeit heraus, dass der berufliche Erfolg des Mannes weniger als individuelle Leistung, denn als Familienleistung galt, an dem die häuslichen und repräsentativen Tätigkeiten ihren Anteil hatten (Mettele 1996: 162). Diese Auffassung setzte die Wirkungskreise der beiden Ehepartner komplementär zueinander als gemeinsame Arbeit am gesellschaftlichen Aufstieg. Durch die Einladung von Kollegen und Geschäftspartnern in die gut ausgestatteten und wohl geordneten Privaträume wurde der Eindruck wirtschaftlichen Wohlhabens nach außen getragen und ein bürgerliches Selbstverständnis gepflegt (Mettele 1996: 162, 168). Mit ihren verschiedenen Rollen der Ehefrau und Mutter, Managerin des Hauswesens und aktive Repräsentantin des Status gehörte der Aufbau eines bürgerlichen Lebensstils zu den integralen Aufgaben der Frau (Blumin: 1989: 191). Obwohl das Bild als „Engel des Hauses“ die Frau in ein spirituelles, vom Körper losgelöstes Spektrum setzte, war für die substantiellen Aufgaben im Hauswesen und der Repräsentation ein tätiger und den Schönheitsnormen entsprechender Körper unerlässlich (zu diesem Spannungsfeld vgl.: Dykstra 2001: 117).

Einen solchen kann die Suchende der Annonce der *Nationalzeitung* nicht bieten. Obwohl der Autor der Annonce ihren „äußerlichen Fehler“ durch das vorangestellte Adjektiv „klein“ abschwächte, scheint sich die Suchende dieses Umstandes bewusst gewesen zu sein. Sie suchte ausdrücklich einen Mann, der selbst Zeichen von Imperfektion trug, da für die Suchende, so die Erklärung in der Anzeige, dieser Aspekt die Vorbedingung für den Aufbau eines privaten Glücks darstellte. [VISUALISIERUNG] Während der Großkaufmann mit „Gesichtsfehler“ die Forderung nach einer schönen Partnerin über die nach materiellen Wohlstand stellt und der Eindruck entsteht, dass eine Repräsentantin, die durch körperliche Makellosigkeit und künstlerische Talente seine ökonomischen Erfolge unterstreichen konnte, gesucht wurde,

koppelte die Suchende dieser Annonce eine glückliche Ehe an die körperliche Ähnlichkeit. Auf diese Weise wäre keiner der Partner in der Situation, die eigene Imperfektion als abträglich für den jeweils anderen abwägen zu müssen.

Auch die taubstumme Dame aus der Annonce des *Berliner Tageblattes* suchte, wie auch der taubstumme Fabrikant, einen in dieser Hinsicht gleichen Partner. Hier standen eventuell Überlegungen für eine gesicherte gegenseitige Kommunikation im Zentrum, wenn beide Partner die Gebärdensprache und andere Kommunikationsstrategien beherrschten. Trotz des Wunsches nach einem ebenfalls taubstummen Partner wurde jedoch auch in dieser Annonce Formulierungen genutzt, die auf einen Ausgleich vermeintlicher Einschränkungen durch die Taubstummheit abzielten. So wird die Bildung und Intelligenz der Suchenden betont, die ihr zu Kommunikationstechniken ver helfe, die dazu führen würden, „daß man sie kaum für taubst[umm] hält.“ Damit wurde dem Bild des inferioren Behinderten, dessen körperliche Abweichung eine Unzulänglichkeit in geistiger Hinsicht mit sich führe, sofort widersprochen und gleichzeitig dem Bildungsideal der jüdischen Religionsgruppe entsprochen. Dazu kommen die Schilderungen eines angenehmen Charakters und schönen Äußeren, sodass das Bild einer Frau aufgebaut wird, die sich sowohl nützlich machen kann,⁹ als auch alle Attribute sichtbarer häuslicher und repräsentativer Weiblichkeit besitzt.

EXKURS: 100.000 M. MITGIFT ABER KLEINER KÖRPERLICHER FEHLER

Die Überschrift dieses Exkurses ist gleichlautend mit einer Kapitelüberschrift aus dem Buch *Die Heiratsannonce. Studien und Briefe*, das 1908 von einem Joachim Werner herausgegeben wurde. Der Herausgeber schrieb nach eigener Angabe die Verfasser von Heiratsannoncen mit der Bitte an, ihm die eingegangenen Antwortbriefe zukommen zu lassen und diese abdrucken zu

9 Heiratsannoncen jüdischer Frauen gingen häufiger als Annoncen nicht jüdischer Frauen auf Fähigkeiten wie Buchhaltung und Korrespondenz ein, die eine Mitarbeit in einem kaufmännischen Geschäft möglich machen. Dies ist neben dem Bildungsideal dieser Religionsgruppe evtl. auch auf die durch Familienunternehmen geprägte Gewerbestruktur dieser Gruppe zurückzuführen.

dürfen (Werner 1908: 17). Dass es sich bei den Briefen um vom Autor erfundene Antwortschreiben handelt, erscheint nicht wahrscheinlich, jedoch kann nicht nachgewiesen werden, ob es sich um authentische Annoncen handelt oder ob diese von Werner selbst inseriert wurden, um so an vielfältiges Antwortmaterial zu kommen. Trotzdem soll hier auf einige der Antwortschreiben eingegangen werden, die auf eine besondere Heiratsannonce eingesandt wurden. In dieser Anzeige wurde ein Ehepartner für eine junge Waise mit 100.000 Mark Mitgift gesucht, die als musikalisch, liebenswürdig, mit sympathischem Äußeren, „aber mit kleinem körperlichen Fehler“ beschrieben wurde (Werner 1908: 79).

Nicht alle Reflektanten gingen auf den „körperlichen Fehler“ der beschriebenen Frau ein, auch nicht alle auf die hohe Mitgift. Ein Reflektant zog eine Verbindung zwischen den beiden Elementen, indem er in seinem Brief die Annahme zum Ausdruck brachte, dass die Verfasserin der Anzeige eine Tante der jungen Frau sei, die es bedauern würde, dass ein „liebenswertes Wesen wegen eines kleinen körperlichen Fehlers vernachlässigt“ würde (Werner 1908: 92). Er fasste damit die hohe Mitgiftsumme als Ausgleich für eine körperliche Imperfektion auf. Eine Interpretation, die viele seiner Mitbewerber geteilt haben könnten. Dass es ihnen nicht um diesen „Ausgleich“ ging, versuchten viele von ihnen durch Erklärungen über hohe moralische Grundsätze, eigenes Vermögen oder die geringe Relevanz von materiellen Abwägungen bei der Partnerwahl hervorzuheben (Werner 1908: 90/98). Indem er auf das körperliche Beschreibungselement einging, verband ein Inserent diese Elemente und legte dar, dass aus seiner Sicht „solche Damen das beste Gemüt und den besten Charakter“ hätten und es diese Eigenschaften seien, die er suche (Werner 1908: 87). Hier liegt ein Narrativ vor, dass Leonard Davis als Sentimentalisierung von Behinderung im Bürgertum wertet (Davis 1995: 4). Dabei wird eine Geschichte mit einem Helden oder einem Opfer entworfen, dem ein Set von positiven Attributen zugeschrieben wird (Davis 1995: 4), wie ein edles Wesen oder ein heldenhafter Zug (Davis 1995: 106). Im oben beschriebenen Fall wäre es die Zuschreibung eines besonders tugendhaften Wesens, das sich mit dem bereits genannten spirituellen Bild der engelhaften, ätherischen und damit körperbefreiten Weiblichkeit deckte. Davis versteht dieses Vorgehen des Bürgertums als „attempt to erase the difference by dressing it in moral raiment“ (Davis 1995: 106). Der Reflektant

füllt die Leerstellen, die die Beschreibung der elf Zeilen lange Anzeige hinterlassen hat so aus, dass ein für ihn kohärentes Bild der Suchenden entsteht. Damit stülpt er jedoch der ihm unbekanntem Person eine ganze Identität über.

Einer weiteren Strategie, um die wahrgenommene Differenz zu tilgen, bedienten sich mehrere Bewerber, die von eigenen körperlichen Beeinträchtigungen oder denen von Familienmitgliedern schrieben (Werner 1908: 86/107). Sie drückten damit Vertrautheit und Verständnis aus und konnten gleichzeitig ein Argument dafür liefern, dass es nicht allein die hohe Mitgift sei, die sie zu einer Antwort auf die Annonce bewogen hatte. Ein Inserent drückte sogar die Hoffnung aus, durch „schöne Ausflüge [...] mit Gottes Hilfe Ihren körperlichen Fehler zu heilen“ (Werner 1908: 103) und bewegte sich damit, wiederum ohne nähere Informationen über die betreffende Person und den „kleinen körperlichen Fehler“ zu haben, im gängigen Defizitnarrativ, in dem Behinderung in jedem möglichen Fall geheilt werden sollte (Garland-Thomson 2003: 421), um eine Normalisierung anzustreben.

ZUSAMMENFÜHRUNG

„Feminization increases a woman’s cultural capital; disability reduces it“ (Garland-Thomson 1997: 28) – diese Beurteilung von Rosemarie Garland-Thomson schlägt die Brücke zwischen dem, was in der Einleitung über den Einsatz von Kapitalsorten auf dem Heiratsmarkt ausgeführt wurde zu den Inhalten der vorgestellten Heiratsannoncen.

In Heiratsannoncen müssen sich die Suchenden auf begrenztem Platz möglichst positiv darstellen, um von potentiellen Heiratskandidaten als „gute Partie“ wahrgenommen zu werden. Materieller Wohlstand, Bildung und die Herkunft aus einer guten Familie konnten dabei ebenso als Kapitalsorten eingesetzt werden wie ein attraktives Äußeres. Die Ausführungen im Hauptteil haben dargelegt, dass eine als Behinderung eingestufte Abweichung von der Norm dagegen als Defizit wahrgenommen wurde, die die soziale Positionierung der Betroffenen negativ beeinflusste. Dass sich die Inserierenden des Quellenkorpus trotzdem mit einem in der Gesellschaft als Makel angesehenen Attribut in einem öffentlichen Kommunikationsraum wie der Heiratsannonce vorstellten, war deshalb selten. Im Gegenteil ist es denkbar, dass andere Inserierende in dieser ersten Kontaktaufnahme über die Zeitung Imperfektionen, seien es körperliche oder soziale (z.B. ein uneheliches Kind, eine

Scheidung), zunächst verschwiegen, um einen durchweg positiven ersten Eindruck zu wecken und ihre Chancen nicht bereits zu Beginn des Prozesses zu schmälern.

Doch auch den Verfasser_innen der Anzeigen in diesem Quellenkorpus war es ein Anliegen, ein positives Bild von sich selbst zu zeichnen, das sie von den gesellschaftlichen Schreckensbildern, abhängiger, devianter, inferiorer und behinderter Menschen abheben konnte. Dafür nutzten sie nicht nur textuelle Anordnungen, die der als körperliche Abweichung wahrgenommenen Beschreibung eine untergeordnete Rolle verliehen oder Formulierungen, die diese abschwächten, sondern bauten bewusst das Bild gelungener Weiblichkeit bzw. Männlichkeit auf. Mit den Kapitalangaben einer selbstständigen Beschäftigung und geordneten Verhältnissen machten die männlichen Inserenten deutlich, dass sie der Rolle des Ernährers der Familie voll und ganz gerecht werden konnten. Auch die weiblichen Suchenden wurden durch ihre Mittelspersonen im Spektrum einer gelungenen Geschlechtsidentität beschrieben, indem Attribute wie Bildung, Intelligenz, Sozialisation in einer angesehenen Familie, haushälterische Fähigkeiten, ein liebenswerter Charakter und, im Falle der taubstummen jungen Frau aus dem *Berliner Tageblatt*, auch äußerliche Schönheit hervorgehoben wurden, die als Kapitalsorten für die Rolle der „Herrin des Hauses“ eingesetzt werden konnten. Auch hier bestimmte also ein deutliches „doing gender“ die Selbstbeschreibung der Annoncen.

Mit diesem auf Leistung abzielenden „doing gender“ stellten die Autoren sowohl für die Männer als auch für die Frauen eine deutliche Negation der gesellschaftlichen Defizitzuschreibungen her, die sich durch die abschwächenden Formulierungen, die in direktem Bezug zur körperlichen „Andersartigkeit“ standen, wie dass diese „nicht im geringsten“ entstelle oder beruflich hindere bzw. dass sie durch gekonnte Fertigkeiten so ausgeglichen werde, dass man die Betreffende „kaum für taubst[umm] hält“, zu einem „doing ability“ verbindet.

Zuletzt soll noch ein Punkt in die Überlegungen mit aufgenommen werden, der sich nicht auf den allgemeinen Heiratsmarkt bezieht, sondern eine Implikation des speziellen Kommunikationsraumes Heiratsannonce ist. Auf den einleitenden Seiten wurde bereits erwähnt, dass die Eheanbahnung durch Annonce im Kaiserreich hoch umstritten war und Heiratsanzeigen als „Horte der Unzucht“ wahrgenommen wurden. Das Bürgertum und die aufstiegsorientierte Mittelschicht sahen ihre Hochkultur durch eine abweichende Kultur

der unteren Klassen bedrängt, die sie als primitive „Populärkultur“ ablehnten. Wirtschaftsunternehmen wie die neuen Massenmedien, zu denen auch das *Berliner Tageblatt*, die *Berliner Zeitung* und die *Münchener neueste Nachrichten* zählten, die diese Populärkultur durch eine stärker boulevardisierte Form zu tragen schienen, statt auch den unteren Schichten die bürgerlichen Verhaltens- und Bildungswerte näher zu bringen, wurden nicht als Kulturträger anerkannt und abgelehnt. Der schlechte öffentliche Ruf der Trägermedien als Quellen der Kulturerosion und Ursachen der zunehmenden „Nervosität der Zeit“ (Radkau 1998: 224f.) fiel auch auf die Heiratsannonce, zeichneten sich doch gerade die kritisierten Massenzeitungen dadurch aus, dass sie täglich mehrere Heiratsgesuche abdruckten und diese zudem in unmittelbarer Nähe zu Anzeigen von Hebammen, „diskreten Geburten“ und Verhütungsmethoden platziert waren. Eine Verbindung der Inserenten von Heiratsannonce zu den als unmoralisch und degenerativ gefürchteten Mitgliedern der unteren Schichten war da leicht gezogen. Brendan Gleasons Ausführungen über die industrialisierte Stadt legen nahe, dass durch die erhöhte Sichtbarkeit behinderter Menschen im öffentlichen Raum, die durch ihre dort ausgeführten Gewerbe als Angehörige der gesellschaftlichen Randgruppen kategorisiert wurden, eine allgemeine Einordnung zu der Gruppe suspekter, devianter oder pathologisch eingeschätzter Personen erfolgte (Gleeson 1999: 110/124). Mit der Darstellung von ökonomischem Erfolg und einem Selbst, das den bürgerlichen Geschlechterpositionen entsprach, wollten die Inserierenden wahrscheinlich auch eine Einordnung ihrer Selbst in den Kreis dieser unterbürgerlichen Schicht entgegenwirken und stattdessen ihre Zugehörigkeit zur bürgerlichen Schicht betonen.

Führt man nun alle ausgeführten Punkte zusammen, können die sprachlichen Handlungen, die in den hier vorgestellten Heiratsannoncen vorgenommen wurden, als ein komplexes, sich gegenseitig bedingendes „doing class while doing ability while doing gender“ interpretiert werden. [EINLEITUNG] Diese reziproke Kette macht deutlich, wie vielen verschiedenen Anforderungen, wie vielen verschiedenen Identitätszuschreibungen und -verweigerungen sich Menschen mit körperlichen Besonderheiten auf dem Heiratsmarkt gegenübersehen und wie sie sich in den Diskurs um die Implikationen körperlicher „Andersheit“ im medialen Kommunikationsraum der Heiratsannoncen einschrieben.

LITERATUR

- Berghaus, Margot (1986): Der Auftakt persönlicher Beziehungen. „Besonderheiten“ bei Kontakt und Kommunikation durch Heirats- und Bekanntschaftsanzeigen, in: *Zeitschrift für Soziologie* 15, S. 56-67.
- Bernstein, Eduard (1895): „Die moderne Ehe und die Heiratsannonce“, in: *Die Neue Zeit. Wochenschrift der deutschen Sozialdemokratie* (Heft 27), S. 16-21.
- Bloch, Iwan (1908): *Das Sexualleben unserer Zeit in seiner Beziehung zur modernen Kultur*, Berlin: Marcus, S. 786-791.
- Blumin, Stuart M. (1989): *The emergence of the middle class. Social experience in the American city 1760-1900*, Cambridge: Cambridge University Press.
- Bösl, Elisabeth (2010): Was ist Disability History? Zur Geschichte und Historiographie von Behinderung, in: Dies./Anne Klein/Anne Waldschmidt (Hg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*, Bielefeld: transcript, S. 29-43.
- Borsay, Anne (2006): Industrialization, in: Albrecht, Gary L. (Hg.), *Encyclopedia of Disability*, Thousand Oaks: Sage Publications, S. 947-950.
- Bourdieu, Pierre (1987): Das symbolische Kapital, in: Ders., *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 205-222.
- Bourdieu, Pierre (1983): Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital, in: Reinhard Kreckel (Hg.), *Soziale Ungleichheiten*, Göttingen: Schwartz, S. 183-198.
- Coontz, Stephanie (2005): *Marriage. A History. From Obedience to Intimacy or how love conquered marriage*, New York: Viking.
- Davis, Lennard J. (1997): Constructing Normalcy. The Bell Curve, the Novel and the Invention of the Disabled Body in the Nineteenth Century, in: Ders. (Hg.), *The Disability Studies Reader*, London: Routledge, S. 9-28.
- Davis, Lennard (1995): *Enforcing Normalcy. Disability, deafness and the body*, London/New York: Verso.
- Dykstra, Natalie A. (2001): „Trying to be idle.“ Work and Disability in the Diary of Alice James, in: Paul K. Longmore/Lauri Umansky (Hg.), *The New Disability History. American Perspectives*, New York: New York University Press, S. 107-130.

- Frey, Tamara (2017): „Strengste Verschwiegenheit auf Manneswort.“ Eine Analyse von Heiratsannoncen im Kaiserreich (eDissertation Universität Göttingen).
- Garland-Thomson, Rosemarie (2003): Andere Geschichten, in: Petra Lutz, Thomas Macho, Gisela Staupe, Heike Zirden (Hg.), *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*, Köln: Böhlau, S. 419-425.
- Garland-Thomson, Rosemarie (1997): *Extraordinary bodies. Figuring physical disability in American culture and literature*, New York: Columbia University Press.
- Gleeson, Brendan (1999): *Geographies of Disability*, New York: Routledge.
- Kaplan, Marion (1997): *Jüdisches Bürgertum. Frau, Familie und Identität im Kaiserreich*, Hamburg: Dölling und Galitz.
- Kaschuba, Wolfgang (1990): *Lebenswelt und Kultur der unterbürgerlichen Schichten im 19. und 20. Jahrhundert*, München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag.
- Kraus, Elisabeth (1999): Rudolf Mosse, Vom Werbekönig zum Pressezaren, in: Günther Schulz (Hg.), *Geschäft mit Wort und Meinung. Medienunternehmer seit dem 18. Jahrhundert. Bündiger Forschungen zur Sozialgeschichte*, München: Boldt im Oldenbourg Verlag, S. 77-101.
- Lutz, Petra/Macho, Thomas/Staupe, Gisela/Zirden, Heike (2003): Einleitung der Herausgeber, in: Dies. (Hg.), *Der (im-)perfekte Mensch. Metamorphosen von Normalität und Abweichung*, Köln: Böhlau, S. 10-17.
- Manderscheidt, Katharine (2008): Pierre Bourdieu. Ein ungleichheitstheoretischer Zugang zur Sozialraumforschung, in: Fabian Kessel/Christian Reutlinger (Hg.), *Schlüsselwerke der Sozialraumforschung. Traditionslinien in Texten und Kontexten*, Wiesbaden: VS, S. 155-168.
- Maurer, Trude (1991): Partnersuche und Lebensplanung. Heiratsannoncen als Quelle für die Sozial- und Mentalitätsgeschichte der Juden in Deutschland, in: Peter Freimark/Alice Jankowski/Ina Lorenz (Hg.), *Juden in Deutschland. Emanzipation, Integration, Verfolgung, Vernichtung*, Hamburg: Christians, S. 344-375.
- Mettele, Gisela (1996): Der private Raum als öffentlicher Ort. Geselligkeit im bürgerlichen Haus, in: Dieter Hein/Andreas Schultz (Hg.), *Bürgerkultur im 19. Jahrhundert. Bildung, Kunst und Lebenswelt*, München: Beck, S. 155-170.

- Raab, Heike (2007): Intersektionalität in den Disability Studies. Zur Interdependenz von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht, in: Anne Waldschmidt/Werner Schneider (Hg.), *Disability Studies. Kulturosoziologie und Soziologie der Behinderung. Erkundungen in einem neuen Forschungsfeld*, Bielefeld: transcript, S. 127-148.
- Radkau, Joachim (1998): *Das Zeitalter der Nervosität. Deutschland zwischen Bismarck und Hitler*, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Schroer, Markus (2012): *Räume, Orte, Grenzen. Auf dem Weg zu einer Soziologie des Raums*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Waldschmidt, Anne (2010): Warum und wozu brauchen die Disability Studies die Disability History? in: Dies./Elisabeth Bösl/Anne Klein (Hg.), *Disability History. Konstruktionen von Behinderung in der Geschichte. Eine Einführung*, Bielefeld: transcript, S. 13-27.
- Werner, Joachim (1908): *Die Heiratsannonce. Studien und Briefe*, Berlin: Aronhold.
- West, Candace/Don H. Zimmerman (1991): *Doing gender*, in: Judith Lorber/Susan A. Farrell (Hg.), *The social construction of gender*, Newbury Park: Sage Publications, S. 13-37.
- Zwahr, Hartmut (1978): *Konstituierung des Proletariats als Klasse. Strukturuntersuchungen über das Leipziger Proletariat während der Industriellen Revolution*, Berlin: Akademie-Verlag.

„Things are not what they seem“¹: Female Impersonation in New York um 1900

Björn Klein

Im Januar 1892 wurde der Besitzer des *Wickedest Place in New York* festgenommen.² Die Bar *The Slide* war ein Treffpunkt und Auftrittsort von *Female Impersonators*. Die Praktik der *Female Impersonation* ist verwandt mit dem heute bekannteren Begriff *Cross-Dressing*. Beiden Praktiken, *Female Impersonation* sowie *Cross-Dressing* liegt die Instanzierung und Supervision eines rigiden binären Geschlechtersystems zugrunde (Gilbert 2013: 65). Die *Female Impersonation* hingegen folgte innerhalb dieses Systems allerdings nur einer Richtung: der von Mann zu Frau. Es ist unbekannt, ob in der Bar auch *Male Impersonation* stattgefunden hat. Bekannt ist lediglich, dass der Inhaber und Betreiber der Bar Thomas Stevenson vor dem Court of General Sessions der Stadt New York angeklagt wurde, ein so genanntes *House of*

-
- 1 Eine Seitenüberschrift Werthers aus *The Female Impersonators*. Er bezieht sich hier auf das Doppelleben, das er als *Female Impersonator* in New York führen musste, um nicht Gefahr zu laufen seine Reputation und seine Arbeitsverhältnisse zu gefährden. Ralph Werther, *The Female Impersonators*, New York 1922, S. 119.
 - 2 „New Yorks Wickedness is Now on the Wane. Successful Crusade Against the City's Infamous Dives“, *Philadelphia Inquirer*, 9.1.1892, S. 4. Hier wird New York als „wickedest city in America“ beschrieben. *The Slide* sei nur eine der „infamous dives with which the metropolis has been infested.“

Ill-Fame zu betreiben.³ Der Auslöser für die Anklage wiederum war ein Artikel eines unbekanntes Autors des *New York Herald*. Dieser hatte Anfang 1892 den *District Attorney* aufgefordert, diesen „proverbial descent to hell“, an dem *Fairies* verkehrten, zu schließen.⁴ Stevenson musste nach der Gerichtsverhandlung seine Bar tatsächlich schließen, außerdem eine Geldstrafe von 500 Dollar entrichten und ins Gefängnis (Katz 2004: 179).

Während *Female Impersonation* von Zeitgenossinnen im Zusammenhang mit der Welt des Theaters verstanden werden konnte, wurden *Fairies* als effeminierte Männer gedeutet. *Fairies* standen zusätzlich unter dem Verdacht, andere Männer zu lieben und mit diesen Sex zu haben. Die Begrifflichkeiten sind aber nicht eindeutig voneinander zu trennen. Auch *Female Impersonators* wurden oftmals verdächtig, das vorherrschende binäre Geschlechtersystem zu übertreten. Es ist unklar ob Ralph Werther, der sich später selbstbewusst als *Fairie*⁵, *Female Impersonator* und *Androgyne* bezeichnete und auch die Pseudonyme Jennie June und Pussie benutzte, Gast oder Performer der Bar *The Slide* war.⁶ Eindeutig belegt ist allerdings, dass der praktizierende Methodist Werther in den frühen 1890er Jahren nach New

3 Municipal Archives New York City, New York County Court of General Sessions Grand Jury Indictments, 1879-1893, Box 466, Folder 4274, Stevenson, Thomas, 01/26/92.

4 O.V., Here, Mr. Nicoll, Is a Place To Prosecute, *New York Herald*, 5.1.1892.

5 Werther benutzte durchgehend den Begriff *Fairie* anstatt *Fairy*, womöglich um seine Konzeption dieses Begriffes von an anderen Orten, wie den Tageszeitungen, lancierten Bezeichnungen, abzugrenzen.

6 Im weiteren Verlauf werde ich durchgehend das Pseudonym Werther benutzen. Da er als auktoriale Form die Pseudonyme Ralph Werther und Earl Lind benutzte, werde ich dementsprechend im weiteren Verlauf das männliche Personalpronomen benutzen. Seine *Female Impersonators* Namen waren unter anderem Jennie June und Pussie (sic). Sein Geburtsname ist bislang unbekannt. Der Historiker Jonathan Ned Katz forscht seit den 1970er Jahren zu Werther und hat eine Forscher_innengruppe gegründet um seinen Geburtsnamen herauszufinden. <http://outhistory.org/exhibits/show/katz-writing-work/wertherresearch> [letzter Aufruf: 27. Juli 2017]

York City zog und unter großen Leidensdruck stand, da er sich als effeminiertes Mann wahrnahm.⁷ Dass er von diesem geschlechtlich und sexuell non-konformen Ort nichts mitbekommen haben könnte, ist sehr unwahrscheinlich, hatte er doch in mehreren Büchern und Artikeln in autoethnographischer Weise unzählige dieser temporären und flüchtigen Orte um 1900 in New York City beschrieben. Seine Texte sind der Dreh- und Angelpunkt dieses Aufsatzes. Die hierin zu findenden sexualwissenschaftlichen Theorien sind eng verbunden mit ganz ähnlichen Orten wie der Bar *The Slide*, an dem als effeminiert geltende Körperpraktiken von Männern gelebt wurden. [EXPOSURE]

Werther ist der bislang einzige bekannt gewordene selbstbezeichnete *Androgyne* und *Female Impersonator* um die vorletzte Jahrhundertwende in New York City. Er beschrieb das eigene Leben und das vieler befreundeter *Androgynes*, *Fairies* und *Female Impersonator* um 1900 in der Form autoethnographischer Texte, die von 1918 bis 1922 im *New York Medico-Legal Journal* veröffentlicht wurden. Diese Texte bieten sich für eine kritische Annäherung an die Materialität historisch kontingenter Körper in New York und deren Bewegungen im Stadtraum an, da, so die These der Körper nie „nur passive Einschreibefläche oder [...] stabiles Resultat der Praktiken [ist], die ihn zu regulieren versuchen. Er ist aufgrund seiner ihm eigenen Potenzialität immer mehr, immer anders als jene eindeutig lesbare Einheit, die die Praktiken der Disziplinierung und Regulierung zu konstituieren suchten“ (König et al. 2012: 12). Daher stehen im Zentrum dieses Aufsatzes die Veränderungen der Verkörperungen, die Körper und die Orte der *Female Impersonation* in einer Stadt – New York – von 1892 bis 1922. Für diese Analyse ist meine Annäherung in vier Schritte unterteilt.

Nach einer ersten kurzen historischen Einordnung werde ich im zweiten Schritt die rechtsmedizinwissenschaftlichen Diskurse um *Female Impersonation* in den Blick nehmen. Wie wurden in diesem Zeitraum überhaupt Identitätswürfe für Personen möglich, für die es keine normativen, dem Recht entsprechenden Subjektpositionen gab, an denen sie sich orientieren konnten? Dieser Punkt wird diese Frage durch eine intersektionale Perspektive anhand unterschiedlicher Differenzkategorien wie Geschlecht, Alter, Klasse und *Race* untersuchen. Um die gelebte Erfahrung von Körpern, das

7 Ralph Werther, *The Female Impersonators*, New York 1922. Siehe unter anderen die Seiten 115, 128, 132, 139, 141f., 149, 162, 167.

heißt die Erfahrung von Affirmation und Entfremdung, die Macht und Machtlosigkeit von Körpern historisch zu analysieren, werde ich im dritten Schritt Werthers spezifische *Female Impersonation* mit seinen Körperpraktiken, dem Schreiben, *Cross-Dressing* und eine weitere von ihm vorgenommene Körpermodifikation untersuchen. Hierzu möchte ich in Erweiterung der intersektionalen Perspektive eine transektionale Vorgehensweise vorschlagen. [TRANSEKTIONALITÄT] Im vierten und abschließenden Schritt werde ich diese Verflechtung zwischen Identitäten und Körpern auf den Raum fluchten. Diese Körper der *Female Impersonation* bewegten sich nicht in einem luftleeren Raum, sondern fanden einen Resonanzraum, das heißt sie korrespondierten nicht nur mit dem Raum, sondern erschufen ihn gleichzeitig. In diesem Punkt wird daher das reziproke Verhältnis zwischen Körper und den konkreten Orten der *Female Impersonation* in der Stadt New York analysiert.

SUFFRAGETTEN, REFORMER, FEMALE IMPERSONATORS – EINE HISTORISCHE EINORDNUNG

Die Veränderungen in den USA waren im 19. Jahrhundert gravierend. Die USA entwickelten sich von einer ländlich und agrar-basierten hin zu einer ethnisch diversen, urban und industriell geprägten Gesellschaft. Erfindungen im Bereich der Kommunikation und des Transports im späten 19. Jahrhundert markierten zusätzlich den Beginn einer rapiden und allumfassenden Reorganisation des Kapitals und der Arbeit. Die Einwohnerzahl New Yorks stieg durch Inkorporierung anderer Städte wie Brooklyn und durch Immigration von 2.507.414 um 1890 auf 5.620.048 Menschen im Jahr 1920 (Es-kridge 2008: 41). Diese Konzentration des Wandels in vergleichsweise kurzer Zeit in New York korrelierte mit emanzipativen gesellschaftlichen Veränderungen. Die *National Woman Suffrage Association*, aus der 1890 die *National American Woman Suffrage Association* hervorging, forderte das Wahlrecht für Frauen. Die ehemalige Sklavin Harriet Tubman gründete 1896 mit Mitstreiterinnen die *National Association of Colored Women*. Die *Women's Trade Union League of New York* gründete sich 1903. Die *New Woman* wurde Ende des 19. Jahrhunderts zu einem wichtigen Teil der New Yorker Gesellschaft und des intellektuellen Lebens (Rowbotham 2010: 24).

Viele afroamerikanische Immigrant_innen ließen sich in Harlem nieder, das so zu einem Zentrum afroamerikanischer Kultur wurde, aus dem heraus später die Harlem Renaissance der 20er und 30er Jahre entstand. In New York wurde 1910 das erste nationale Büro der *National Association for the Advancement of Colored People* eröffnet. All diese Gruppen, Institutionen und Zusammenschlüsse entstanden in der Stadt New York City, bzw. dem Staat New York. Kurz, New York war – neben Chicago – *das* urbane Epizentrum sozialer, politischer und ökonomischer Veränderungen um 1900 in den Vereinigten Staaten von Amerika. In geschlechter- und raumtheoretischer Hinsicht müssen insbesondere die politischen und kulturellen Veränderungen durch die Suffragetten-Bewegung in Bezug auf die hier untersuchte *Female Impersonation* thematisiert werden. Der *Female Impersonator* Werther war nicht an Frauenrechten interessiert. Eine Historikerin bezeichnete ihn sogar explizit als Anti-Feministen (Meyerowitz 2011: 100). Die Vermutung liegt also nahe, dass nicht nur der Stadtraum New York City, sondern der sich verändernde politische und kulturelle Raum einen aktiven Einfluss auf die Körperpraktiken der *Female Impersonators* hatte.

Die rasanten kulturellen und politischen Veränderungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert, die unter anderem als „sudden, explosive, and deeply disorienting“ (Miller 2004) bezeichnet wurden, brachte auch neue Sozialisierbarkeit und Möglichkeiten mit sich, die wiederum ein sexuell freizügigeres Verhalten in der Stadt erschufen. So wurden zum Beispiel, wenn wir Werther Glauben schenken, selbstbewusst auftretende effeminierte Männer auch im Stadtbild sichtbarer. Einige von ihnen waren *Female Impersonators*. Ihre Treffpunkte waren einschlägige *dive-bars*, *clubs*, *music halls*, die Straßen der so genannten *underworld* und *overworld* und, wie wir in den Quellen von Werther sehen werden, ein Hinterzimmer in der *Columbia Hall*, einem Bordell, in dem sich eine kleine Gruppe namens *Cercle Hermaphroditos* traf. Dieses Bordell, welches abschätzig in der Öffentlichkeit als *Paresis Hall*⁸ bezeichnet wurde (Ditmore 2006: 343), entwickelte sich auch zum Gegenstand eines stadtpolitischen Ränkespiels zwischen Demokraten und Republikanern. Letztere warfen den New Yorker Demokraten die Förderung von

8 *Paresis* wurde im Alltagsgebrauch in New York um 1900 oft als Synonym für *insanity* benutzt. Dieser alltagssprachliche Gebrauch war verbunden mit der medizinischen Diagnose der *general paresis*, eine Gehirnhautentzündung ausgelöst durch fortgeschrittene Syphilis oder andere Geschlechtskrankheiten.

Korruption innerhalb der Polizei vor. Das unter dem Namen des Vorsitzenden Robert Mazet bekannt gewordene und eingesetzte *Mazet Committee* produzierte einen über 5000 Seiten starken Bericht, der den Stadtraum New York City kartographierte. Darin war unter anderem auch die *Columbia Hall* Gegenstand der Gerichtsverhandlung (Heap 2009: 48). Solche Berichte lesen sich heute wie Beschreibungen in einem Touristenführer für die Rotlichtdistrikte der Stadt New York. Zeitgenössisch gerieten durch diese Komitees freilich die als unzüchtig wahrgenommenen Orte und die dort stattfindenden Körperpraktiken in den Blick. Die eingesetzten Komitees waren also Nexus unzähliger Disziplinierungs- und Regulierungsmaßnahmen, gegen als sittenwidrige verstandene Orte und Körperpraktiken. Als ergänzende Quelle sind diese Berichte wertvoll, dennoch sind sie rechtswissenschaftlich geprägt und institutionell verankert. Sie folgen eigenen Sinn- und Bedeutungszusammenhängen. In diesem Aufsatz werden hingegen die von Werther (un-)veröffentlichten Texte, welche New York um 1900 aus der Sicht eines selbstbezeichneten Androgynen und *Female Impersonator* beschreibt, im Zentrum der Analyse stehen.

„AN ENDLESS STREAM OF MASCULINITY“ – WERTHER'S MALE SEX-SCALE

„Throughout the ages that mankind have trod the earth, a broad and endless stream of masculinity has coursed along until swallowed in the ocean of eternity. In all streams – whether of water, lava, or manhood – the particles at the center flow most rapidly and the speed gradually decreases toward the banks. At occasional points along the latter, the particles are stationary, or there is even an eddy.“ (Werther 1922: 7)

Mit dieser lyrischen Allegorie leitete Werther seine Theorie eines dritten Geschlechts ein. Die Veröffentlichungen zeigten „many now-classic modernist tropes – self-alienation, social alienation, cosmopolitan contact, unreliable narration, and fractured narrative“ (Herring 2008: X). So formulierte es Scott Herring in der Einleitung zur Wiederveröffentlichung von Werthers ursprünglich 1918 veröffentlichter *Autobiography of an Androgyne*. Der Herausgeber meint zwar, Werther bliebe für ein heutiges Lesepublikum ein Rätsel (Herring 2008: XV), was wir aber sehr wohl sehen können, ist, wie Werther seinen und andere Körper beobachtete, ausbildete und gestaltete.

Die gebrochene Art des Schreibens korrespondierte mit der gebrochenen Art des Seins. In diesen Brüchen produzierte er sogleich eine eigenständige Ordnung seines Körpers und seiner Identität(en). In der Ausdifferenzierung seines Körpers und seiner Identitäten innerhalb dieses historischen „endless stream of masculinity“ wollte er nicht mitschwimmen. Er beschrieb sich als unbeweglich (*stationary*) oder als männliches Partikel im Strudel, das nicht vorankommt. Dies ist zugleich ein Hinweis auf eine Geschichte der Männlichkeiten im Plural (Martschukat/Stieglitz 2008: 37) und eine Krise der Kategorien (Garber 1992: 10), insofern sich einerseits die heteronormative Vorstellung von Männlichkeit nicht mit den gelebten Männlichkeiten deckte und andererseits die Ordnungsraster unzulänglich waren und individuelle Lebensrealitäten nicht abzubilden vermochten. Um diese konstatierte Nicht-Bewegung und Verweigerung einzuhegen, machte er in seinen Texten eine Vorstellung von Geschlechtlichkeit und Rassifizierung stark, die viktorianische Tugenden und Verhaltensweisen, wie Reinheit, Frömmigkeit und fortwährende Adoleszenz hervorhob (Shaheen 2013: 925).

Dies geschah einerseits durch die Aneignung und Umarbeitung sexualwissenschaftlicher Studien, durch die er einen theoretischen Unterbau für sein effeminiertes Körperempfinden (er-)fand. Diese Studien waren verwoben mit unzähligen anderen damit einhergehenden Körperpraktiken des Umher-schweifens, Schreibens und Verkleidens.

In Werthers zweiter Monographie *The Female Impersonators*, die 1922 im *New York Medico-Legal Journal* veröffentlicht wurde, blickt er unter anderem auf seine Karriere als *Female Impersonator* in New York in den 1890er Jahren zurück. Diesen Beschreibungen ging eine von ihm konzipierte sexualwissenschaftliche Theorie voraus. Anhand einer *Male Sex-Scale* differenzierte er seine Theorie eines dritten Geschlechts aus.⁹ Den Platz des Androgynen in der *Male Sex-Scale* beschrieb Werther im ersten Kapitel ausführlich. In dieser Logik war er ein Androgyner, was seine *Female-Impersonator*-Sehnsucht als Konsequenz erklären konnte. Auf dieser sogenannten männlichen Geschlechter-Skala befanden sich sieben Kategorien. Auf der Skala wird die Kategorie des Androgynen nochmals unterschieden zwischen *mildly androgynous* und *ultra androgynous*. Die weiteren Kategorien waren:

9 Es gab auch ein viertes Geschlecht, das der Gynander. Es war das weibliche Äquivalent zur *male sex-scale*. Diese wurde von Werther allerdings aufgrund „fehlender Erfahrung“ nicht weiter ausgearbeitet (Werther 1922: 98).

1. *The Tremendously Virile*, 2. *The Ultra-Virile*, 3. *The Mildly Virile*, 4. *The Cold Anaphrodites*, 5. *Androgynes*, 6. *Pseudo-Hermaphrodites* sowie 7. *Full Human Hermaphrodites* (Werther 1922: 1-24). Androgyne, wie auch Gynander, waren Werther zufolge immer zu einem bestimmten Grad zum Teil Mann und zum Teil Frau. Zu dieser von Richard von Krafft-Ebing abgeleiteten Definition wurden die Eigenschaften und das Aussehen des Körpers herangezogen (Krafft-Ebing 1894: 204). Demnach seien *mildly androgynous* Personen nicht auffällig feminin, sie seien in der Lage Frauen zu heiraten und Kinder zu zeugen. Nur ein paar (nicht näher spezifizierter) psychische Merkmale manifestierten sich in dieser Unterkategorie des dritten Geschlechts, so Werther. Die *Ultra-Androgynes* wurden ausführlicher beschrieben, da dies die Kategorie war, zu der Werther sich zugehörig fühlte. Der Körperbau von *Ultra-Androgynes* sei, „noticeably feminesque, and the psyche predominantly feminine“ (Werther 1922: 19). Dies ist auf mehreren Ebenen wichtig. Es war eine Abkehr, beziehungsweise eine Spezifizierung des von Karl-Heinz Ulrichs in den 1860er Jahren geprägten Inversionsmodells, das von der Vorstellung ausging, dass es Frauenseelen in Männerkörpern gebe (Chauncey 1982: 133). Zugleich war es der Versuch der Kategorisierung einer bislang noch nicht vorhandenen Subjektposition (Reckwitz 2008: 26).¹⁰ Die Selbstbezeichnung *Ultra-Androgyne* war somit temporäre Identitätsaneignung Werthers und das wissenschaftliche Äquivalent zu dem alltagssprachlich gebrauchten Begriff *Fairies*. Beide Begriffe wurden von Werther benutzt. Dies kann einerseits als sexualwissenschaftlicher Einsatz eines politischen Aktivisten für die Anerkennung einer gesellschaftlich marginalisierten Identität verstanden werden, andererseits drückte sich hier aber darüber hinaus auch eine Sehnsucht aus. Es war der Wunsch nach einer an-

10 Reckwitz rekurriert hier auf die Subjektposition nach Foucault. Diese werden durch die Diskurse innerhalb einer historischen Gesamtheit von Ereignissen bestimmt und so klassifiziert und diskursiv hervorgebracht. Das dritte Geschlecht war somit Werthers Wunsch nach dieser (nicht-vorhandenen) Subjektposition, indem es wiederum auf einer Skala mehrere Identitäten gab. Idealisierte und diskursiv abgesicherte Subjektpositionen um 1900 in New York City waren demnach Mann/Frau.

deren Gesellschaft, sowie nach der Möglichkeit, mit der eigenen Körpererfahrung temporäre Identitäten zu bilden, die weder marginalisiert werden, noch sich ständigen Gefährdungen des Lebens aussetzen müssen.¹¹

Werthers Ziel war es, seinen Körper sichtbar werden zu lassen und gleichzeitig unsichtbar zu bleiben. Dies erscheint paradox. Es ist für minoritäre Subjekte aber ein durch die Geschichte hindurch immer wieder zu beobachtendes Phänomen (Bhabha 2003: 56). Dies wird unter anderem dadurch deutlich, dass er hoffte, seine schon am Ende der 1890er Jahre fertiggestellten Memoiren einer breiten Öffentlichkeit präsentieren zu können. Allerdings fand er erst nach jahrzehntelanger Suche schließlich im Verlag des *Medico-Legal Journals* einen Veröffentlichungsort. Seine Leser_innenschaft begrenzte sich dadurch auf einen Expert_innenkreis von „physicians, lawyers, psychologists, and sociologists“ (Werther 1922: 4). Die Rechtsmedizin professionalisierte sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Die 1866 gegründete *Medico-Legal Society* in New York war so zum Beispiel bei der Internationalisierung und einer inneramerikanischen Vernetzung von Mediziner_innen und Rechtsanwält_innen federführend. Die *Society* war der Dachverband und Herausgeber des *Medico-Legal Journal*. Werther konnte Teil dieses Netzwerk werden, da er akademisch ausgebildet war.

Dies befähigte ihn, als ehemaligen *Female Impersonator*, an der Ausformulierung seiner eigenen Identität innerhalb eines rechtsmedizinischen Diskurses teilzuhaben. Seine Identität und sein Körper wurden allerdings von gleicher Stelle als (homosexuelle) Störung klassifiziert. Es gab Sexualwissenschaftler, wie die in den USA stark rezipierten Sexualwissenschaftler Havelock Ellis und John Addington Symonds, die versuchten durch ihre Fallstudien und basierend auf den Lebenserfahrungen von Freunden und Bekannten das durch Krafft-Ebing popularisierte Verständnis einer homosexuellen Störung als angeboren stark zu machen (Ellis and Symonds 1897). Auch hier stellt sich die Frage nach Sichtbarkeit und Unsichtbarkeit von Körpern. Wer von welchem Ort aus sprach, war somit von enormer Relevanz, formte dies doch spezifische Räumlichkeiten, durch die wiederum Körperpraktiken beeinflusst wurden.

Alfred W. Herzog, der Herausgeber des *Medico-Legal Journals* und der Bücher Werthers, folgte einer ähnlichen medizinischen Logik in Bezug auf

11 Siehe die zahlreichen Hinweise zur Gewalt gegen Androgyne (Werther 1922: 115, 128, 132, 139, 141f., 149, 162, 167).

Homosexualität wie Ellis und Symonds. Androgyne wurden von ihm definiert als „class of homosexualists in whom homosexuality is not an acquired vice but in whom it is congenital“ (Herzog 1918: 8). Der Androgyne, vermessen und klassifiziert als geborener *Homosexualist* sollte der Ansicht Herzogs nach als „human being, born with the body of a male, with perhaps some female characteristics, but with the soul of a female“ (Herzog 1918: 8) verstanden und hierdurch möglichst entkriminalisiert werden. Eine medizinwissenschaftliche Behandlung einer angeborenen Neigung, so die Logik, wäre nicht möglich. Hierzu ist es wichtig, sich zu vergegenwärtigen, dass es in den USA des 19. Jahrhunderts Gesetze gab, welche *Female Impersonation*, also das Tragen von Kleidern des gemäß einer binären Geschlechterlogik gegenüberliegenden Geschlechts, kriminalisierte. Auch hier ging es wieder um (Un-)Sichtbarkeiten von Körpern. Und zwar um das (Un-)Sichtbarwerden durch nicht zielgerichtetes Umherschweifen.

Formen der Geschlechtersegregation waren im 19. Jahrhundert oftmals mit Gesetzen gegen Land- und Stadtstreicherei verknüpft.¹² Einflussreiche US-amerikanische Ärzte wie Theodore Kellog und Frank Lydston hingegen unterstützten, wenn nicht explizit diese Gesetzgebungen, so doch eine binäre Geschlechterlogik in Bezug auf das Tragen von Kleidung. Auch sie griffen von Krafft-Ebings sexualwissenschaftliche Theorien auf, bezogen sich explizit auf alle Abweichungen von binären Geschlechterrollen und pathologisierten diese als physische und mentale Degeneration (Eskridge 2008: 56-59). [MATERIALITÄT]

Vor diesem Hintergrund sind die Texte Werthers nach wie vor einzigartig. Er beschrieb in *The Female Impersonators* in einem eklektischen Mix aus sexualwissenschaftlichen Theorieversatzstücken, was es bedeutete, ohne rechtliche, stabile und kohärente Geschlechtsidentität aufzuwachsen. Die normative Kategorie des Weißseins erfüllte er hingegen (Eggers 2005). Dies bedeutet wiederum nicht, dass das Weißsein eine kohärente, stabile Identität bildete. Dennoch war die implizite Betonung der Hautfarbe für Werthers Ar-

12 „Of Proceedings Respecting Vagrants § 973. The following persons are vagrants: A person, who, having his face painted, discolored, covered or concealed, or being otherwise disguised, in a manner calculated to prevent his being identified, appears in a road or public highway, or in a field, lot, wood or enclosure“, kodifiziert für New York State 1845 (nach Weber 1998: 438).

gumentation wichtig. Mehrere Fotos setzten seine Hautfarbe durch das Imitieren von antiken griechischen Statuen ins Zentrum (Werther 1918b: 433ff.). Diese Fotos waren verknüpft mit Aussagen zu seiner Herkunft: „Both my paternal and maternal stock have been prolific“, hieß es so in einer Selbstbeschreibung in *Autobiography* (Werther 1918a: 35). In einem Leserbrief Werthers nur ein Jahr später, sah er sich genötigt, sich gegen Dr. James Weir zu verteidigen, der eine Gefahr für die Nation durch eine voranschreitende Feminisierung heraufbeschwor. Effeminierte Männer seien Folge von „luxury and debauchery“ und „[n]ations time and again, have felt the dire effects of effemination and have sunk beneath them.“¹³ Werthers Antwort hierauf war, dass die „fairies [...] of New York City [...] almost entirely of German blood“ seien und es schließlich „no one stock more inclined than another to fulfil that function in the social body“ gäbe (Werther 1919a: 314). Nur durch solche Verweise und Absicherungen hatte er die Möglichkeit instabile, fluide Identitäten zu verkörpern und zwischen der *Underworld* und *Overworld* hin- und herzuchangieren.

Eine weitere Identitätskategorie, die er sich qua Bildung, Herkunft und Hautfarbe aneignen konnte, war eine generationale. Er sah sich als *Fairie Boy*, so auch der gleichnamige Titel der ersten Veröffentlichung Werthers von 1918 im *American Journal of Urology and Sexology*. Hier beschrieb er sich retrospektiv als einen Jungen, der sich schon seit seinem sechsten Lebensjahr Jennie nannte und kein Mann werden wollte (Werther 1918b: 433-437). So wurde den vornehmlich wissenschaftlichen Leser_innen ein eindringliches Bild der Lebensrealitäten der *Female Impersonators* in New York City jenseits vorhandener geschlechtlicher Wissensformen nahegebracht. Ob diese autobiographischen Abrisse „die Wahrheit“ widerspiegeln, war abschließend nicht zu klären, da es keine weiteren Belege zur Kindheit Werthers gibt. Allerdings ist es unstrittig, dass Werther durch diesen ersten autobiographischen Abriss in einer Fachzeitschrift, (weißen) *Female Impersonators*, *Fairies* und *Androgynes* eine Vergangenheit innerhalb eines medi-

13 Der Herausgeber von *The American Journal of Urology and Sexology* William J. Robinson hatte in der Ausgabe vom April 1919 (Vol. XV, No.4) *Virginité and Effemination* von Dr. James Weir, Jr. rezensiert und ihn so paraphrasiert. Werther antwortete Dr. Robinson um diese Einwürfe, mit seiner Erfahrung als passive invert richtigzustellen (Werther 1919b: 313).

zin- und rechtswissenschaftlichen Diskurses verschaffte, die nicht nur pathologisierend war. Darüber hinaus war die so konzipierte Vergangenheit wiederum auch reziprok verbunden mit als weiblich konnotierten Körperpraktiken, die er zum Teil in der dritten Person wiedergab: „Another personality seemed to have taken possession of him. He felt that he had temporarily relinquished his mind and body to the dictates of another spirit that animating the cry-baby species of mademoiselle. It was a spirit not alien to him. It was a spirit which had dwelt in his brain from infancy“ (Werther 1919b: 244). Hier wurde also ein Begehren deutlich, das einerseits das Werden und die Fluidität von Identitäten betonte, andererseits wurden hier aber auch Fragen nach der Fragilität und Historizität von geschlechtlichen und rassifizierten Identitätsentwürfen um 1900 virulent.

In *The Female Impersonators*, aber auch in Werthers anderen Veröffentlichungen wie zum Beispiel *The Fairie Boy* wurden demnach Identitäten extrapoliert, die als Ausdruck von *transgender yearnings* verstanden werden können (Snorton 2012: 108). Nach C. Riley Snorton sind *transgender yearnings* Sehnsüchte nach einer Angleichung an ein anderes Geschlecht, ein *cross-gender* Wunsch (Snorton 2012: 108). Werthers Wunsch nach einer Angleichung an ein anderes Geschlecht war mit Sicherheit vorhanden. Dieser drückte sich zum Beispiel in einer Kastration aus, die er 1902 vollzog und wodurch er, so mutmaßte es sein Herausgeber Herzog, sich unter anderem erhoffte, seine männlichen Merkmale zu verlieren (Herzog 1918: 14). Dennoch war es ein Wunsch, der in sich, trotz aller Differenzierung innerhalb einer männlichen Skala, doch einer binären Logik verhaftet blieb. Eine Frau zu sein bedeutete für Werther in erster Linie ein devotes Auftreten. Die Vorstellung, wie eine Frau zu sein hatte, wie diese sich zu verhalten und zu bewegen hatte, beschrieb er als *fairie apprenticeship* (Werther 1918a: 70). Das Aneignen des kulturell Anderen war ein Teil dieser Ausbildung. So zog Werther einmal die Woche als *Female Impersonator* durch die Straßen der Immigrant_innenviertel New Yorks und sang dabei zum Beispiel mit seinen Freund_innen *plantation songs*¹⁴ (Werther 1918a: 71). Dann wiederum zitierte er griechische Poesie und frühe moderne englische Dramen in seinen Büchern und arbeitete – vermutlich als freier Angestellter – unter der Woche als Rechtsanwaltsgehilfe für das *Medico-Legal Journal*. Häufig benutzte er auch religiöse Referenzen. So schrieb er, dass es göttliche Vorhersehung sei,

14 Lieder die von afro-amerikanischen Sklaven auf Plantagen gesungen wurden.

dass er zu jeweils einem Drittel als Mann, Frau und Kind geboren wurde (Werther 1922: 88).

Es scheint schwer vorstellbar, dass diese spezifische *fairie apprenticeship* von vielen anderen *Female Impersonators* so wahrgenommen werden konnte. Die geschlechtliche Komponente war in seinen Selbstbeschreibungen immer vordergründig, sie übertünchte andere identitäre Verortungen zu meist. Es war zugleich eine diskursiv erzeugte Schlüsselkategorie, die struktur- und identitätsbildend war (Martschukat/Stieglitz 2008: 60). Die jeweiligen und unterschiedlichen geschlechtlichen Identitätskonstruktionen, die Werther als Konsequenz ersann, versuchte er mit den Körperpraktiken, Schreiben, *Female Impersonation* und Körpermodifikation lebendig werden zu lassen. Aber genauso waren es ethnische, klassistische, religiöse, sexuelle und historische Modalitäten, durch die Werther nicht *eine* Identität erschuf, sondern unzählige, die sich durch verschiedene Räumlichkeiten bewegen konnten, wie es wiederum vermutlich vielen anderen *Female Impersonators* nicht möglich war. So bleibt zu konstatieren, dass er hier neben seinem *cross-gender* Wunsch, auch ein *cross-class*-, ein *cross-race*-, *cross-age*-, *cross-religion*-Wunsch äußerte. Diese Wünsche – und das scheint wichtig – wurden geäußert von einem anti-feministischen *Female Impersonator*, der durch migrantisch geprägte Viertel New Yorks zog und dabei Lieder sang, die ursprünglich von schwarzen Sklaven auf Plantagen gesungen wurden. Es waren die Wünsche eines weißen, religiösen, gebildeten, geschlechtlich und sexuell non-normativen Mannes. Ohne Zweifel ist das wichtig für die Einordnung von Werthers *Female Impersonation* auch in Bezug auf seine raumgreifenden Körperpraktiken.

Ferner gilt zu beachten, dass dieses *crossing* keine lineare Richtung anzeigte. Es war keine einseitige Veränderung von Mann zu Frau, sondern vielmehr der Versuch des Frau-Werdens, „also der Akt oder die Praxis der Verkörperung weiblicher Instabilität und Vielheit, der Widerstand gegen den als männlich definierten Status des Festen und Repräsentativen“ (Finzsch 2010: 11). Die Sehnsüchte Werthers, wie er sie in seinen Büchern beschrieb, waren sich überlagernde Sehnsüchte. Es waren demnach auch konkrete Forderungen gegen die „present social organization of society“ (Herring 2008: XV), die mit diesen Sehnsüchten einhergingen. Personen mit nicht eindeutigen Geschlechtervorstellungen wurde „evolutionary reversion“ vorgeworfen (Lydston 1904: 37). Androgyne würden durch ihre Existenz „the inhibitions

of civilization“ abschaffen und in „subhuman, animalistic desires“ zurückfallen (ebd.). Solche Degenerationstheorien waren als Konsequenz eine pseudo-wissenschaftliche Grundlage für die US-amerikanische Angst vor einer „Rassenvermischung“ und einem so genannten *race suicide*, also der Angst, dass die eigene *race* aussterben würde (Lydston 1904: 393-399). Auseinandersetzungen, die in einem Atemzug die Steigerung der Fertilitätsrate der Einheimischen und die Begrenzung der Anzahl der Immigrant_innen forderten, waren an der Tagesordnung in den USA (Roediger/Barett 1997: 10). Im von Werther beschworenen *androgynous character* kulminierten also auch rassistische und sexistische und damit strukturgebende Machtdimensionen. Mit den Überlegungen Kimberlé Crenshaws zur Intersektionalität kann Werther so einerseits als Unfallopfer in der Mitte einer Kreuzung verstanden werden (Crenshaw 1991: 1278).¹⁵ Andererseits, zieht man die bislang diskutierten Körperpraktiken Werthers heran, scheint es eindeutig, dass seine parallel zur *Female Impersonation* stattgefundenen Selbstidentifizierung als weißer, angelsächsischer Mann eine Kategorie war, die er unbedingt zu betonen hatte. Er war nicht in der Situation von schwarzen Frauen und ihren Diskriminierungserfahrungen, wie Crenshaw sie beschrieb. Gleichwohl passt seine Geschichte meines Erachtens zu dieser Kreuzungsmetapher. Werthers Weg durch New York war ein Weg von Kreuzung zu Kreuzung. So wie laut Crenshaw schwarze Frauen gezwungen waren, sich entweder mit weißen Frauen oder schwarzen Männer gleichzumachen, um in Diskriminierungssituationen Schutz vor dem Gesetz einfordern zu können, musste sich auch der *Female Impersonator* Werther gleichmachen. Er tat dies, indem er einerseits beständig offen und zwischen den Zeilen seine europäisch-amerikanische Herkunft betonte und andererseits in einer Form kultureller Aneignung *plantation songs* sang; versuchte „to cancel his sex“, auf effeminierte

15 Crenshaw beschrieb die Situation von schwarzen Frauen als vergleichbar mit der Verortung in der Mitte einer Kreuzung von Diskriminierungen aufgrund von Hautfarbe und Geschlecht. Diese Metapher sollte die Position schwarzer Frauen widerspiegeln. Auf der Kreuzung treffe sich der Verkehr auf den Straßen Rassismus und Sexismus und die Gefahr eines Unfalls sei nicht nur größer, sondern man wisse auch nicht aus welcher Richtung das Unfall verursachende Auto gekommen sei und ob Sexismus oder Rassismus für die Verletzung verantwortlich sei (Mackert 2016: 51).

„squaw-men among the American Indian“ verwies und sich eine Vergangenheit ersann, die in einem rechtsmedizinischen Verlag das Gehör der Expert_innen zu finden vermochte. Er unterstrich also seine Herkunft, um diese dessen ungeachtet als *Female Impersonator* zurückzuweisen. Dies verweist auf die Instabilität und Fragilität von überindividuellen Kategorien im Allgemeinen und auf Vermachtung im Speziellen. Einer der wichtigsten Aspekte in dieser Form der *Female Impersonation* ist, wie mir scheint, demnach die Problematisierung der Kategorie an sich (Garber 1992: 10). [TRANSEKTIONALITÄT] Mit dieser so erweiterten Kreuzungsmetapher, die ich transsektional nennen möchte, will ich mich im nächsten Punkt den Körperpraktiken, den Handlungen der Körper der *Female Impersonator* nähern.

FEMALE IMPERSONATION UND DIE HANDLUNGSMACHT DES KÖRPERS

Werthers Herausgeber Herzog schrieb über seinen Autor im Vorwort zur *Autobiography*, „(he) fought with all his might against any of his verses being omitted. Every single word that I wanted to change or expunge was of vital importance to him“ (Herzog 1918: 15). Der Eklektizismus im Schreibstil Werthers entsprach seiner Biographie, den unterschiedlichen, sich überlappenden Berufen und Berufungen (Schriftsteller, *Female Impersonator*, Rechtsanwaltsgehilfe, Lehrer), die unterschiedliche Vorstellungen von Geschlechtszugehörigkeit und Generationalität (Mann, Frau, Kind), die Aneignungen unterschiedlicher Wissenssysteme („street knowledge“, Religion, Medizin) (Werther 1918a: 16). Dass er dies mit aller Macht verteidigte, ist nicht verwunderlich, denn trotz der (wenn auch subkategorial diversifizierten) weißen Männlichkeit, waren als *Female Impersonator* all diese Zugehörigkeiten für ihn lebenswichtig. Diese von Werther angeeigneten Teilaspekte historisch spezifischer kategorialer Ordnungssysteme können so, mit einer erweiterten Kreuzungsmetapher in Anlehnung an Snorton, als *transsectional yearnings* beschrieben werden. Die Kreuzungsmitte wird somit nicht zwangsläufig nur zur Unfallstelle. Werthers Weg durch und nach New York ist auch seiner Sehnsucht geschuldet. Es war eine Sehnsucht in New York von Kreuzung zu Kreuzung gehen zu können, von der Bibliothek der *New York Academy of Medicine* zu den Hinterzimmern von Bordellen. Es war

eine prozessuale und fluide Identitätsaneignung, die durch die Texte Werthers schimmerte. Das Schreiben war für Werther also nicht nur eine Praktik, die eine bestimmte aktivistische Haltung repräsentierte, also eine Praktik, die eingreifen sollte in rechtsmedizinwissenschaftliche Diskurse, sondern – und das ist unter dem Aspekt der Handlungsmacht des Körpers wichtig – auch eine körperliche Praktik.

Werther besuchte neben seinen *Female Impersonator Sprees*¹⁶ die *New York Academy of Medicine Library*. Hier wollte er herausfinden, warum er sich immer wieder selbst als effeminiert wahrnahm (Werther 1918a: 68). Mediziner_innen wurde zwar Anfang der 1890er Jahre noch kein rechtswissenschaftlicher Expertenstatus zuerkannt, wie wir es im Falle der Gerichtsverhandlung zum *House of Ill-Fame* The Slide sehen konnten.¹⁷ Aber die zunehmende Professionalisierung der Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, insbesondere auch auf dem Feld der Sexualwissenschaft, sorgte dafür, dass bestimmte Identitätskategorien produziert wurden, die bald auch eine zunehmende Relevanz für die Rechtswissenschaft entfalteten. Diese Kategorien generierten auch bestimmte Körper: „The phenomenon of the social body is the effect, not of social consensus, but of the materiality of power operating on the bodies of individuals“ (Foucault 1980: 55). Foucault hat diese „Massenproduktion“ von Körpern in seiner Geschichte der Medizin und Psychiatrie beschrieben. Mit diesem Foucault’schen Ansatz sind Körper ein neuralgischer Ort, durch den bestimmte Diskursformationen (wie z.B. die Medizin), also bestimmte *body politics* wirkmächtig wurden. [KÖRPER]

Seit Ende der 1860er Jahre wurde *Female Impersonation* oftmals subsumiert unter „Conträre Sexualempfindungen“. Fallstudien wie die eines ano-

16 *Sprees* bezieht sich hier auf das Umherschweifen und ähnelt dem von Werther auch gebrauchten Begriff *slumming*. Der von Werther benutzte Begriff des *slumming*, deckt sich dementsprechend mit den Untersuchungen Chad Heaps, der diese Praktik als Erkundung/Erforschung von weißen, wohlhabenden Personen verstand, die individuell oder in Gruppen in urbane Stadtteile gingen, um dort das Leben von sozial marginalisierten working-class Immigrant_innen und Afro-Amerikaner_innen zu erkunden.

17 Nach der Befragung von insgesamt 21 Zeug_innen befand die Jury Thomas Stevenson für schuldig. Im Gerichtsverfahren gegen ihn wurde kein einziger Mediziner herangezogen.

nymen Patienten in New York beriefen sich auf die Theorien deutscher Sexualwissenschaftler wie Ulrichs, von Krafft-Ebing und Carl Westphal. Der durch Michel Foucault bekannt gewordene und oft zitiert Artikel von Westphal zur konträren Sexualempfindung wurde auch von G. Alder Blumer, eines am *New York State Lunatic Asylum* in Utica arbeitenden Arztes, zitiert. Die „Conträre Sexualempfindung“ wiederum basierte auf einer Leib-Seele Dichotomie, die eine weibliche Seele in männlichen Körpern vermutete. Diese ging in den Beschreibungen mit einem „horror of women in many cases“ einher.¹⁸ Die Sehnsucht nach einer anderen identitären Kategorie wurde hier durch nicht ausgeübte, aber angedeutete *Female Impersonation* thematisiert. Der anonyme Patient Blumers, der im Aufsatz Mr. X genannt wurde, war demnach „[f]ond of discussing women’s dress, in which he is always *au courant*.“¹⁹ Es bleibt festzuhalten: Was wir anhand von medizinischen *Case Studies* mit Foucault sehen können, sind die geplagten, entfremdeten und leidenden Körper.

Wir sehen, was für eine Art von Körper eine Gesellschaft brauchte und bevorzugte. Wir sehen ferner, wie in der industriellen Moderne fitte und disziplinierte Körper eingefordert wurden (Möhring 2004), auch indem die Medizinwissenschaft Kategorien erfand, in die Menschen eingeordnet werden konnten. Hier wurde auch implizit der Körper als warenförmig antizipiert. Körper wurden funktionalisiert, der „normale Körper“ war ein Instrument mit deren Anwendung sich Arbeitskraft veräußern ließ und reproduzierbar war. Sie wurden, mit Foucault gesprochen, diszipliniert und pathologisiert. Es wurden normale und abnormale Körper „erfunden“.²⁰ [MONSTER]

Mit dem Beispiel der *Female Impersonation* Werthers sehen wir aber im Gegensatz zu Blumers Mr. X nicht nur einen leidenden und gequälten Körper, sondern erstens einen widerständigen Körper, zweitens einen raumschaffenden Körper, und drittens einen ekstatischen, affirmierenden und lustvollen Körper. Werther beschrieb seine Körperregungen in ausführlicher Weise. Als er sich zum Beispiel auf einen Trip zu einem Militärcamp befand und er dort einen „tall soldier of imposing appearance“ (Werther 1918a: 95)

18 G. Alder Blumer, A Case of Perverted Sexual Instinct. Conträre Sexualempfindung, in: *American Journal of Insanity*, Vol. 38, No.1, July 1882, S. 22-35.

19 Ebd.

20 Diese Unterscheidung gewinnt Ihre Wirkmacht gerade durch die Professionalisierung der Medizin in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

trifft, der ihm zugeneigt war, beschrieb er dies folgendermaßen: „My long enforced abstinence had driven me wild, and I now poured out hot protestations of love and adoration“ (Werther 1918a: 95). An mehreren Stellen beschrieb Werther seine Emotionen anhand der Beschreibung von körperlichen Veränderungen. Das Herz ausschütten funktionierte hier zwar auch als Idiom, zeigte aber dennoch unmissverständlich die Verschränkung von Geist und Körper in der Umschreibung von Emotionen. So verwundert es auch nicht, dass er an anderer Stelle schrieb „[m]y mind and body have, however, always been hypersensitive to all stimuli and impressions“ (Werther 1918a: 83). Diese Passagen erinnern stark an die oben beschriebenen *Case Studies*, die insbesondere auch den Körper mit seinen Regungen in den Fokus der Betrachtung rückten. Noch deutlicher wurde diese Anlehnung an diese Form der Patientenbeschreibung, wenn Werther Sexualpraktiken im Detail skizzierte, in denen er dann explizite Szenen latinisierte.²¹ Da er kein Sexualwissenschaftler war, zumindest keiner mit einem Abschluss an einer medizinwissenschaftlichen Fakultät, gelang ihm über diese Form des Schreibens, mittels der eigenen und fremden Körperbeschreibungen sowie der Latinisierung, nicht zuletzt eine autoreflexive Selbstthematization als Experte.²²

Anhand der bislang diskutierten *Female-Impersonation*-Praktiken sehen wir also einerseits „the body is the most immediate, most proximate terrain where social truths are forged and social contradictions played out“ (Scheper-Hughes 1994: 232), aber darüber hinaus eben auch andererseits, und das insbesondere mit den detaillierten Schilderungen Werthers, dass der Körper der „locus of personal resistance, creativity, and struggle“ (Scheper-Hughes 1994: 232) sein konnte. Dies ist eine Fokussierung auf das *body-self*, also der Annahme, dass der Körper auch eine *agency*, eine eigensinnige Handlungsmacht, besaß. Das Umherschweifen als *Female Impersonator* durch die Straßen der Bowery, Little Italy und Greenwich Village, das damit einhergehende Schreiben über die damit verbundenen Körperempfindungen waren so

21 „I had my pleasure in seeing his *vita sexualis* [sexual desire] strongly aroused and in witnessing the manifestations of the procreative instinct in him, e.g., his *cogendum, detrahendum mihi vestem, ejus appetitionem propellendi, anhelandum...*“ (Werther 1918a: 86).

22 In meiner Dissertation „Self-Writing in New York City, Fractured Identities around 1900“ (Göttingen 2017) werden die Schreibpraktiken von Werther eingehender analysiert.

nicht (nur) die negativen Auswirkungen einer Disziplinarmacht, sondern verwiesen auch auf die Handlungsmacht des Körpers. Dies lässt sich unter anderem mit der von Werther 1902 vollzogenen Kastration aufzeigen, die im nächsten Abschnitt beleuchtet wird.

Ende 1892 wurde Werther von Dr. Prince A. Morrow²³ zum ersten Mal vorgeschlagen seine „abnormal passion“²⁴ entweder durch Kastration oder Ehe zu heilen. Ein anderer Arzt hingegen, den Werther konsultierte, Dr. Robert S. Newton²⁵, versuchte, seine Körperwahrnehmung, die Sehnsüchte und den Ekel, den Werther als Jugendlicher verspürte, durch elektrische Stimulationen des Gehirns und der Wirbelsäule zu „heilen“. Newton sah ferner eine Therapie durch Medikation und Hypnose vor, die aber fehlschlug, wie Werther berichtete. Seine eigene Wahrnehmung eines effeminierten *Body-Selfs* ging zu Anfang der 1890er Jahre noch einher mit dem Wunsch, religiös leben zu können, konkreter: ein Pfarramt zu bekleiden oder ein Missionar zu werden.²⁶ Nach monatelanger Auseinandersetzung gab Werther vorerst beides auf, sowohl die medizinischen Behandlungen als auch die Hoffnung, sein Leben als „a foreign missionary and preacher of the Gospel“ zu verbringen.²⁷ Nach den fehlgeschlagenen Therapien brachte er seine Erkenntnis auf den Punkt: „God and Nature (sic) have undoubtedly destined me to be a [fille de joie].“²⁸ Die Sehnsüchte, durch die Straßen zu ziehen, sexuelle Begegnungen mit *ultra-viriles* und *rough-trades* zu suchen und Kleider anzuziehen waren stärker. Herzog nahm an, dass Werther wie eine Frau fühlte, eine Frau zu sein wünschte und aus diesem Grund auch seinen Körper dementsprechend zu modifizieren versuchte. Werther würde seine Hoden hassen, weil sie für ihn Männlichkeit symbolisierten. Deswegen, so Herzog, ließ er die Hoden

23 Dr. Prince A. Morrow (1846-1913) war führend auf dem Gebiet der sexuellen Hygiene. Von 1890 bis 1894, in dem Zeitraum, in dem Werther ihn aufsuchte, war er Chirurg am Bellevue Krankenhaus, sowie behandelnder Arzt für Haut- und Geschlechtskrankheiten.

24 Werther 1918a: 68.

25 Dr. Robert S. Newton (1858-1903) war Begleitarzt am St. Mary Krankenhaus in Brooklyn, New York. Im Presbyterianischen Krankenhaus war er der führende Arzt für Krankheiten des zentralen Nervensystems.

26 Werther 1918a: 40.

27 Ebd.

28 Im Original latinisiert (Werther 1918a: 70).

im Alter von 27 Jahren entfernen.²⁹ Für Werther hingegen war die Kastration notwendig, da er an Spermatorrhoe (unfreiwilligen Ejakulationen während des Schlafs) litt. Beide Erklärungsversuche basierten also auf einem Krankheitsbild. Werther wurde Teil einer medizinischen Ordnungspraxis, der er einerseits nach mehrmaliger Konsultation von Ärzten misstraute, andererseits als Veröffentlichungsort und als Arbeitgeber im *Medico-Legal Journal* später zu seinem Gewinn und als Rechtfertigungsgrundlage für seine Körpererfahrungen nutzte. Er umschrieb es folgendermaßen: „I had lost all faith in the physicians ability to benefit me. Seeing that the science of medicine held out no hope, I felt more than ever that I was irresponsible for my abnormal sexual nature.“³⁰

Der Körper war also vielfach ein zentraler Fluchtpunkt einer pathologisierenden Praxis. Dennoch können Krankheiten und *Disability*³¹ aber auch als eine ermächtigende *medical weapon of the weak* verstanden werden: „Sickness is something that humans do in uniquely original and creative ways“ (Scheper-Hughes 1994: 232). In diesem Sinne kann Werthers Spermatorrhoe als eine *medical weapon of the weak* verstanden werden. Durch diese Krankheit/Waffe wurde es Werther möglich einen körperlichen Eingriff vorzunehmen, um die männlichen Merkmale seines Körpers zu verringern.³² *Female Impersonation* um 1900 lässt sich somit nicht nur auf die Handlungsmacht von Menschen „at the margins of the modern: the homeless or those without a recognizable identity“ (Foucault 1995: 291) fluchten, sondern hier wird darüber hinaus auch ein Moment von *Body Power* fokussierbar. Menschen ohne klar zuzuordnende Identität, wie Werther, aber auch der anonyme Patient Blumers, Mr. X, waren in ihrer historischen Spezifik auch „bodies mingling together without respect, individuals [...] abandoning their statutory identity and the figure under which they had been recognized“

29 Herzog 1918: 14.

30 Werther 1918a: 70.

31 Zum Disability-Ansatz siehe genauer den Beitrag von Tamara Frey in diesem Sammelband. [HEIRATSMARKT]

32 Weitere medizinische Waffen waren bei Werther die oftmals konstatierten Depressionen und Ängste. Die Verwendung der Begriffe „weak“, „relatively powerless“, „the poor“ bei Scheper-Hughes, zeigt ein anderes Verständnis von Macht an, als das bei Foucault der Fall ist, ist aber für die Fokussierung auf ein Körperpraktiken im Hinblick auf die Institutionalisierung der Medizin hier hilfreich.

(Foucault 1995: 197).³³ Diese Körper bildeten somit ferner *identities-in-difference* „[that] emerge from a failed interpellation within the public sphere“ (Muñoz 1999: 7), wodurch die „secret language of the body – illness symptoms“ (Scheper-Hughes 1994: 232) in den Vordergrund der Analyse rücken kann. Der Körper des *Female Impersonator* war demnach zwar eingebunden in „Prozesse der Naturalisierung und Normalisierung körperlicher Gesundheit und Unversehrtheit“ (Bischoff 2012: 80), unterlief diese Prozesse aber konstant. Durch die Fokussierung auf die *body power* konnte hier folglich ein mehrdimensionales Geflecht verschiedener Macht- und Differenzkategorien ausgemacht werden, welches ich im Folgenden noch mit dem Fokus auf konkrete und fiktive Orte der *Female Impersonation* und des *Cross-Dressing* in New York City herausarbeiten möchte.

„A REAL WICKED PLACE“ – HETEROTOPIEN IN NEW YORK CITY³⁴

Zahlreiche Bemühungen unterschiedlicher Reformgruppen, Orte ausfindig zu machen, die in den anhängenden Gerichtsverfahren dann *house-of-ill-fame*, *disorderly houses* und *bawdy houses* genannt wurden, waren erfolgreich (Fronc 2009: 17ff.) Noch erfolgreicher waren Sie aber darin, anhand dieser spezifischen Orte, den Tanzhallen, Bars und Clubs, ein Narrativ zu verfestigen: das der *underworld*. In dieser mystischen Terminologie wurde die Stadt oft als Körper imaginiert, den es (wie die sich darin aufhaltenden menschlichen Körper) zu reinigen und zu heilen galt (Heise 2011: 105).

33 In ihrem medizin-anthropologischen Ansatz geht Scheper-Hughes davon aus, dass „the existential experience of the practical and practicing human subject“ des Körpers bei Foucault unberücksichtigt bliebe. In Überwachen und Strafen findet sich allerdings auch eine *body-power* – zum Beispiel in der Insubordination der Körper wieder.

34 A Real Wicked Place, in: The Indiana State Journal, 7.6.1899, S. 3. Gemeint war hier Columbia Hall, das von Werther so genannte Hauptquartier der Androgynen. 7 Jahre nach dem Zeitungsbericht zum „wickedest Place in New York“ The Slide wurde hier Columbia Hall wiederum als „the vilest of resorts, patronized nightly by persons of the lowest social standing“ beschrieben.

Diese „Reinigung“ fand vornehmlich durch die Sichtbarmachung einer „secret city“ und der damit einhergehenden „city mysteries“ ihrer Einwohner statt (Herring 2008: XXIX). [EINLEITUNG] George Chauncey zufolge gab es um die vorletzte Jahrhundertwende eine „vast secret world“ in New York. Die Bücher von Werther bestätigten dies eindringlich. Allerdings ist es reduzierend und zu ungenau von einem *gay atlantis* zu sprechen (Chauncey 1994: 201), wenn in transsektionaler Perspektive die unterschiedlichen temporären Identitätskonstruktionen von Werther betrachtet werden.³⁵ Das mythische Inselreich von dem Chauncey schrieb war trotz der benutzten zeitgenössischen Begrifflichkeiten weder mythisch, noch eindeutig als *gay* zu dechiffrieren. Außerdem wird klar, wenn wir den umherschweifenden Körpern in New York City und den diese Körper beobachtenden Personen folgen, dass die konkreten Orte so geheim nicht waren. Wie würde man sonst jetzt über sie schreiben können?

Die „real wicked places“ der *underworld* und die „vast secret world“ wurden folglich nicht nur von Journalist_innen und Agent_innen aufgesucht und ans Tageslicht gezerrt. Die Praktik des *slumming* war auch eine Praxis weißer *middle-class* US-Amerikaner. Chad Heap zufolge wurden so geographische und gesellschaftliche Grenzen überwunden. Tourist_innen gingen in die „Slums“, welche Heap als „physical space and a white middle-class idea about that space and the people who inhabited it“ beschrieb (Heap 2009: 18). Esther Romeyn sprach hingegen von einem „urban exploration narrative“ in New York um 1900. Ihre These war, dass die rasante Industrialisierung und Immigration ein visuelles Chaos verursachten, wodurch ein „scopic regime“ erschaffen wurde, „that uncovered its underlying semiotic codes and registers (and) imposed an epistemological grid on the city that consistently mapped the congruence of place (neighborhood), labor, body, and physiognomy, language, customs, and (ethnic) identity“ (Romeyn 2008: X). Werther

35 Hierzu muss festgehalten werden, dass heute scheinbar feststehende Begriffe wie Homosexualität und Heterosexualität in der Sexualwissenschaft der 1890er Jahre noch umkämpfte Begrifflichkeiten waren. Die Ausdifferenzierungen zwischen der Schule Krafft-Ebings und den Ansätzen und Ideen von Ellis und Symonds, dienen hier nur als ein Beispiel unter vielen. Die Heterosexuellen, über die zum Beispiel Dr. James G. Kiernan aus Chicago schrieb, wurden als psychische Hermaphroditen definiert, als Menschen, die sich hingezogen fühlten zu beiden Geschlechtern (Katz 2003: 86).

war Teil dieser „urban exploration narratives“ und vermutlich als einer der wenigen *Female Impersonator* an einer diskursiven Bruchstelle der Macht, an der gleichzeitig Kategorisierung und Ordnungsregime in Frage gestellt und produziert wurden. Er war folglich nicht nur ein *Female Impersonator*, der in das Sichtfeld von weißen *middle-class* Tourist_innen, Agent_innen und Sexualwissenschaftler_innen geriet. Er war zugleich *auch* ein weißer *middle-class invert* „fated to be a Nature appointed amateur detective.“³⁶ Werther war Träger und Produzent der Geheimnisse der sogenannten *Underworld* und sein Umherschweifen, seine *Female Impersonation sprees* sowie das zeitnahe (Be-)Schreiben waren als Konsequenz insofern auch eine *self-exploration* im Stadtraum.

Die Sichtbarmachung der *underworld* funktionierte nach Foucault in Disziplinargesellschaften durch „infinitesimal surveillances, permanent controls, extremely meticulous orderings of space, indeterminate medical or psychological examinations“ (Foucault 1978: 145). Die Treffpunkte der *Female Impersonator* verschwanden dadurch jedoch nicht gänzlich, auch wenn die Interventionen der Reformgruppen und Stadtplaner_innen sehr umfangreich waren. Die Kontrollsysteme waren nicht starr. Sie fanden neue Alliierte und bildeten so neue Netzwerke.³⁷ Sie waren genauso flexibel und fluide wie die Körper und Identitäten, die diese niemals vollständig überwachen konnten. Wirkmächtige Körperpraktiken und Figurationen fanden im Falle Werthers oftmals *vor* der Registrierung in Diskursformationen wie der Medizin statt. Deswegen korrespondierte das Narrativ der *underworld* auch immer mit dem Topos der Unsichtbarkeit, aus dem wiederum dieses Narrativ seine Wirkmacht bezog. Die *underworld* war daher ein reales und zugleich imaginiertes Territorium von „several gay neighborhood enclaves, widely publicized dances and other social events, and a host of commercial establishments where gay men gathered, ranging from saloons, speakeasies, and bars to

36 Werther 1922: 4f.

37 Vgl. Rockefeller Archive Center, A Guide to the *Bureau of Social Hygiene* records. Das 1911 gegründete *Bureau of Social Hygiene* erforschte den städtischen Raum. Es wurde ein *New York Police Psychopathic Laboratory* eingerichtet um „Abnormals,“ und „Feeble Minded and Insane“ zu analysieren. Es wurden Berichte angelegt, Interviews geführt und auch die Expertise der *American Psychiatric Association* genutzt.

cheap cafeterias and elegant restaurants“ (Chauncey 1994: 1). Bewohner dieser Territorien waren unter anderem auch, nach Werther, *Female Impersonators*, *Fairies* und *Princesses*. Für Werther, *nature-appointed detective*, Laien-Sexualwissenschaftler und – zum Zeitpunkt der Veröffentlichung seiner Bücher und Aufsätze – *Ex-Female Impersonator*, war Paresis Hall, das von ihm so genannte Hauptquartier der Androgynen, retrospektiv nicht nur ein wichtiger Teil dieser *underworld*, sondern auch „a necessary safety-valve to the social body.“³⁸ Es war die Sprache der Hygieniker und der Stadtplaner die hier von Werther benutzt wurde.

Werther blickte mit einem Abstand von mehr als 25 Jahren auf das Gebiet rund um das Hauptquartier der Androgynen: „A quarter of a century ago, New York was wide-open, whereas for more than a decade, the lid has been down tight. Promenading on an evening of 1921, the pedestrian would conclude that no such phenomenon as sex attraction existed.“³⁹ Dass *Female Impersonation* und *Cross-Dressing* Praktiken insbesondere aus dem Straßenbild verschwanden, war auch der „police infiltration of spaces of queer sub-cultural sexuality“ geschuldet (Heise 2009: 297). Die Festnahmen von „men convicted in Manhattan for homosexual solicitation“ (Chauncey 1994: 147), unter anderem durch die Agenten des *Committee of Fourteen* und der *Society for the Suppression of Vice*, stiegen in New York von 92 in 1916 auf mehr als 750 in 1920 (Chauncey 1994: 147), eine mehr als achtfache Steigerung. Auch wenn nicht alle dieser Verhafteten *Female Impersonator* oder *Cross-Dresser* waren, so ist anzunehmen, dass sie als effeminiert wahrgenommene Männer im Stadtraum verkörperten, die einer erhöhten Sichtbarkeit und damit einer erhöhten Gefährdung ausgesetzt waren. [EXPOSURE] Dass sich diese Sichtbarkeiten in den 1910er Jahren in New York stark verändert haben, ist auch zu einem erheblichen Teil der Prominenz von *Female Impersonation* in der Populärkultur geschuldet. Das Vaudeville Theater wurde insbesondere durch Julian Eltinge in den 1910er Jahren zum Ort der *Female Impersonation*, durch die analog zu den *Fairies* und *female impersonators*, die Werther beschrieb, ein nochmal rigideres binäres Geschlechterbild reifiziert wurde. Eltinge machte *Female Impersonation* zu einer Kunstform. Er grenzte sich von *Fairies* ab, indem er in Interviews ständig die Anstrengung

38 Werther 1922: 148.

39 Werther 1922: 106.

thematisierte, sich in eine Frau zu verwandeln. Auf der Bühne war klar erkennbar, wie er zum *Female Impersonator* wurde. Vor dem Ende der Aufführungen kehrte er wieder zurück in seine Rolle als weißer, heterosexueller Mann. In seiner medial inszenierten Privatheit betonte er seine Männlichkeit unaufhörlich (Casey 2015).

Die wiederum von Werther dargestellten temporär-prekären und instabilen Orte widersetzten sich dem heteronormativen Geschlechterverständnis, das durch medizinische und juristische Diskurse abgesichert wurde. Diese Orte basierten auf Machtverhältnissen und produzierten und mobilisierten Wissen, das an den Grenzen der normativ satten Räume zum Problem wurde, dort fremd und unheimlich wirken musste. Diese Orte erschienen gleichzeitig vollkommen offen und waren dennoch verschlossen für Menschen, die Sprache, Regeln und deren ungeschriebene Gesetze nicht kannten. Mit einem Begriff Michel Foucaults ließen sich solche Orte als Heterotopien bezeichnen (Foucault 2005: 931). So zum Beispiel die von Werther beschriebene *Columbia Hall* in der Bowery – das Hauptquartier der Androgynen. Es wurde von Werther erstmals im Januar 1895 besucht. Ein kleiner Klub namens *Cercle Hermaphroditos* traf sich dort regelmäßig. Werther beschrieb die Mitglieder durchweg als kultivierte *Androgynes*. Ihr Sprecher war Roland Reeves, ein Alias, ebenso wie das der anderen Personen, die Werther dort traf, Manon Lescaut, Prince Pansy, Angelo-Phyllis. Er beschrieb ihr Aussehen, ihre feminine Körperstatur, ihr effeminiertes Auftreten, ihre Stimmen und wie sie sich kleideten. Keiner von den „hermaphroditos was man enough to use tobacco, or even to spit“⁴⁰ so Werther. Die Leserin erfuhr, dass der *Cercle Hermaphroditos* einen Raum angemietet hatte, um dort seine „feminine wardrobe in lockers“⁴¹ zu verstecken, so dass „our every-day circles can not suspect us of female-impersonation.“⁴² Gleichzeitig bildeten sie, so paraphrasierte Werther Reeves, den Klub zur „defense against the world’s bitter persecution“⁴³ der *Cross-Dresser*.⁴⁴ *Columbia Hall* war nicht Werthers präferierter Ort in der zweiten Hälfte der 1890er Jahre, er war schon „wedded

40 Werther 1922: 150.

41 Ebd.

42 Ebd.: 151.

43 Ebd.

44 Ebd.

to the ‚Hotel‘ Comfort.“⁴⁵ Aber er war oft dort und die Anwesenden kannten ihn bereits von seinen Streifzügen durch New York. Es war eine eigentümliche Art sich mit den Mitgliedern, den kultivierten *Androgynes* des *Cercle* zu identifizieren, gleichzeitig benutzte er distanzierende Umschreibungen. Er war zum Beispiel „anxious to meet as many examples as possible.“⁴⁶ Orte wie Columbia Hall existierten zeitgleich mit den Theatern an denen *Female Impersonation* aufgeführt wurde: So standen mit dieser Verknüpfung aber Orte wie *The Slide* und *Columbia Hall*, sowie die Theater- und Vaudeville Bühnen der *Female Impersonation*, nicht in Opposition zueinander, sondern waren „images of the same puzzle“ (Ullmann 1999: 70). An beiden Orten wurde nicht nur deutlich, dass Identitäten *und* Räume niemals gegebene und statische Entitäten waren, sondern, dass diese immer auch aus den Handlungen von Körpern entstanden. Diese Körperbewegungen interagierten also mit einer historisch spezifischen Konzeption über das, was Menschsein bedeutete und wie es möglich wurde ein Mensch zu werden. [HISTORISIERUNG] Durch *Female Impersonation* wurde deutlich, wie unterschiedliche Wissensformationen (insbesondere die des Rechts und der Medizin) die (Un-)Sichtbarkeiten des Körpers fokussierten und dadurch zu völlig neuen Figurationen und Wahrheiten wurden.⁴⁷

So wurden aus Handlungen konkrete Orte, die zwischen dem Spannungsfeld Realität und Fiktion durch ihre Materialisierung wiederum Handlungen von Leser_innen, Zuschauer_innen, Passant_innen und Träumenden einforderten. Werther schrieb im bislang unveröffentlichten Manuskript *The Riddle of the Underworld* von einem Ort der genau zwischen Realität und Fiktion angesiedelt war. Es war der Marktplatz in der Mulberry Street in Little Italy. Hier begann seine *female apprenticeship* 1893 und hier befand sich inzwischen, im Jahr, in dem er dieses niemals veröffentlichte Manuskript schrieb (1921), ein Polizeihauptquartier. Werther imaginierte, vielleicht in einer Mischung aus Melancholie und Zynismus eine Gedenktafel, die nach seinem Tod für ihn an die Fassade des Polizeihauptquartiers angebracht werden und auf der stehen sollte: „On this site some of the earliest

45 Werther 1922: 151.

46 Ebd.

47 Figurationen hier als Politiken der Ordnung verstanden, die „vergleichsweise stabile Verhärtungen grundsätzlich fluider, historisch kontingenter, immer unterschiedlicher Körper“ haben sichtbar werden lassen. (König et al. 2012: 13).

female-impersonation of the adult Ralph Werther were staged. His debut as an adult impersonator at the age of nineteen took place at the arched portal of the warehouse around the corner of Mulberry Street, two hundred feet east.⁴⁴⁸ Diese Äußerung kann unter dem gleichen Aspekt wie Werthers Aneignung einer Vergangenheit als *Fairie Boy* verstanden werden. Zugleich war es ein Versuch, sich in eine heteronormative Geschichte einzuschreiben. So wie es Persönlichkeiten des New Yorker Lebens wie z.B. ehemaligen Bürgermeistern zuteil wurde, eine Gedenktafel, eine Büste, oder eine Statue zu bekommen, so erachtete Werther sein Leben als *Female Impersonator* als gedenkenswert. Darüber hinaus verwies es auf eine Veränderung im Stadtraum. Die Spuren der Orte für *Female Impersonators* jenseits der Bühnen, wie das Hinterzimmer in der *Columbia Hall*, verlieren sich in den 1900er Jahren. *Columbia Hall* war ein historisch realer Ort, der zum Zeitpunkt der Veröffentlichung von *The Female Impersonators* ebenso verschwunden war, ebenso wie der Marktplatz von dem Werther berichtete mitsamt des *stamping-grounds*, an dem sich Werther öffentlich als *Female Impersonator* bewegen konnte. Sein Wunsch einer Tafel in Gedenken an seine *Female Impersonation sprees*, ging genauso wenig in Erfüllung wie die Veröffentlichung von *The Riddle of the Underworld*.

ZUSAMMENFASSUNG UND AUSBLICK

Werthers Aufzeichnungen seiner Körperpraktiken mitsamt seiner autoethnographischen Erzählweise über den Stadtraum New York sind ein Verweis auf die historische Wirkmacht individueller Erzählungen und Erzählweisen, die Brüche und Risse in makro-historischen Formationen, wie zum Beispiel der medizinisch-juridischen Diskursformation am Ende des neunzehnten Jahrhunderts in den Vereinigten Staaten (hier mit dem exemplarischen Fokus auf New York City), sichtbar machen können. In Kapitel 2 habe ich gezeigt, wie Werther sich einerseits nicht *gleichmachen* konnte, da es weder im zeitgenössischen Recht noch in der Medizin eine *Gleichheit* gab, auf die er hätte

48 Victor Robinson Papers 1898-1947, Modern Manuscripts Collection, History of Medicine Division, National Library of Medicine, Bethesda, MD, MS C 28, Box 6, Folder 24 & 25, Werther, *The Riddle of the Underworld*, S. 19.

rekurrieren können. Er befand sich so in konstanter Differenz zu den heteronormativen Vorstellungen von Frau und Mann, den rassistisch und sexistisch strukturierten Rechtsmedizinwissenschaften und den damit einhergehenden aufmerksamen Blicken der Mediziner_innen, Jurist_innen und Agent_innen der Reformgruppen. Es wurde nicht *eine* Identität von Werther produziert, sondern unzählige. Er war zugleich *middle-class invert*, *Female Impersonator*, *low-class fairie*, *university-trained androgyne*. Die innerhalb der *Male Sex-Scale* von ihm erfundene Kategorie der *Ultra-Androgynes*, war der Versuch sich und anderen *Cross-Dresser* und *Female Impersonators* eine Identität(smöglichkeit) innerhalb der Sexualwissenschaften zu verschaffen. Es war der Versuch, die Medizin mit ihren eigenen Waffen (beobachten, messen, kategorisieren, diagnostizieren) zu bezwingen. Ich habe Werthers Fluidität und die Prozesshaftigkeit seiner Identität gezeigt. Hiermit konnte ein Einblick gegeben werden in die Vielschichtigkeit der *Female Impersonator* und *Cross-Dresser* in New York um 1900. Diese Prozesse der Identifikation habe ich in Anlehnung an Snorton, als *transsectional yearnings* bezeichnet. Seine Sehnsüchte waren unbestimmt und wechselhaft. Es war nicht nur sein Wunsch eine Frau zu sein. Dies würde die mannigfaltige Produktivität der Selbstidentifikation und Desidentifikation missachten, die sich um Werther und in seinen Körperpraktiken verdichteten. Dies wäre reduzierend und missachtet die Prozesshaftigkeit, Variabilität und Potentialität der Identitäten der *Female Impersonators*. Es bedarf auch der Blickachsen *race*, Klasse, Alter und *disability*, die hier nur angerissen werden konnten. In Kapitel 3 konnte ich zeigen, wie trotz biopolitischer Disziplinierungen dem Körper des *Female Impersonators* eine *body power* zu eigen war. Die Körperpraktiken, das Schreiben, das Umherschweifen, die Krankheiten, waren die Handlungsmächte des Körpers. Diese *body power* bildete Identitätsmöglichkeiten. Diese Identitätsmöglichkeiten, die *Female-Impersonator*-Körper generierten, hatten allerdings keine Subjektpositionen, die sie interpellieren konnten. Mit José Esteban Muñoz habe ich die Körper der *Female Impersonator* daher als *identities-in-difference* bezeichnet. Im 4. Kapitel habe ich gezeigt, wie diese *identities-in-difference* Heterotopien schufen. Verwirklichte Utopien wie das Hinterzimmer der *Columbia Hall* wo *Female Impersonator* sich trafen, um sich für ihre Rechte einzusetzen. Diese Orte waren verwirklichte Utopien, blieben aber zwischen Realität und Fiktion, insbesondere durch das Narrativ der *underworld*, „gefangen“. Es waren Orte, die Werther als selbstbezeichneter *amateur detective* erforschte, herbeisehnte und nicht zuletzt

auch produzierte. Diese realen und fiktiven Orte verschoben sich in den 1910er Jahren langsam immer weiter in die Populärkultur. [MEDIALITÄT] Insbesondere der Erfolg des *Female Impersonators* Julian Eltinge, dem Star des Vaudeville-Theaters, ließe sich vor allem noch in Hinblick auf die (Un-)Sichtbarkeiten der *Female Impersonators* auf den Bühnen der Stadt jenseits des Theaters ertragreich analysieren.

Werther machte sich und seinen Körper (un-)sichtbar, nicht zuletzt auch durch sexualwissenschaftliche Körperbeschreibungen. Es war für einen *Female Impersonator* eine *double-bind* Situation, so wie es nach wie vor der Fall für viele Minderheiten ist. Mit und durch das Gesetz die Möglichkeiten des Seins einzufordern, verbarg und verbirgt oftmals die administrative Gewalt des Gesetzes. Anhand von Werthers Körperpraktiken kann und muss aber auch die historische Spezifität der Unmöglichkeiten und *double-binds* des Seins von *Female Impersonators* analysiert werden.

LITERATUR

- Bhabha, Homi K. (2003): „Culture’s In-Between“, in: Stuart Hall/Paul du Gay (Hg.), *Questions of Cultural Identity*, London: Sage Publications.
- Bischoff, Eva (2012): „Modifizieren“, in: Netzwerk Körper (Hg.), *What Can A Body Do? Praktiken des Körpers in den Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M.: Campus, S. 70-82.
- Blumer, G. Alder (1882): „A Case of Perverted Sexual Instinct. Conträre Sexualempfindung“, in: *American Journal of Insanity*, Vol. 38, Nr. 1, July 1882, S. 22-35.
- Casey, Kathleen B. (2015): *The Prettiest Girl on Stage is a Man, Race and Gender Benders in American Vaudeville*, Knoxville: University of Tennessee Press.
- Chauncey, George (1994): *Gay New York, Gender, Urban Culture, and the Making of the Gay Male World 1890-1940*, New York: Basic Books.
- Chauncey, George: „From Sexual Inversion to Homosexuality, Medicine and the Changing Conceptualization of Female Deviance“, in: *Salmagundie* (58/59) 1982/3, S. 114-146.
- Crenshaw, Kimberlé (1989): „Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine, Feminist

- Theory, and Antiracist Politics“, in: University of Chicago Legal Forum (14), S. 538-554.
- Crenshaw, Kimberlé (1991): „Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color“, in: Stanford Law Review (43.6), S. 1241-1299.
- Ditmore, Melissa Hope (2006): Encyclopedia of Prostitution and Sex Work. Volume 1 u. 2, Westport: Greenwood Press.
- Eggers, Maureen Maisha (Hg.) (2005): Mythen, Masken und Subjekte, Kritische Weißseinsforschung in Deutschland, Münster: Unrast Verlag.
- Ellis, Havelock/John Addington Symonds (1897): Sexual Inversion, London: Wilson and Macmillan, in: Ivan Crozier (2008): Sexual Inversion. A Critical Edition, New York: Palgrave Macmillan.
- Eskridge Jr., William N. (2008): Dishonorable Passions, Sodomy Laws in America 1861-2003, New York: Viking Press.
- Finzsch, Norbert (2010): „Becoming Gay: Deleuze, Feminismus und Queer Theory“, in: Invertito – Jahrbuch für die Geschichte der Homosexualitäten, (12), S. 104-124.
- Foucault, Michel (1983): Der Wille zum Wissen, Sexualität und Wahrheit 1, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1978): The History of Sexuality, An Introduction, Volume 1, New York: Pantheon.
- Foucault, Michel (1980): „Body/Power“, in: Colin Gordon (Hg.), Power/Knowledge, Selected Interviews and Other Writings 1972-1977 by Michel Foucault, New York: Pantheon Books, S. 55-62.
- Foucault, Michel (1995): Discipline and Punish, The Birth of the Prison, New York: Vintage Books.
- Foucault, Michel (2005): „Von anderen Räumen“, in: Daniel Defert/François Ewald (Hg.), Michel Foucault, Dits et Écrits, Schriften 1980-1988, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 931-942.
- Fronc, Jennifer (2009): New York Undercover, Private Surveillance in the Progressive Era, Chicago: University of Chicago Press.
- Garber, Marjorie (1992): Vested Interests, Cross-Dressing & Cultural Anxiety, New York: Routledge.
- Gilbert, Miqqi Alicia (2014): „Cross-Dresser“, in: Transgender Studies Quarterly (1), S. 65-67.
- Heap, Chad (2009): Slumming, Sexual and Racial Encounters in American Nightlife, 1885-1940, Chicago: University of Chicago Press.

- Heise, Thomas (2009): „Degenerate Sex and the City. Djuna Barnes' Urban Underworld“, in: *Twentieth-Century Literature* (55.3), S. 287-321.
- Heise, Thomas (2011): *Urban Underworlds, A Geography of Twentieth-century American Literature and Culture*, New Brunswick: Rutgers University Press.
- Herring, Scott (2008 [1918]): „Introduction“, in: Scott Herring (Hg.) „Ralph Werther – Autobiography of an Androgyne“, New Brunswick: University of Rutgers Press, IX-XXXIV.
- Herzog, Alfred W. (2008 [1918]), „Introduction“, in: Werther, Autobiography of an Androgyne, New York: *Medico Legal Journal*, in: Scott Herring (Hg.), *Autobiography of an Androgyne, Critical Edition*, New Brunswick: University of Rutgers Press.
- Katz, Jonathan Ned (2003): „The Invention of Heterosexuality“, in: Michael S. Kimmel/Abby L. Ferber (Hg.), *Privilege: A Reader*, Boulder: Westview Press.
- König, Christiane/Perinelli, Massimo/Stieglitz, Olaf (2012): „Einleitung Praktiken“, in: *Netzwerk Körper* (Hg.): *What Can A Body Do? Praktiken des Körpers in den Kulturwissenschaften*, Frankfurt a.M.: Campus, S. 11-15.
- Krafft-Ebing, Richard von (1894): *Psychopathia Sexualis*, Stuttgart: Ferdinand Enke.
- Lydston, Frank (1904): *The Diseases of Society – The Vice and Crime Problem*, Philadelphia: J.B. Lippincott Company.
- Martschukat, Jürgen/Stieglitz, Olaf (2008): *Geschichte der Männlichkeiten*. Frankfurt a. M.: Campus Verlag.
- Mackert, Nina (2016): Kimberlé Crenshaw: „Mapping the Margins (1991). Oder: Die umkämpfte Kreuzung“, in: Olaf Stieglitz/Jürgen Martschukat (Hg.), *race & sex: Eine Geschichte der Neuzeit. 49 Schlüsseltexte aus vier Jahrhunderten neu gelesen*, Berlin: Neofelis, S. 50-56.
- Meyerowitz, Joanne (2011): „Thinking Sex with an Androgyne“, in: *GLQ: A Journal of Lesbian and Gay Studies* 17, 1, S. 97-105.
- Miller, Donald L. (2004): „The Industrial Age 1865 to 1917“, in: *American Heritage* 55, 6, <http://www.americanheritage.com/content/industrial-age-1865-1917> vom 15.08.2017.
- Möhring, Maren (2004): *Marmorleiber, Körperbildung in der deutschen Nacktkultur 1890-1930*, Köln: Böhlau Verlag.

- Muñoz, José Esteban (1999): *Disidentifications, Queers of Color and the Performance of Politics*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Reckwitz, Andreas (2008): *Subjekt*, Bielefeld: transcript.
- Roediger, David/Barrett, James R. (1997): „Inbetween Peoples: Race, Nationality and the New ‘Immigrant’ Working Class“, in: *Journal of American Ethnic History* 16, 3, S. 3-44.
- Romeyn, Esther (2008): *Street Scenes, Staging the Self in Immigrant New York 1880-1924*, Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Rowbotham, Sheila (2010): *Dreamers of a New Day, Women Who Invented the Twentieth Century*, London: Verso.
- Scheper-Hughes, Nancy (1994): „Embodied Knowledge, Thinking with the Body in Critical Medical Anthropology“, in: Rob Borofsky (Hg.), *Assessing Cultural Anthropology*, New York, S. 229-242..
- Shaheen, Aaron (2013): „Strolling through the Slums of the Past. Ralph Werther’s Love Affair with Victorian Womanhood in Autobiography of an Androgyne“, in: *PMLA* 128, 4, S. 923–937.
- Snorton, C. Riley (2012): „Passing for White, Passing for Man, Johnson’s The Autobiography of an Ex-Colored Man as Transgender Narrative“, in: Trystan T. Cotten (Hg.), *Transgender Migrations, The Bodies, Borders, and Politics of Transition*, New York: Routledge, S. 107-118.
- Ullman, Sharon (1997): *Sex Seen: The Emergence of Modern Sexualities*, Berkeley: University of California Press.
- Weber, Michael (Hg.) (1998): „The Code of Civil Procedure of the State of New York, Reported Complete by the Commissioners on Practice and Pleadings, New York Field Codes 1850-1865, Volume I, 1850“, Union: The Lawbook Exchange.
- Werther, Ralph (1918a): „Autobiography of an Androgyne, New York: Medico Legal Journal“, in: Scott Herring (2008), *Autobiography of an Androgyne, Critical Edition*, New Brunswick: University of Rutgers Press.
- Werther, Ralph (1918b): „The Fairie-Boy.“ *The American Journal of Urology and Sexology* XIV, 10 (October).
- Werther, Ralph (1919a): „The Female Impersonators“, in: *The American Journal of Urology and Sexology*, XV, 6 (June).
- Werther, Ralph (1919b): „A Protest from an Androgyne“, in: *The American Journal of Urology and Sexology*, XV, 7 (July).
- Werther, Ralph (1922): *The Female Impersonators*, New York: The Medico-Legal Journal.

„Soy madre, de todos los niños del mundo“ – Mutterschaft und Kinderlosigkeit in Gloria Fuertes’ Poesie und Rezeption¹

Gabriele Hassler

Die spanische Dichterin Gloria Fuertes (Madrid, 1917-1998) ist eine der bekanntesten und zugleich vergessenen Autor_innen Spaniens: Einerseits ist sie ganzen Generationen als vielfach ausgezeichnete Superstar der Kinderliteratur in Erinnerung, die im Fernsehen als schrullige Großmutter- bzw. Clownfigur auftrat und mit ihren Lesungen durch das Land und die Schulen tourte.² Auf der anderen Seite aber wurde ihre Lyrik für Erwachsene von der spanischen Literaturkritik kaum rezipiert, und so wird sie auch heute noch weder in Fachkreisen noch vom breiten Publikum in Spanien als „ernstzunehmende“ Lyrikerin wahrgenommen, während es im englischsprachigen Raum durchaus eine Reihe Spezialist_innen gibt, die Gloria Fuertes einen zentralen Platz in der spanischen Nachkriegsliteratur einräumen. Wie gezeigt werden soll, ist für diese partikuläre Rezeption der öffentlichen Figur Gloria Fuertes’ das Bild der Dichterin als Mutter wesentlich; gleichzeitig spielt das Konzept der Mutterschaft auch in ihrer Lyrik eine bedeutende Rolle. Die beispielhafte Gedichtanalyse wird zeigen, wie es ihren sarkastischen, kritischen

1 Eine frühere Variante dieses Artikels ist unter dem Titel “Escribo de ovarios – Subversive Kinderlosigkeit und (literarische) Mutterschaft bei Gloria Fuertes“ erschienen in Behrens/Zittlau (2017).

2 Zur Rolle des Clowns und seinem subversiven Potenzial siehe Hacken (2007).

und subversiven Versen gelingt, dem traditionellen Frauenbild ihrer Zeit alternative, auch queere, Weiblichkeitsbegriffe, die sich nicht länger ausschließlich durch Mutterschaft definieren, hinzuzufügen. Die Poesie an sich und der Humor in der Poesie stellen sich dabei für Gloria Fuertes in vielerlei Hinsicht als Medium und Instrument heraus, sich inmitten einer repressiven Gesellschaft ihr „eigenes Zimmer“ zu schaffen, in dem Selbstbestimmung und Selbstdefinition als Autorin abseits dominanter Diskurse für sie möglich wurden.

Anhand der feministischen Theorien von Simone de Beauvoir, Élisabeth Badinter oder Adrienne Rich werden Mutterschaft und insbesondere Mutterinstinkt und Kinderwunsch im Folgenden nicht als gegeben vorausgesetzt, sondern als ein durch dominante Diskurse hervorgebrachtes Konzept betrachtet. Diese sozialen, aber auch politischen und wissenschaftlichen Diskurse machen die biologische Möglichkeit der Mutterschaft durch ständige Affirmation des als universell angenommenen Mutterinstinkts zum sozialen Zwang. Sie erhalten den Mythos aufrecht, jede Frau sei nicht nur potenziell Mutter, sondern ausnahmslos und notwendigerweise zukünftige Mutter; daraus wird eine Definition des Weiblichen abseits der Mutterschaft von vornherein ausgeschlossen bzw. marginalisiert, wie beispielsweise im Falle von Nonnen (vgl. Ferro 1991). Simone de Beauvoir, die mit *Das andere Geschlecht* erstmals systematisch Mutterschaft als einengende und beschränkende Institution für Frauen beschrieb, legte dar, wie der Frau an sich durch die Fixierung der Frauen auf die Mutterrolle keinerlei Subjektstatus zuerkannt wird, da das Bild der Mutter das einzig mögliche Subjekt der dominanten Diskurse ist.

Im Spanien des 20. Jahrhunderts, geprägt von der nationalkatholischen Diktatur von Francisco Franco (1939-1975), die sich 1939 mit Ende des Spanischen Bürgerkriegs installierte, wurden diese normativen Mutterschaftsdiskurse auch von politischer Seite reproduziert und institutionalisiert. Eine tragende Säule der franquistischen Ideologie waren die klar definierten Geschlechterrollen: Den Frauen kam in diesem Weltbild die Rolle der liebenden Hausfrau und Mutter zu, die ihren Beitrag zur Gesellschaft ausschließlich in Form von Aufopferung für Ehemann, Kinder und Haushalt zu leisten hatte.

Die Indoktrinierung durch den Propagandaapparat des Regimes erfolgte in erster Linie durch die nationalkatholisch geprägten Bildungseinrichtungen.³ Eine besondere Rolle in der Festschreibung der Mutterrolle spielte die *Escuela Nacional de Puericultura* (Staatliche Schule der Kinderkrankenpflege). Sie richtete sich mit Flugblättern, Radiokonferenzen und Kursen („cursillos de divulgación para madres“) an die spanischen Frauen und unterrichtete sie in Kindererziehung, Pflege und Hygiene mit dem demographischen Ziel, die Kindersterblichkeit zu reduzieren sowie dem politischen Ziel, das an die Mutterschaft gebundene Frauenbild zu festigen.⁴ Die Mutterschaft wurde vom franquistischen Regime gleichsam zu einer patriotischen Mission erhoben, deren Erfüllung dem Dienst der Soldaten für das Vaterland gleichgesetzt werden kann (vgl. Febo 2002) – in Analogie dazu werden Kinderlosigkeit oder andere nicht-normative Lebensentwürfe, auch schon außer Haus einer bezahlten Arbeit nachzugehen,⁵ zum Verrat an Staat und Vaterland.

Für schreibende Frauen war in diesem nationalkatholischen Weltbild nur wenig Platz, untergräbt doch schon allein die eigenständige, kreative Aktivität und das Sprechen für sich selbst das Bild der passiven, aufopfernden Ehefrau und Mutter. [MONSTER] Besonders gut illustriert dies ein Kommentar des anerkannten Literaturkritikers José María Castallet, der für Autorinnen nur Spott übrig hat und sie wegen ihrer fehlenden gesellschaftlichen Funktion (da unverheiratet, kinderlos, verwitwet) diskreditiert:

-
- 3 Das Bildungssystem der Zweiten Republik (1931-1939), das auf den Werten der Laizität, Koedukation und Förderung der Regionalsprachen basierte, wurde im Franquismus durch religiöse, moralische und patriotische Prinzipien ersetzt; in der Mädchenbildung bedeutete dies etwa, dass Fächer wie Haushaltskunde, Kindererziehung und ähnliche im Lehrplan tiefer verankert wurden (vgl. González Pérez 2009).
 - 4 Mit ihrer Neugründung 1941 verschrieb sich die Schule der Zusammenarbeit mit der faschistischen Partei *Falange de las JONS* sowie erweiterten Lehrinhalten, die nun auch Religion und patriotische und politische Bildung umfassten (vgl. Colmenar Orzaes 2009).
 - 5 Das Regime führte einen regelrechten Kampf gegen außerhäusliche Arbeit, den sie als „Befreiung der Frauen aus den Fabriken“ vermarktete; die Berufstätigkeit der Frauen wurde sogar als einer der Gründe für die hohe Kindersterblichkeit angeführt (Colmenar Orzaes 2009: 174).

„un buen número de mujeres más que cuarentonas y sin demasiadas preocupaciones domésticas—solteras, casadas sin hijos, viudas acomodadas—empuñan la pluma con pasión para plasmar sus sueños insatisfechos sobre las cuartillas, o como simple pasatiempo entre la misa mañanera, el rosario vespertino y las visitas a las amigas.“⁶

Die allgemeine Zensur, die Angriffe auf die Religion, das Regime und seine Institutionen unterbinden, die Moralvorstellungen und faschistischen Werte stärken, also insgesamt den Machterhalt sicherstellen sollte, traf Frauen in vielen Fällen härter. Der *censura de género* (gegenderte Zensur) fielen vor allem Werke zum Opfer, die jegliche Form von Gesellschaftskritik enthielten oder als subversiv für das forcierte Frauenbild eingeschätzt wurden – dafür reichte es bereits, die verwendeten sprachlichen Mittel als für Frauen „unangemessene“ Sprache zu beurteilen (vgl. Montejo Gurruchaga 2006).

Die Franco-Diktatur mit ihrem Propagandaapparat, ihren Repressalien und ihrer nationalkatholischen Ideologie stellten für die Literatur des 20. Jahrhunderts eine höchst signifikante Grundlage dar, welche die literarische Ideenentwicklung wesentlich bestimmte (vgl. Medina 1997) und auch für das Schreiben von Gloria Fuertes eine wichtige Rahmenbedingung bildete. Gloria Fuertes setzt sich in ihren Versen oft mit der Ambivalenz ihrer Rolle und der Identitätsfindung abseits der definierten Schemata auseinander, so schreibt sie etwa:

„Ni fui madre, ni esposa,
ni viuda, ni religiosa;
y sin embargo, soy
madre, de todos los niños del mundo,
[...]
religiosa, porque fundé mil Casas con mis versos.
No fui nada y soy algo.“⁷

6 „Eine große Zahl an Frauen weit über die 40 und ohne weitere häusliche Verpflichtungen – alte Jungfern, Verheiratete ohne Kinder, gut situierte Witwen – ergreifen die Feder mit Leidenschaft als reinen Zeitvertreib zwischen der Frühmesse, dem abendlichen Rosenkranzbeten und den Besuchen bei den Freundinnen“ (Castallet 1955: 45). Diese und alle weiteren Übersetzungen sind meine.

7 „Ich war weder Mutter noch Ehefrau, / weder Witwe noch Geistliche; / und trotzdem bin ich / Mutter, aller Kinder dieser Welt, / [...] / Geistliche, weil ich mit

Diese Verse machen einerseits den Kampf der Autorin ersichtlich, gesellschaftlich überhaupt zu existieren, sich selbst im sozialen Nichts zwischen Nonne und Mutter begreifen zu können; sie rechtfertigen andererseits ihre Existenz und Aufgabe als Dichterin, ohne die nationalkatholischen Gemeinplätze zu verlassen. Die abschließende Antithese „Ich war nichts und bin etwas“ bringt auf medialer Ebene auf den Punkt, wo sich die Autorin verortet: ihr Selbstverständnis als Dichterin macht sie zu „etwas“, was für die Gesellschaft „nichts“ ist.

Die Parameter Sexualität und (Nicht-)Mutterschaft spielen nicht nur für das Verständnis von Fuertes' Werk eine große Rolle, sie tragen auch wesentlich zu ihrer scheinbar paradoxen Rezeption bei. Gloria Fuertes' Leben stellt in jeder Hinsicht einen Gegenpol zum franquistischen Frauenbild dar: Sie widmet sich nicht nur der so „unweiblichen“, vom Regime nicht goutierten Beschäftigung des Schreibens, sondern war dank des Erfolges ihrer Kinderbücher auch wirtschaftlich unabhängig; und sie war nicht nur nicht verheiratet und kinderlos, darüber hinaus war auch ihre Homosexualität in ihren Bekanntenkreisen ein offenes Geheimnis. Dass eine derart subversive Persönlichkeit zu einem Star der Kinderliteratur wird und auch weitgehend ungehindert publizieren kann, ist auf den ersten Blick überraschend, stellt sich aber als nur scheinbarer Widerspruch heraus: Von Kritik und Öffentlichkeit wird die Figur Gloria Fuertes zu einer Art Mutter aller Kinder stilisiert, die unbequemen Details ihrer Person so entweder ignoriert oder zu Gunsten dieser Figur uminterpretiert. Ihre Ehelosigkeit etwa wird von der Kritik vor dem Hintergrund der gesellschaftlichen Normen durchwegs als unglückseliges, nichtgewolltes Schicksal aufgefasst und mit Einsamkeit und fehlender Liebe gleichgesetzt, und die Interpretation ihrer Lyrik nimmt nicht selten diese sozialen Stereotype als Ausgangspunkt. Lorenzo Arribas (2011: 142) etwa thematisiert in seinem Aufsatz zwar den gesellschaftlichen Zwang zur Ehe und ist bemüht, die lesbische Seite von Fuertes nicht unter den Tisch zu kehren; dennoch zieht er, wie so viele Kritiker_innen vor ihm, Parallelen zwischen (rein rechtlicher) Ledigkeit und Einsamkeit: „Gloria no vivió en matrimonio,

meinen Versen tausend Häuser stiftete. / Ich war nichts und bin etwas“ (Fuertes 2008b: 280).

sino sola y, lo peor, en soledad (una de las sensaciones que le acompañó toda su vida)⁸.

Die lesbische, unabhängige Autorin wird so zu einer Quasi-Heiligen umgedeutet, deren „Keuschheit“ aufrechterhalten wird, indem ihre Liebesbeziehungen mit anderen Frauen als Freundschaften abgetan oder überhaupt übersehen werden. Eine erste heterosexuelle Liebe wird hingegen als romantisch-tragischer Grund für die spätere Lieblosigkeit in Fuertes' Leben hochgehalten: Klischeehafte Aussagen wie „ese primer amor que dejó heridas no cicatrizables“⁹ finden sich in fast jeder biografischen Abhandlung und machen so jegliche lesbische Notion unsichtbar.

Ihre extrem hohe Popularität und Sichtbarkeit machten sie zu einer Art Botschafterin der Armen und Marginalisierten, eine weitere Rolle, die zu einer Mystifizierung als Mutter des gesamten spanischen Volkes beiträgt. Ihre gewollte biologische Nicht-Mutterschaft wird durch diese Rezeptionsdiskurse zu einer erfüllten national-metaphorischen Mutterschaft, zu einer von der Liebe benachteiligten Mutterfigur, die ihr Schicksal dadurch kompensiert, dass sie ihren „natürlich“ vorhandenen Mutterinstinkt auf ihre kleinen Leser_innen projiziert.

Es handelt sich um eine Art von Verklärungsmaschinerie zur Konstruktion einer nationalen Mutterfigur, wie sie im Besonderen auch bei der chilenischen Schriftstellerin Gabriela Mistral (ebenfalls lesbisch, unverheiratet und kinderlos, ebenfalls in erster Linie berühmt für ihre Kinderliteratur) zu beobachten ist; anders als Fuertes wurde die Rolle und Rezeption als Mutter Amerikas von Mistral jedoch bereits in mehreren akademischen Arbeiten thematisiert und kritisch beleuchtet.¹⁰

Die Inszenierung als harmlose Unterhalterin mit ein paar lustigen Kinderversen war für Gloria Fuertes aber auch ein Weg, um diese Zensur weit-

8 „Gloria lebte nicht in Ehe, sondern allein, und, was am Schlimmsten ist, in Einsamkeit (eine der Empfindungen, die sie ihr ganzes Leben begleitete)“ (Lorenzo Arribas 2011: 142).

9 „Diese erste Liebe, die unheilbare Wunden hinterließ“ (González Rodas 2008: 35).

10 In ihrem nicht ohne Polemik aufgenommenen Werk analysiert Fiol-Matta (2002) etwa die paradoxe Konstruktion der öffentlichen Figur Gabriela Mistral als Mutter und Lehrerin Amerikas in Verbindung mit den staatlichen Institutionen.

gehend zu umgehen bzw. später im Postfranquismus gesellschaftlich anerkannte, akzeptierte Kinderbuchautorin zu bleiben und so auch von der Literatur leben zu können. Für ihr gesamtes poetisches Werk spielt in dieser Hinsicht der Humor eine große Rolle, da dieser den gesellschaftskritischen Gehalt ihrer Gedichte zu verharmlosen, tarnen und verschleiern vermochte.¹¹ Die humoristischen poetischen Stilmittel wie Sprachspiele, der Einsatz von Parodie und Ironie bringt Gloria Fuertes in ihrem posthum veröffentlichten Gedichtband *Glorierías (Para que os enteréis)* zu einem Höhepunkt. In Anlehnung an die *Greguerías*¹² spielt Fuertes mit Klang, Bedeutung und Konzepten und kritisiert dabei nicht nur die Gesellschaft, sondern schafft es auch, unseren Blick auf die Welt, vor allem auf die der Frauen, spielerisch zu erweitern.

So heißt es etwa „Hay mujeres que al casarse / se convierten en menores de edad / bajo la dictadura del marido“¹³ – die Institution der Ehe wird als für Frauen ungeschützter Raum der Fremdbestimmung enttarnt, das Bild des Ehemanns als Diktator bringt die gesellschaftlichen Gegebenheiten (und Gesetzeslage) auf eindruckstarke Weise auf den Punkt.

Die Gedichte von Gloria Fuertes machen nicht nur die verdrängte (weil häusliche, „private“) gesellschaftliche Unterdrückung von Frauen sichtbar,

11 Gloria Fuertes veröffentlichte sowohl während des Franquismus (alle Werke, bis auf den ersten Gedichtband, sind in *Obras incompletas* gesammelt erschienen), als auch danach (*Historia de Gloria, Mujer de verso en pecho*, sowie posthum *Glorierías*). Es ist davon auszugehen, dass die Unterdrückung während der franquistischen Diktatur nicht nur die spanische Gesellschaft als Ganzes, sondern auch das Leben von Gloria Fuertes im Speziellen so nachhaltig geprägt hat, dass diese Realität auch über das Umbruchsjahr 1975 hinauswirkt. Tatsächlich sind in Themen und Stil ihrer Poesie keine großen Unterschiede hinsichtlich dieser Bruchstelle feststellbar, aus diesem Grund wird ihr gesamtes Werk hier unter den Vorzeichen der franquistischen Diktatur beleuchtet.

12 Die *Greguerías* sind eine Kleinform der spanischen Literatur: kurze, humorvolle Sätze, die mit Humor und Metaphern einen unerwarteten Effekt erzeugen, v.a. durch Sprachspiele wie Paronomasie, Äquivokation, falsche Etymologien und die Parodie von fixen Wendungen; als Schöpfer gilt der Avantgardist Ramón de la Serna (vgl. Senabre Sampere 1984).

13 „Es gibt Frauen, die werden durch die Hochzeit / zu Minderjährigen / unter der Diktatur ihres Ehemanns“ (Fuertes 2001: 26).

ihre kraftvolle Sprache scheut auch nicht davor, verleugnete und tabuisierte Körperlichkeiten wie Eierstöcke, Hüften oder Brüste beim Namen zu nennen. In einer anderen *Glorieria* spielt Fuertes auf fast makabre Weise mit Isotopen rund um die weibliche Körperlichkeit und die Mutterschaft; die Plazenta und der Kaiserschnitt stehen dabei im Mittelpunkt, mit ihnen wird die verschwiegene weibliche Körperlichkeit poetisiert und enttabuisiert. Dabei wird die weibliche Körpererfahrung in eine Poesie transformiert, die sich an keine Konventionen – weder formelle noch inhaltliche – hält:

„La Placenta tuvo un hijo sin placer
en la placenta.
Y la Cesárea
murió de ello.“¹⁴

Das Grundprinzip und Achse dieser Gedichtform ist die Paronomasie „placenta – placer“, die jedoch weit darüber hinausgeht, nur phonetische, unterhaltsame Spiele zu erzeugen. „Sin placer“, also ohne Freude oder Vokation Mutter zu werden, stellt eine radikale Absage an die Natürlichkeit und Universalität des Mutterinstinkts dar und eröffnet so einen neuen Weiblichkeitsentwurf, in dem die Mutterschaft nicht automatisch zum Glück führt, sondern Ambiguität zulässt. Für Simone de Beauvoir liegt die Charakteristik der Mutterschaft beziehungsweise des weiblichen Verlangens in dieser Ambiguität; der Mutterkörper ist laut Beauvoir kein biologischer Körper, sondern einer, dessen biologische Bedeutung sich erst kulturell, durch Einschreibung in die dominanten Diskurse, ergibt. Sie reinterpretiert den Mutterkörper durch eine Beschreibung, die das Natürliche entnaturalisiert und die Mutterschaft zu einem seltsamen, unnatürlichen Ausdruck macht (vgl. Beauvoir 2000 und Zerilli 1996). [KÖRPER]

Die zitierten Verse von Gloria Fuertes enttabuisieren den Mutterkörper zwar einerseits, andererseits werden die Frauen dahinter subjektlos und unsichtbar: Mutterkuchen und Kaiserschnitt (span. „Cesárea“) werden zu Eigennamen, die Frau verschwindet vollkommen hinter den reproduktiven Funktionen und verliert ihren Subjektstatus als eigenständiges Wesen. Die

14 „Die Plazenta hatte ein Kind ohne Freude / in der Plazenta. / Und die Cesarea / starb daran“ (Fuertes 2001: 150).

Geburt wird in diesem Gedicht durch den Kaiserschnitt zu einem unnatürlichen Vorgang, in dem der Frau zudem jegliche Möglichkeit zur Steuerung entzogen wird und der durch seinen tödlichen Ausgang das Muttersein auf besonders drastische Weise weiter entmystifiziert.¹⁵ Dank der Kürze und Prägnanz der Sprachspiele schaffen es die Kurzgedichte der *Glorieras*, Wahrnehmungsräume in Bezug auf Mutterschaft und Gender zu erweitern, indem das gängige Frauen-/Mutterideal um ein weniger idyllisches Bild ergänzt und die als Glück erlebte Mutterschaft in Frage gestellt wird.

Fuertes' Verse unterlaufen die dominanten Diskurse, welche die weibliche Identität auf die mütterlichen Funktionen reduzieren und andere Definitionen von Weiblichkeit annullieren, indem sie ergänzende Facetten sucht, die Frau-Sein ausmachen können. Ihre Poesie gibt der Möglichkeit Raum, sich dem sozialen Imperativ von Ehe und Mutterschaft zu entziehen, also ein Leben ohne Kinder und Ehemann überhaupt erst denkbar zu machen:

„De profesión: soltera
Por un mundo no peor
Hice más de lo que pude,
colaboré con mi virginidad a la Causa,
—cuantos menos nazcan, menos sufren—.“¹⁶

Das poetische Ich präsentiert sich als (mütterliches) selbstloses und aufopferndes Ich, das zur „Causa“, der Mission, beitragen möchte; es tut dies auf höchst ironische Weise, indem es die Erwartungen nicht nur inhaltlich, sondern auch auf Ebene der Sprache verdreht: nicht „für eine nicht noch schlech-

15 Zusätzliche Tragweite bekommt die hier thematisierte Müttersterblichkeit im Kontext der franquistischen Sozialisierung zur mütterlichen Aufopferung: Die Mission, dem Vaterland Kinder zu schenken, wurde dermaßen wichtig genommen, dass laut den medizinischen Diskursen Frauen ihren möglichen Tod unhinterfragt zu akzeptieren hätten, wenn dadurch ihr Neugeborenes gerettet werden könne (vgl. Colmenar Orzaes 2009: 173).

16 „Von Beruf: Single / Für eine nicht noch schlimmere Welt / tat ich mehr, als ich konnte, / ich trug mit meiner Jungfräulichkeit zur Mission bei / – je weniger geboren werden, desto weniger müssen leiden.“ (Fuertes 2008b: 91).

tere Welt“, sondern „für eine bessere Welt“ wäre die üblichere Ausdrucksweise, und die Wendung „ich tat, was ich konnte“ wird mit der Variante „ich tat mehr, als ich konnte“ ad absurdum geführt.

Der zweite Teil des Gedichts invertiert den franquistischen Imperativ zur Reproduktion auf der inhaltlichen Ebene. Die patriotische Mission („Causa“) der Frauen im Franquismus bestand darin, dem Vaterland möglichst viele Kinder – „*siervos de Dios y futuros soldados de España*“¹⁷, in den Worten Pilar Primo de Riveras, der Gründerin der faschistischen Frauenorganisation *Sección Femenina* (1939) – zu schenken und zu umsorgen. In Fuertes' Versen aber besteht die Mission darin, die Kinder vor dem Geborenwerden in eine repressive Diktatur zu bewahren, und die Verweigerung der obligatorischen Heterosexualität ist das geeignete Mittel dazu. Sie bleibt dabei in ihrer „weiblichen“ Rolle der Kinderliebhaberin und Fürsorgerin, die ihre Transgression bzw. Nicht-Erfüllung der mütterlichen Mission zu rechtfertigen scheint. Die Ironie schafft allerdings auf eindrucksvolle Weise einen alternativen weiblichen Lebensentwurf abseits der gesellschaftlichen Normen.

Ironisch spielt auch der Titel des Gedichts mit diesen Konzepten: „Von Beruf: Single“ scheint eine Abwandlung der Idee „Von Beruf: Hausfrau“ zu sein, oder eine Verdrehung der Posten „Beruf“ und „Familienstand“ eines Formulars. In Fuertes' feministisch-ironischem Gedicht aber wird dieses scheinbare Absurdum zur Proklamation weiblicher Unabhängigkeit, indem nicht nur die Kinder-, sondern auch die Ehelosigkeit als gültige, ja sogar moralisch besser vertretbare Variante konstruiert wird.

In einem der wichtigsten theoretischen Beiträge zur Mutterschaft weist Élisabeth Badinter (1981) auf die große Rolle hin, die besonders den wissenschaftlichen Diskursen bei der Konstruktion des universalen Mutterinstinkts und der bedingungslosen Mutterliebe zukommt (vgl. auch Saletti Cuesta 2008). Fuertes entzieht sich durch den konsequenten Gebrauch des Freien Verses und der oft unpoetischen, alltäglichen Sprache nicht nur jeglicher metrischen Norm, sondern auch den kanonisierenden literaturwissenschaftlichen Diskursen. In „*Celibato (Lección tercera)*“¹⁸ evozieren der Titel und das diktatmäßig aufgebaute Gedicht einen schulischen Kontext, in dem der schulisch-wissenschaftliche Diskurs imitiert und so poetisch parodiert wird.

17 „Diener Gottes und zukünftige Soldaten Spaniens“, aus einer Rede von Pilar Primo de Rivera, zitiert in: Ministerio de la Gobernación (1942: 34).

18 „Zölibat (Dritte Lektion)“.

Die Kraft der Parodie dieses Machtdiskurses liegt darin, einerseits als universell angenommene Verhältnisse poetisch zu dekonstruieren und andererseits neue Räume der weiblichen Selbstbestimmung einer „soltera“ (Junggesellin, Ledigen) zu konstruieren:¹⁹

„Celibato (Lección tercera)
 La diferencia entre una soltera
 y una solterona,
 es diferente, dos puntos:
 La soltera nace
 la solterona se hace.“²⁰

Das Gedicht stellt der neutralen „soltera“ (Ledige) die negativ besetzte „solterona“ (alte Jungfer) gegenüber und findet dabei auch zu ihrer ganz eigenen Version von Beauvoirs „On ne naît pas femme, on le devient“: ledig kommen wir auf die Welt, doch die Kondition der gescheiterten, nicht Mutter gewordenen alten Jungfer wird der Frau erst durch Sozialisierung und verurteilende Diskurse eingeschrieben. Die „solterona“, die im Gedicht weiter als verbittertes, armseliges Klatschweib charakterisiert wird, ist jenes kulturelle Artefakt, das den Gegenpol zur kulturell konstruierten idealen Mutterfigur bildet. Die „soltera“ hingegen, die sich aus eigenem Willen für ein Leben abseits sozialer Konventionen entscheidet, parodiert durch den intertextuellen Bezug auf *La perfecta casada*²¹ das gängige Bild der perfekten Ehefrau und Mutter und stellt ihm eine positiv besetzte Alternative gegenüber:

19 Im Folgenden wird besonders auf die Ehelosigkeit eingegangen; ich behandle diese implizit als analog zu Kinderlosigkeit, da Ehe und Kinder nach der herrschenden katholischen Ideologie und den gesellschaftlichen Gegebenheiten untrennbar miteinander verbunden waren.

20 „Zölibat (Dritte Lektion): / Der Unterschied zwischen einer Junggesellin / und einer alten Jungfer / ist unterschiedlich, Doppelpunkt: / Als Junggesellin wird man geboren, / zur alten Jungfer wird man“ (Fuentes 2008b: 284-85).

21 In diesem 1584 von Fray Luis de León veröffentlichten Werk werden jene Attribute (Unterwürfigkeit, Gehorsam, Aufopferung) beschrieben, die eine Frau in einer perfekten Ehe zu erfüllen habe; dass das Frauenbild im Franquismus auf den gleichen Werten basiert, zeigt sich besonders anschaulich daran, dass das Buch in

„En cambio, comparad,
la perfecta soltera,
(perdón Fray Luis)
es una dulce pera,
perita en dulce,
su amor sin papeleos
¡Qué bien la luce!“²²

Der perfekten Junggesellin wird mit der „Liebe ohne Papierkram“ auch die Möglichkeit einer (auch lesbischen) Liebe abseits der offiziell anerkannten Beziehungen zugestanden.²³ Sie verfügt darüber hinaus über erotisch-sinnliche Weiblichkeitsattribute („perita en dulce“), die der entsexualisierten alten Jungfer abgesprochen werden.

So bietet das Gedicht beispielhaft einen neuen Weiblichkeitsentwurf, in dem die kinder- und ehelose Frau ihre Weiblichkeit nicht einbüßt, sondern vielmehr durch ihre Unabhängigkeit und Sexualität zu einer neuen, erhabenen Identität als Frau gelangt. Die Poesie von Fuertes gibt alternativen Entwürfen von Gender, auch im Sinne von „anderen“ und queeren Identitäten, einen Raum. Ihre Verse, auch die ihrer Kinderliteratur, sind voller Figuren, die Heteronormativität und Zweigeschlechtlichkeit untergraben oder auflösen: Männliche Sirenen und andere Meereswesen mit unklarer Geschlechtsidentität; Hühner, die sich in Hähne verwandeln; Gestalten und Tiere mit zwei, gar keinen oder wechselnden Geschlechtern; Drag Queens und Trans*personen. [IMPERSONATION]

den Nachkriegsjahren das beliebteste Hochzeitsgeschenk für Bräute war (vgl. Febo 2002: 203).

22 „Hingegen, vergleicht, / die perfekte Junggesellin / (Entschuldigung, Bruder Luis) / ist eine süße Birne, / eine süße Dirne, / ihre dokumentlose Liebe – / wie gut sie ihr steht!“ (Fuertes 2008b: 284-85).

23 Die Kritikerin Elena Castro weist auf die implizite Beziehung zwischen den Attributen ledig und lesbisch im Kontext des Franquismus hin: Die Reduktion der weiblichen Sexualität auf die Fortpflanzung verleugnete die lesbische Identität und machte sie unter dem Deckmantel der Jungfer (solterona) oder der „Komi-schen“ unsichtbar (Castro 2014: 48). Diese Verbindung mitzudenken ist daher einer der Eckpfeiler einer queeren Lektüre von Gloria Fuertes' Werk.

In „La marioneta y el robot (Cuento)“²⁴ wird beispielsweise mit dem Zusatz „cuento“ (Geschichte, Erzählung) ein spielerisch-kindlicher Kontext evoziert, der strategisch vom subversiven Gehalt des Inhaltes ablenkt. In dieser „Geschichte“ wird die Mutter als Marionette verkörpert, die weiter als warmherzig, ungebildet und unerfahren charakterisiert wird, der Vater als technischer, gebildeter, kalter Roboter, und ihre Kinder als Handpuppen. Die Orte, an denen sie sich als solche bewegen – die Bühne oder die Spielzeugkiste – können als abgeschlossene, begrenzte Räume identifiziert werden, in denen die Figuren erst durch fantasievolle Inszenierung durch andere überhaupt agieren können. Das In-Szene-Setzen oder die Inszenierung ist, in Anlehnung an Butler, für Kolesch/Lehmann (2002) wesentlich für die Subjekt- und Gemeinschaftskonstituierung, die sie als grundsätzlich theatralisch beschreiben. Die performativen Prozesse, die soziale und kulturelle Gemeinschaft hervorbringen, besitzen für sie immer Aufführungs- bzw. Inszenierungscharakter. Inszenierung verstehen sie als ein Spektrum an Verfahren und Kulturtechniken, die etwas sichtbar machen, das ohne die Inszenierung verborgen und damit inexistent bliebe, im Besonderen die performativen Prozesse selbst. Die Figuren in Fuertes’ Gedicht – fremdgesteuert, manipulierbar und von anderen programmiert – machen durch diesen metaphorischen Gehalt Gender als durch Inszenierungen/soziale Praktiken perpetuiertes und performativ hervorgebrachtes Konstrukt sichtbar und enttarnen die Elternschaft als Teil der obligatorischen Heterosexualität:

„La marioneta y el robot
formaban la clásica pareja,
[...]
La marioneta y el robot se casaron
y tuvieron dos títeres.
Les pusieron de nombre Adán y Eva,
y vuelta a empezar.“²⁵

24 „Die Marionette und der Roboter (Erzählung)“

25 „Die Marionette und der Roboter / waren das klassische Paar. / [...] Die Marionette und der Roboter heirateten / und bekamen zwei Handpuppen. / Sie nannten sie Adam und Eva / und alles fing von vorne an“ (Fuertes 2008b: 327).

Am Ende der „Geschichte“ – die Handpuppen-Kinder erhalten die Namen Adam und Eva – verlassen die Figuren das Reich der Fantasie bzw. der Bühnenszenierung und treten in den metaphorischen Raum unserer katholischen geprägten Gesellschaft über. „Und alles fing von vorne an“ bringt den repetitiven Charakter des heteronormativen Diskurses, an den sich auch der Mutterschaftsdiskurs anschließt, auf den Punkt. Nach Butler wird die Heterosexualität, die sich uns auf performative Art als das Ursprüngliche, Authentische präsentiert, erst durch überzeugende Wiederholung zum Original; die subversive Parodie durch lesbische/schwule Identitäten entlarvt diesen Originalitätsanspruch als illusorisch (vgl. Butler 2000: 101). Somit dient bei Fuertes der kindlich-naive Schauplatz der Spielzeugkiste als subversiver Ort, an dem Marionette und Roboter durch Aufzeigen der performativen Diskurse die klassische heterosexuelle Paarbeziehung parodieren.

An anderen Stellen entkräftet Fuertes die (im Franquismus so bedeutenden) religiösen Machtdiskurse: Sie äußert sich sarkastisch zur Schöpfungsgeschichte und zieht damit die Fundamente der katholischen Gesellschaft ins Lächerliche:

„Cuando el mundo el paraíso era,
le habitaba una sola pareja
–hasta se saben sus nombres...
Y si esto verdad fuera,
descendemos del incesto y el incesto degenera...
¡Ya me explico tanta guerra!“²⁶

Indem sie Eva, die „Ur-Mutter“ der Welt, als inzestuös bezeichnet, unterstellt sie den religiösen Diskursen nicht nur eine gewisse Absurdität. In einem für ihre Poesie typischen Verfahren verdreht sie außerdem gesellschaftliche Grundwahrheiten oder dominante Diskurse: In ihrem Gedicht ist es nicht die Homosexualität wie in Sodom und Gomorra, die angeblich Leid und Untergang über die Welt bringt, sondern die heterosexuelle „Unzucht“ von Adam und Eva.

26 „Als die Welt ein Paradies war, / bewohnte sie ein einziges Paar / – man kennt sogar ihre Namen... / Und wenn dies wahr wäre, stammen wir alle vom Inzest ab / und der Inzest entartet... / Da erklärt sich so viel Krieg!“ (Fuertes 2008a: 268).

Feministische Perspektiven aus der Richtung des Ökofeminismus, pazifistischen Feminismus und Differenzfeminismus sprechen sich für die Rekonstruktion der Mutterschaft als Quelle von Leben und Erfüllung aus, um sie von den negativen Konnotationen zu befreien und ihr im Sinne von Selbstbestimmung und Naturverbundenheit eine neue Bedeutung zu geben. Adrienne Rich etwa unterscheidet zwischen Mutterschaft als Erfahrung einerseits – also die potenzielle Beziehung jeder Frau zur Macht der Reproduktion – und der Mutterschaft als einengende soziale Institution andererseits. Um mit dieser Ambivalenz der Mutterschaft umzugehen und nicht passives Opfer patriarchaler Strukturen zu bleiben, schlägt Rich vor, den Körper zur Quelle von Wissen und spezifisch weiblicher Macht zu machen (vgl. Rich 1995).

Nach der italienischen Psychologin und Feministin Silvia Vegetti Finzi (1990) ist es für die weibliche Identitätsbildung zentral, diese Fähigkeit nicht nur nicht zu leugnen, sondern sie in konkrete existenzielle Qualitäten umzuwandeln. Durch die Repräsentation der Mutterschaft in der Phantasie sollen Frauen, so Vegetti Finzi, neue Formen von Autorepräsentation bilden, in denen sie sich jene Metaphern und Bilder aneignen, welche die patriarchale Kultur geschaffen hat, um sie unter Kontrolle zu halten. Die kreative, schaffende Dimension der Mutterschaft gilt es, in einen intellektuellen und affektiven Stil umzudeuten, in eine Form, zu erkennen und zu kommunizieren (vgl. Vegetti Finzi 1990).

In Gloria Fuertes' Werk taucht immer wieder die Literatur als diese befreiende, identitätsstiftende Dimension auf, und Fuertes bedient sich dabei auch der Metapher der biologischen Mutterschaft, um ihren Schaffensprozess zu beschreiben – so etwa im Vorwort zu ihren *Obras incompletas*:

„y entre los dedos—muslos creadores—se produce el parto, el asombroso nacimiento del nuevo poema. [...] si el poema se atrasa, algo va mal en la madre—en el poeta. Perdonad que la metáfora me haya salido tan fisiológica, pero bien véis que el nacimiento de un poema es en parte como un parto, un parto sin dolor—el dolor se siente antes del alumbramiento, durante el fugaz ,embarazo‘.“²⁷

27 „und zwischen den Fingern – schaffenden Schenkeln – kommt es zur Geburt, der erstaunlichen Geburt des neuen Gedichts. [...] Wenn sich das Gedicht verzögert, läuft irgendetwas falsch bei der Mutter – beim Dichter. Entschuldigt, dass mir die Metapher so physiologisch geraten ist, aber ihr seht, das Zurweltkommen eines

Wie bei der Plazenta scheut sich Gloria Fuertes nicht, die weiblichen Körperteile und biologischen Vorgänge der Mutterschaft (Schenkel, Geburt, Entbindung²⁸, Schwangerschaft) sichtbar zu machen; hier dienen sie dazu, die Metapher Mutter-Dichterin zu untermauern. Fuertes eignet sich so das gesellschaftliche Bild an, dass jede Frau per se potenzielle Mutter sei, und postuliert ihren eigenen Weg, diese Anforderung zu erfüllen: das literarische Schaffen. Weit davon entfernt, mit der Annahme dieses Stereotyps ein Zugeständnis an die patriarchale Ordnung zu machen (zu subversiv, kritisch und ironisch ist ihr Gesamtwerk in Bezug auf Geschlechterrollen und Mutterschaft), geht Fuertes damit viel weiter, als ihre eigene Beschäftigung mit Literatur zu rechtfertigen. Indem sie die literarische Geburt mit der physiologischen gleichsetzt, die Entbindung mit der kreativen Erleuchtung und die schreibenden Finger mit den gebärenden Schenkeln, identifiziert sie das Schreiben als eine den Frauen vorbehaltene, inhärent weibliche Gabe, sie beansprucht die Autorinnenschaft für sich und alle Frauen als feminines Merkmal. Durch den Gebrauch des generischen Maskulinums („el poeta“, der Dichter) und dem Zugeständnis, dass der Schaffensprozess nur „zum Teil“ wie eine Geburt sei, relativiert sie andererseits diesen Alleinanspruch und macht das Schreiben als Prozess wahrnehmbar, der allen Geschlechtern offensteht.

Dadurch invertiert sie die geläufige Metapher der literarischen Vaterschaft; Gilbert und Gubar haben dargelegt, dass das Schreiben in den westlichen Kulturen als etwas ausschließlich Männliches konstruiert wird, indem jeder Autor als der Vater seines Werkes und die männliche Sexualität als Essenz literarischer Schaffensenergie verstanden wird: Der Autor eines Textes ist „father, progenitor, procreator, an aesthetic patriarch whose pen is an instrument of generative power like his penis“ (Gilbert/Gubar 1984: 6). Aus dieser Position heraus sei es für Frauen schwierig, überhaupt zu schreiben, da der männliche Autor-Vater das einzige legitime Modell für Autorschaft

Gedichts ist zum Teil wie eine Geburt, eine Geburt ohne Schmerz – den Schmerz fühlt man vor der Entbindung/Erleuchtung, während der flüchtigen ‚Schwangerschaft‘, Fuertes 2008a: 32-33).

28 Das Wort „alumbramiento“, das sowohl Entbindung also auch Inspiration, Erleuchtung bedeutet, ist im Grunde schon eine Metapher in sich; es kann als Beispiel dafür genannt werden, wie Fuertes in vielen Gedichten mit mehrdeutigen Wörtern spielt und dadurch neue Horizonte eröffnet.

zu sein scheint, und die männliche Schaffenskraft sich überhaupt als die einzige existierende präsentiert.

Genauso wie dem männlichen Alleinanspruch an die Kreativität widersetzt sich Gloria Fuertes dem Topos der weiblichen Hysterie beziehungsweise der wahnsinnigen Schriftstellerin, indem sie auch diesen als performative Zuschreibung identifiziert – „Hay quien dice que estoy como una cabra; / lo dicen, lo repiten, ya lo creo“²⁹ – oder mit jeglichen Zweifeln an der geistigen Gesundheit der Schriftstellerin humorvoll aufzuräumen versucht:

„Difícil, por ahora, ser demente,
 porque yo no escribo de mente
 escribo de corazón,
 de ojos,
 de manos,
 de un ser,
 —o de varios—.
 Escribo de ovarios.
 (inclusive).“³⁰

Die Sprachspiele der Homophonie („demente – de mente“) und Paronomasie („o de varios – de ovarios“), die das Gedicht einrahmen, haben hier nicht nur die Funktion, dem Text einen spielerischen, leichten, nicht ernstzunehmenden Unterton zu geben, sondern sie verweisen auch auf die Schlüsselemente der Subversion – den Topos der weiblichen Verrücktheit, dem hier der rationale Verstand gegenübergestellt wird, und auf die Körperlichkeit. Auf die metaphorisch-theoretische Frage „If the pen is a metaphorical penis, with what organ can females generate texts?“ von Gilbert und Gubar (1984: 7) liefert Gloria Fuertes in diesem Gedicht eine klare Antwort: Ihr lyrisches Ich schreibt tabufrei und offen „aus den Ovarien“ – der weibliche Körper und

29 „Es gibt Leute, die sagen, ich bin total wahnsinnig; / sie sagen es, sie wiederholen es, ich glaube es langsam“ (Fuertes 2008a: 212).

30 „Schwierig, bis jetzt, dement zu sein / denn ich schreibe nicht aus dem Verstand / ich schreibe aus dem Herzen, / aus den Augen, / aus den Händen, / aus einem Wesen / – oder aus mehreren. / Ich schreibe aus den Ovarien. / (Eingeschlossen)“ (Fuertes 2008b: 272).

seine Geschlechtsorgane sind nicht mehr Orte der biologischen Fortpflanzung und folglich der Erfüllung der Mutterrolle, sondern Quellen der künstlerischen Kreativität.

Als ultimativen Ausdruck dieser Subjektivität und Identität trägt Fuertes' letzter zu Lebzeiten erschienene Gedichtband den Titel *Mujer de verso en pecho* (Fuertes 2008c), eine Parodie des idiomatischen Ausdrucks „hombre de pelo en pecho“³¹. Mit der Erschaffung einer „Frau mit Vers auf Brust“ spielt Fuertes mit gängigen Genderkonstrukten und fügt ihre eigenen hinzu: Die Lyrik macht für sie als das höchste aller Weiblichkeitsattribute das Frau-Sein aus – die Quintessenz des Weiblichen ist nicht länger die biologische, sondern die literarische Mutterschaft.

Die Rolle der Mutterschaft für die Poesie von Gloria Fuertes einerseits und ihren Erfolg als Kinderbuchautorin in einer repressiven Gesellschaft andererseits lässt sich nun wie folgt zusammenfassen: Die Strategie, um als lesbische Frau im (Post-)Franquismus überhaupt schreiben und davon leben zu können bzw. die (franquistische, soziale, aber auch verinnerlichte oder selbstaufgelegte) Zensur zu umgehen, besteht zu einem großen Teil darin, sich an die patriarchalen Spielregeln zu halten. Sie bedient sich den ideologischen Bildern von normativer Weiblichkeit auf ihre Weise, indem sie sich als gutmütige und kinderliebe (wenn auch gleichzeitig komische) Mutter-Großmutter-Figur inszeniert und ihre Rolle als „Mutter aller Kinder“ akzeptiert. Das gleiche kann über ihre poetischen Strategien gesagt werden: Viele ihrer Gedichte evozieren einen kindlichen oder schulischen Kontext und unterscheiden sich in Form und Sprache oft kaum von ihren humoristischen Kindergedichten.³² Verstärkt durch die Metapher der Autorin als Mutter entsteht so eine auf den ersten Blick harmlos-naive Poesie, welche die Gemeinplätze der patriarchalen Ordnung nicht zu verlassen scheint.

31 Wörtlich „Mann mit Haar auf Brust“. Der idiomatische Ausdruck für einen Mann mit besonders ausgeprägten ideal-maskulinen Eigenschaften wird hier zum Ausgangspunkt für den ermächtigenden Ausdruck „Frau mit Vers auf Brust“.

32 Das Werk von Gloria Fuertes stellt durch diese Aufweichung von Grenzen durch die Integration kindlich-spielerischer Verfahren auch Genre Grenzen zwischen Kinderliteratur und „ernster“ Literatur grundlegend infrage. Sie ist damit auch eine mediale Subversion der „offiziellen“ oder Kanonliteratur, die durch (männlichen) Konsens als solche klassifiziert wird.

Wie anhand der Mutterschaftsdiskurse und -bilder beispielhaft gezeigt wurde, findet die feministisch-queere Subversion in Fuertes' Werk auf der medialen Ebene statt: Humoristische Mittel wie Ironie, Parodie und Sarkasmus entkräften jene Machtdiskurse, die restriktive Frauenbilder erst hervorbringen; Sprachspiele, Wortneuschöpfungen und rhetorische Figuren machen Gender und Sexualität als konstruiert und diskursiv hervorgebracht begreifbar, indem die Normen durch Irritation bewusst gemacht werden. Zusammen mit intertextuellen Verweisen und dem konsequenten Gebrauch des Freien Verses ist dieser Humor in erster Linie Schaffungsmedium für alternative Räume, in denen die Topoi der „perfekten Ehefrau“ und der „wahn-sinnigen Schriftstellerin“ durch andere, autonome, auch queere Weiblichkeitsentwürfe ersetzt werden.

LITERATUR

- Badinter, Élisabeth (1981): *Die Mutterliebe. Die Geschichte eines Gefühls vom 17. Jahrhundert bis heute*, München: Piper.
- Beauvoir, Simone de (2000): *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Butler, Judith (2000): „Imitación e insubordinación de género“, in: *Revista de Occidente* 235, S. 85-109.
- Castallet, José María (1955): *Notas sobre la literatura española contemporánea*, Barcelona: Laye.
- Castro, Elena (2014): *Poesía lesbiana queer*, Barcelona: Icaria.
- Colmenar Orzaes, María del Carmen (2009): „La institucionalización de la maternología en España durante la Segunda República y el franquismo“, in: *Historia de la educación. Revista interuniversitaria* 28, S. 161-183.
- Febo, Giulina di (2002): *Ritos de guerra y de victoria en la España franquista*, Bilbao: Desclée e Brouwer.
- Ferro, Norma (1991): *El instinto maternal o la necesidad de un mito*, Madrid: Siglo XXI.
- Fiol-Matta, Licia (2002): *A Queer Mother for the Nation: Gabriela Mistral and the State*, Minnesota: Minnesota University Press.
- Fuertes, Gloria (2001): *Glorierías (Para que os enteréis)*, Madrid: Torremozas.
- (2008a [1975]): *Obras incompletas*, Madrid: Cátedra.

- (2008b [1980]): *Historia de Gloria (Amor, humor y desamor)*, Edition von Pablo González Rodas, Madrid: Cátedra.
- (2008c [1995]): *Mujer de verso en pecho*, Madrid: Cátedra.
- Gilbert, Sandra/Gubar, Susan (1984): *The Madwoman in the Attic. The Woman Writer in the Nineteenth-Century Literary Imagination*, New Haven/London: Yale University Press.
- González Pérez, Teresa (2009): „Los programas escolares y la transmisión de roles en el franquismo: la educación para la maternidad“, in: *Bordón* 61, 3, S. 93-105.
- González Rodas, Pablo (2008): „Introducción“, in: *Gloria Fuertes, Historia de Gloria (Amor, humor y desamor)*, Madrid: Cátedra, S. 27-53.
- Hacken, Hilde: *Self-Definition through Poetry in the Work of Gloria Fuertes and Pilar Paz Pasamar in the Period 1950-1970*. Dissertation, St. Andrews 2007.
- Hassler, Gabriele (2017): „Escribo de ovarios – Subversive Kinderlosigkeit und (literarische) Mutterschaft bei Gloria Fuertes“, in: Behrens, Christoph/Zittlau, Andrea (Hg.), *Queer-feministische Perspektiven auf (Wissen)schaft. Interdisziplinäre Rostocker Gender und Queer Studien*, Bd. 1, S. 246-265.
- Kolesch, Doris/Lehmann, Annette Jeal: „Zwischen Szene und Schauraum – Bildinszenierungen als Orte performativer Wirklichkeitskonstitution“, in: Uwe Wirth (Hg.), *Performanz. Zwischen Sprachphilosophie und Kulturwissenschaften*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp, S. 347-365.
- Lorenzo Arribas, Josemi (2011): „Gloria Fuertes. Empatía y radicalidad pacifista“, in: *Cuestiones de género: de la igualdad y la diferencia* 6, S. 135-160.
- Medina, Raquel (1997): *El surrealismo en la poesía española de posguerra (1939-1950)*. Ory, Cirlot, Labordeta y Cela, Madrid: Visor.
- Ministerio de la Gobernación, Dirección general de Sanidad (1942): „La Escuela Nacional de Puericultura en el curso de 1941-42“, in: *Al servicio de España y del niño español* 53.
- Montejo Gurruchaga, Lucía (2006): „La censura de género en la narrativa de autora durante las dos primeras décadas del Franquismo“, in: *Voz y Letra: Revista de Filología* 17, 2, S. 107-122.
- Rich, Adrienne (1995): *Of woman Born. Motherhood as Experience and Institution*, New York: State University of New York Press.

- Saletti Cuesta, Lorena (2008): „Propuestas teóricas feministas en relación al concepto de maternidad“, in: *Clepsydra* 7, S. 169-183.
- Senabre Sampere, Ricardo (1984): „Técnica de la greguería“, in: Francisco Rico Manrique (Hg.), *Historia y crítica de la literatura española*, Bd. 7/1 (Época contemporánea: 1914-1939), Barcelona: Crítica, S. 221-225.
- Vegetti Finzi, Silvia (1990): *Il bambino della notte: divenire donna, divenire madre*, Mailand: Mondadori.
- Zerilli, Linda (1996): „Un proceso sin sujeto: Simone de Beauvoir y Julia Kristeva sobre la maternidad“, in: Silvia Tubert (Hg.), *Figuras de la madre*, Madrid: Cátedra, S. 155-188.

Team Maleficent – Das Monströse Weibliche und/als das Monströse Queere bei Disney

Beatrice Frasl

Look! On the skin! The symbol of what lies within. Now, turn red, to tempt Snow White, to make her hunger for a bite.

(The Evil Queen in Snow White and the Seven Dwarves)

Die Marke „Disney“ mit Begriffen wie „Queerness“ oder „Transgressivität“ in Bezug auf Geschlechterkonstruktionen in Verbindung zu bringen, scheint auf den ersten Blick möglicherweise kontraintuitiv. Zu tief verwurzelt ist die feministische Kritik an konservativen und sexistischen Geschlechternormen in unserem kulturellen Bewusstsein. Zu gegenwärtig ist die Erinnerung an stereotype Weiblichkeitsdarstellungen in früheren Prinzessinnenfilmen, mit welchen viele Leser_innen möglicherweise aufgewachsen sind, sowie an die Idealisierung und Romantisierung weiblicher Passivität und Unterwerfung, an die Reduktion der weiblichen Hauptfiguren auf ihre heteroromantischen Begehrenswelten und an die reduktive, heteronormative und geschlechterasymmetrische Konstruktion von „wahrer Liebe“. Diese umfangreiche Kritik an Disney hat dazu geführt, dass der Name mittlerweile fast synonym für

eine bestimmte konservative, patriarchale, von sanitisierenden und apologetisierenden Diskursen in Bezug auf nordamerikanische Geschichte durchtränkte „middle-class-family-values“-Ideologie steht.¹

Ich möchte nun im Folgenden eine Perspektive einbringen, die diese Kritik nicht beiseite schiebt, die aber der Ambivalenzen und Vielschichtigkeit popkultureller Artikulationen gerecht wird. Es ist eine Perspektive, welche vor allem von den Analyse- und Interpretationsverfahren der *cultural* und *queer studies* geprägt ist. In ihrem 2003 erschienen Beitrag „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“ beschreibt die Soziologin Nina Degele die Gender und *Queer Studies* als „Verunsicherungswissenschaft“. In diesem Sinne möchte ich die hegemoniale Rezeption von Disney Filmen verunsichern und verunordentlichen und ihr mit einem *queer reading* eine Lesart gegenüberstellen, die der angeblich selbstverständlichen Heteronormativität der Texte ihre Selbstverständlichkeit nimmt.

Ich werde in meiner Analyse exemplarisch drei Filme genauer unter die Lupe nehmen: *Snow White and the Seven Dwarves* aus dem Jahre 1937, der erste Prinzessinnenfilm aus dem Hause Disney, *The Little Mermaid* aus dem Jahre 1989, der erste Film der sogenannten Disney Renaissance, und *Maleficent* aus dem Jahre 2014, eine live action/CGI-Neuverfilmung des 1959 erschienenen Disney-Film *Sleeping Beauty*. Dies soll eine Entwicklung der Darstellung des Monströsen als weiblich und queer nachzeichnen.

DISNEY QUEER LESEN?

Das Dekodieren von kulturellen Artefakten ist, wie auch das Lesen literarischer Werke, eine erlernte Kulturpraxis. Als solche ist sie durchzogen von jenem Normengeflecht, in welchem und aus welchem heraus sie erlernt wurde – so auch von normativen (bzw. heteronormativen) Konzeptionen von Geschlecht und Sexualität(en), sowie patriarchalen Gendering-Praktiken.

1 Um es mit den Worten von Eleanor Byrne und Martin McQuillan zusammenzufassen: „Disney has become synonymous with a certain conservative, patriarchal, heterosexual ideology which is loosely associated with American cultural imperialism“ (Byrne/McQuillan 1999: 1-2).

Anne Cranny-Francis, Wendy Waring, Pam Stavropoulos und Joan Kirkby an deren interdisziplinären Ausführungen sich auch mein Verständnis von *queer reading* orientiert, unterscheiden in diesem Zusammenhang die Praxis des „compliant“ oder „mainstream readings“ von jener des „resistant readings“. *Compliant readings* sind demnach jene Lesarten, welchen einem gesellschaftlich oder kulturell naheliegendem und erlernten *common sense* am ehesten entsprechen. *Resistant reading* bezeichnet Lesarten, die sich normativen Deutungspraktiken, Be-Deutungen, widersetzt (Cranny-Francis/Waring/Staropolous/Kirkby 2003: 115-118).

Queer Reading beschäftigt sich in der Regel mit Subtexten, welchen heteronormativen Textoberflächen zuwiderlaufen. Von Harry Benshoff und Sean Griffin wird es folgendermaßen beschrieben: „locating queer traces in texts [and] descriptive or textual (and extra-textual) spaces wherein normative heterosexuality is threatened, critiqued, camped up, or shown to be an unstable performative identity“ (Benshoff/Griffin 2004: 2). Queeres Lesen, kann somit als eine Spielart des *resitant readings* verstanden werden. Aus dieser Perspektive werde ich mich den Disneyfilmen nähern.

In den *Disney Studies* wird in der Analyse des Disney'schen Prinzessinnenfilms in der Regel zwischen der Schaffensphase zwischen 1937 und 1967, sowie jener zwischen 1989 und 1999 unterschieden. Die erste Phase ist jene, in der Walt Disney noch am Leben und Produzent war. Die zweite Phase ist jene, welche als Disney Renaissance bezeichnet wird. Sie liegt zwischen 1989 und 1999. Disney Renaissance heißt sie deshalb, weil in dieser Phase nach Walt Disney's Tod und nach einer darauf folgenden drohenden Pleite der Produktionsfirma die alte Disney Tradition der Märchen-Prinzessinnen-Musicals (mit *The Little Mermaid* 1989) wiederbelebt wurde und sich damit auch der einstige finanzielle Erfolg wieder einstellte.² Zu diesen Phasen möchte ich die Zeit nach 2000 als dritte Phase hinzufügen, die neben einer Neuinterpretation der Prinzessinnenfilme auch vor allem von der Kooperation mit PIXAR und Computeranimation geprägt ist.

2 1989 Yearly Box Office for G-Rated Movies. *Box Office Mojo*. Internet Movie Database. Retrieved October 15, 2017. [<http://www.boxofficemojo.com/yearly/chart/mpaarating.htm?rating=G&yr=1989&p=.htm>]

„HAVE A BITE?“

Der erste abendfüllende animierte Film aus dem Hause Disney war *Snow White and the Seven Dwarves* aus dem Jahr 1937. Dies war auch der Film, welcher das klassische Disney-Prinzessinnen-Märchen-Musical einführt und die damit einhergehenden filmischen und narrativen Konventionen, die in der Folge zu klassischen Disney-Tropen werden.

Eine dieser Tropen ist die dichotome Darstellung von Weiblichkeit und damit einhergehend auch die Darstellung des Bösen in der Form verworfener, abjekter Weiblichkeit und weiblicher Körperlichkeit. Diese dichotome Konstruktion von Weiblichkeit ist ein wesentliches Element vieler popkultureller Artikulation, wie auch Barbara Creed, in ihrem Fall in Bezug auf Horrorfilme, betont: „The image of woman as castrator and castrated is represented repeatedly in the mythology of all patriarchal cultures. She is either the tamed, domesticated, passive woman or else the savage, destructive, aggressive woman“ (Creed 1993: 116).

Diese patriarchale Schwarz-Weiß-Konstruktion findet sich auch in *Snow White* wieder. Es gibt eine gute Frau – „the fairest of them all“ und eine böse Frau – „vain and wicked“ – die Hexe. Sie entspricht Simone de Beauvoirs Erkenntnis, welche sie bereits 1950 in *Le Deuxieme Sexe* niederschrieb, dass ‚Frau‘ in phallogozentrischen Zeichensystemen als Signifikant absoluter Andersheit mit Zuschreibungen idealisierter Überhöhung oder mit aus dem männlichen, rationalen, erwachsenen Subjekt verbannten Inhalten überschrieben wird – beides sind gleichsam patriarchale Konstruktionen (Beauvoir 1988). Beide sprechen dem Signifikant Frau den Status von Person und Subjekt ab und machen sie zu einer Projektionsfläche patriarchaler Wünsche, Ängste und Ideale. Die gute Frau, repräsentiert durch die Figur der Prinzessin Schneewittchen, ist jung, sie ist schön, sie ist sehr passiv, sie ist weiß, sie ist heterosexuell und dabei gleichzeitig ein Emblem weiblicher Passivität, da sie lediglich auf den Prinzen wartet. Diese Passivität kulminiert in einem apfelinduzierten Koma, aus welchem sie am Höhepunkt der Erzählung herausgeküsst wird. Auf der anderen Seite haben wir die Hexe: Sie ist alt, sie ist mächtig – in einem weltlichen Sinne (als Königin) aber auch in einem übernatürlichen Sinne (sie beherrscht schwarze Magie). Sie ist sehr aktiv, post-menopausal, kinderlos. Sie hat kein Interesse an Kindern oder Prinzen. Und sie steht damit nicht nur für das Monströse Weibliche, sondern sie wird auch lesbar als das, was Lee Edelman (2004) als „sinthomosexual“ bezeichnet.

Also eine Figur, welche sich gegen reproduktiven Futurismus und die Hoffnungen eines heteronormativen Fortschritts- und Fortpflanzungsparadigmas wendet und stattdessen eine Position radikaler Negativität einnimmt.

Die Prinzessin auf der anderen Seite kann als eine Repräsentantin dessen gelesen werden, was Lee Edelman „reproductive futurism“ nennt oder Michael Warner als „reprosexuality“ bezeichnet. Um kurz zu erklären, was damit gemeint ist: Edelman argumentiert, dass im Rahmen eines Regimes des reproduktiven Futurismus das Kind – „Child“ mit einem C und ohne Artikel, also Child als Signifikant (genauso wie Frau ein Signifikant bei Beauvoir ist) als phantasmatischer Benefiziant politischer Unternehmungen imaginiert wird. Er schlägt vor, aktiv eine Position radikaler Negativität einzunehmen und diesen Narrativen des reproduktiven Futurismus oppositionell entgegenzutreten. Diese Bewegung beinhaltet also ein Vor-Sich-Hertragen jener Negativität, die bislang auf Queerness lediglich aus einer hegemonial heterosexuellen Perspektive projiziert wurde. Edelman sieht die queere Figur – von ihm beschrieben als „sinthomosexual“ – als jene, in der Negativität eingeschrieben ist, da sie als Antidot zu reproduktiven Futurismus und Familiennormativität fungiert (Edelman 2004). Sehr ähnlich wie reproduktiven Futurismus definiert Michael Warner Reprosexualität als „the interweaving of heterosexuality, biological reproduction, cultural reproduction, and personal identity [...] Reprosexuality involves more than reproducing, more even than compulsory heterosexuality; it involves a relation to self that finds its proper temporality and fulfillment in generational transmission“ (Warner 1991: 9).

Schneewittchen steht für „reine“, gute Weiblichkeit, die unberührt ist von sexuellem Begehren und sexueller Aktivität. Ihre Sexualität findet nur im Warten Ausdruck. Sie singt, träumt und wünscht, sie handelt nicht. Schneewittchen ist ein viktorianischer Engel des Hauses, welcher vor allem auch im mütterlichen Kümmern um die Zwerge (obwohl die Zwerge ja erwachsene Männer darstellen) seinen Ausdruck findet. Sie putzt und kocht und wäscht und hält sie zur Körperpflege an. Ihre häuslichen Fertigkeiten setzt sie in einem Tausch gegen ihre Aufenthaltsberechtigung im Häuschen der Zwerge ein: „If you let me stay, I'll keep house for you. I'll wash and sew and sweep and cook“. All das macht sie mit Freude und singend. Allerdings ist Schneewittchen nicht nur der Engel irgendeines Hauses, sondern der Engel eines Miniaturhauses. Das ist insofern bedeutsam, als dass es den Wert der traditionell weiblich besetzten Sphäre des Häuslichen und Privaten im Narrativ,

sowie den Wert der weiblichen Subjekte, die mit dieser Sphäre in Verbindung gebracht werden, zum Ausdruck bringt: „Finally, that at this point Snow White is a housekeeping angel in a tiny house conveys the story’s attitude toward a ‚woman’s world and woman’s work’: the realm of domesticity is a miniaturized kingdom in which the best of women is not only like a dwarf but like a dwarf’s servant“ (Gilbert/Gubar 2000: 40).

In diesem Zusammenhang ist vor allem der Aspekt des Mütterlichen im Film von besonderem Interesse. [MUTTERSCHAFT] Nachdem Schneewittchen erfolgreich den mörderischen Plänen ihrer Stiefmutter entflohen ist, kommt sie zum Häuschen der Zwerge und tritt mit ihnen in einer mütterlichen Rolle in Beziehung. Als sie das Häuschen sieht, sagt sie „Oh it’s adorable! Just like a doll house!“ Dies kommuniziert: Sie ist noch keine richtige Mutter, aber in der Vorbereitung darauf. Gegenüber ihrer post-menopausalen Stiefmutter steht sie für reproduktiven Futurismus. Sie ist die, die noch Mutter werden kann, das ist die implizite Hoffnung. Und, auch das transportiert der Film, sie würde diese Rolle selbst- und bedürfnislos, in einem patriarchalen Framework also ideal ausfüllen. Ihre Mütterlichkeit und ihre potentielle zukünftige Mutterschaft ist so ein Faktor, in welchem ihre Femininität erst spielerisch und dann ernster als jener der Stiefmutter und bösen Königin überlegen gezeichnet wird. Als dann Schneewittchen das Haus der Zwerge tatsächlich betritt, ist sie schockiert darüber, wie schmutzig dieses ist und meint, dass hier doch deren Mutter hätte putzen sollen. Dann merkt sie bedrückt an, dass sie vielleicht gar keine Mutter haben. Daraufhin putzt SIE das Haus, begibt sich also in die Position der Mutter und behandelt die Zwerge wie Kinder, oder, um genauer zu sein, wie *ihre* Kinder.

Jeder weibliche Engel hat, mit Beauvoir (1988) gedacht, auch einen gefallenen Engel, der als zweite Seite der patriarchalen Konstruktion fungiert. Dies ist die böse Königin. Bezeichnenderweise ist sie eine Hexe und damit eine Figur, die inbegrifflich für gefährliche, weil mächtige, kastrierende, weibliche Körperlichkeit und Sexualität steht, welche sexuelle Normen destabilisiert. Entgegen allen patriarchalen Regeln ist die Königin in *Snow White* nicht nur keine nährend Mutter, welche das Überleben und die Gesundheit ihres Kindes eben nicht sicherstellt, sondern eine, welche ihr Kind sogar töten will. Möglicherweise pervertiert sie sogar die Idee des mütterlichen Nährens, in dem sie ihr Kind kannibalistisch verspeisen möchte: Sie lässt sich vom Jäger ihr Herz bringen, es wird aber offen gelassen, ob sie dieses dann essen möchte. Dieser Aspekt ist allerdings in der Disney’schen

Version nicht so evident wie in der Grimm'schen, in welcher sie anordnet, dass Schneewittchens Leber und Lunge gekocht und ihr als Speise vorgesetzt wird. Die Subversion des mütterlichen Nährens kommt noch ein zweites Mal vor, in der Apfelszene. Hier füttert die Mutter ihr Kind, aber sie füttert ihm Gift. Allerdings ist auch in der Figur der Schneewittchen Transgression eingeschrieben. Schneewittchen wird verboten, jemanden ins Haus zu lassen oder mit Fremden zu sprechen. Dennoch tut sie es. Sie ist nicht konsistent gehorsam und fügsam. Als sie den Apfel der Hexe annimmt, tut sie das, weil sie will. Dies ist der einzige Moment im Film, in welchem Schneewittchen Begehren zum Ausdruck bringt und dem Begehren gemäß handelt. Nachdem Schneewittchen in den Apfel beißt, wird sie für diesen Regelbruch bestraft indem sie ins Koma fällt und damit wieder an den ihr rechtmäßigen Ort verwiesen wird – jenen der Passivität und Stummheit. Der Glassarg, welcher sie zu einem Ausstellungsstück macht, das lediglich betrachtet werden kann und selbst keinen Handlungsspielraum hat, treibt diese Rolle auf die Spitze. Schneewittchen wird für eine sinnliche Handlung (in den Apfel beißen) bestraft, indem sie in einen Zustand des Fast-Tot-Seins, der komatösen Nicht-Sinnlichkeit verstoßen wird, in welchem Begehren und ein diesem Begehren gemäßes Handeln unmöglich wird. Die Bedrohung aktiver weiblicher Sexualität und Sensualität wird getilgt durch ihr symbolisches Sterben. Im Tod ist sie reine Schönheit, reine Passivität, reine Projektionsfläche. [VISUALISIERUNG] [MEDIALITÄT]

Gilbert und Gubar fragen: „[W]ould Snow White ultimately have rebelled anyway, precisely because she *is* the Queen's true daughter?“ (Gilbert/Gubar 2000: 40). Schneewittchen ist nicht nur die Tochter der Königin, sie wird als diese Tochter auch selbst Königin sein. Genau an dem Punkt, an welchem Schneewittchen zu monarchischer Macht aufsteigen würde, endet der Film. Dies legt die Frage nahe, was wir hier nicht sehen sollen. Weibliche Macht ist im Film nur als destruktiv, zerstörerisch und negativ repräsentiert. Sobald die Protagonistin mächtig wäre, ist die Geschichte zu Ende. Schneewittchen würde den Platz der Königin einnehmen. Dies müsste sie, in einer narrativen Logik, welche weibliche Macht nur negativ zeichnet, auch zu einer negativen Figur machen. Ist auch Schneewittchen eine zukünftige Hexe? Als Königin müsste Schneewittchen Macht ausüben der Film zeigt sie aber nur als passive machtlose Figur. Mütterlichkeit kann nur in seiner zukünftigen Potentialität dargestellt werden – echte Mütter kommen nicht vor oder sind Hexen. Weibliche Macht kann nur als Schreckensgespenst dargestellt

werden, welches patriarchale Ordnung destabilisiert, oder sie wird gar nicht dargestellt.

THE IMPORTANCE OF BODY LANGUAGE

Während der eben beschriebenen ersten Phase fungieren Frauenfiguren also als Trägerinnen verworfener Inhalte. Dies verschob sich in den späten 1980er und frühen 1990er Jahren hin zu queeren Männerfiguren. Ursula ist die einzige Bösewichtin dieser Phase. Aber wie auch die männlichen *Disney villains* der Disney Renaissance ist sie eine sehr queere Figur. Ursula hat eine reale Vorlage, sie wurde der New Yorker Drag Queen *Divine* nachempfunden [IMPERSONATION].

The Little Mermaid basiert auf Hans Christian Andersens Kunstmärchen *Den lille Havfrue*, wurde aber in der Disney-Adaption stark verändert. Die Hauptfigur Arielle hegt eine Faszination für die Welt der Menschen, insbesondere aber Prince Erik, welchen sie auch eines Tages vor dem Ertrinken rettet. Anders als bei Andersen möchte sie nicht Mensch sein um eine unsterbliche Seele zu erlangen sondern vordergründig um eine Liebesbeziehung zu Erik eingehen zu können. Eines Tages wird sie von der Seehexe Ursula dazu verleitet, ihre betörende Stimme gegen Füße einzutauschen, um Teil der Welt der Menschen zu werden. Hier finden sich zwei räumlich voneinander getrennte Reiche (eine Trope, die wir auch später bei *Maleficent* vorfinden werden), die sich einander feindlich gegenüber stehen. Mehr noch: Es ist Arielle verboten, menschliche Artefakte zu sammeln oder die Welt unter Wasser zu verlassen. Arielle jedoch, wird wie viele Disneyprinzessinnen nach ihr, eine Wandlerin zwischen diesen Welten.

Ursula ist die Antithese zu Arielle. Arielle ist jung, Ursula ist alt, Arielle entspricht gängigen Schönheitsnormen, Ursula nicht. Ihr Körper ist ein dicker Körper, während Arielle unrealistisch schlank ist. Sie hat die für die Disney Filme der 1990er Jahre typische Barbie-Figur. Ursulas Körper ist exzessiv und überbordend, genau wie ihre exzessive, parodistische Performance von Weiblichkeit, die tatsächlich sehr an eine *Drag-Performance* erinnert. Ihr Körper ist unbändig und widerspenstig. Es ist die als böse markierte Figur, die keine wertvolle Ware in einer heterosexuellen Ökonomie darstellt. Ursula fällt aus dem Rahmen. Sie ist zu alt, zu dick, gleichzeitig exzessiv feminin und zu wenig feminin, schönheitsnormativ betrachtet zu

hässlich, zu mächtig. Gegen Ende des Filmes lernen wir, dass Ursula in der Lage ist, sich in jede beliebige Figur zu verwandeln, da sie gegen Ende, um Arielle daran zu hindern, Erik zu heiraten, in den Körper einer schönen jungen Frau schlüpft. Ursulas dicker, exzessiver Körper, ihre nicht-normative Körperlichkeit ist also von ihr gewählt. Sie nimmt damit eine intentionale Gegenposition zu herrschenden Körnernormen ein. [KÖRPER]

Ihr Körper ist im Gegensatz zu Arielle auch ein mächtiger Körper, nicht nur in seiner physischen Exzessivität, sondern auch in seinem Handlungsspektrum. Ursula ist der Magie mächtig, sie ist die einzige, die dem Meerkönig Triton gefährlich werden kann. Die Dämonisierung des mächtigen Weiblichen in *The Little Mermaid* ist auch eine warnende Geschichte über weibliche Macht und die destabilisierenden Folgen, die diese Macht auf ein patriarchales System haben kann: „Ursula is the female symbolic encoded in patriarchal language as grotesque and monstrous; she represents the monstrosity of feminine power“ (Sells 1995: 184).

Ursula repräsentiert das Schreckgespenst des Alters, das Schreckgespenst geschlechtlicher und sexueller Uneindeutigkeit und, wie auch die Königin in Schneewittchen, das Schreckgespenst weiblicher Macht. Eine weibliche Macht, die die Ordnung, für welche König Triton als patriarchaler Monarch steht, als eine sehr fragile offenlegt. Anders als Arielle hat Ursula nicht nur kein Interesse an „true love“, sondern wirkt auch auf mehreren Ebenen aktiv gegen eine heteronormative Ordnung.

In ihrer Performance des Songs „Poor Unfortunate Souls“ wird *gender* zu einer performativen Identitätskategorie, welche so in ihrer Nicht-Natürlichkeit und Kontingenz offengelegt wird. In den *Gender Studies* wurde Drag oftmals als Strategie zur Subversion heteronormativer Gendering-Praktiken diskutiert, allen voran von Judith Butler 1990 in ihrem bahnbrechenden Werk *Gender Trouble* (1990), in welchem sie darauf hinweist, dass *drag* eine Strategie der *gender insubordination* darstellt, die angeblich natürlich bedingte Trias von Körper-Identität-Sexualität in ihrer augenscheinlichen Intelligibilität aufbricht. *Drag* führt vor, dass Geschlecht etwas Prozessuales, ist, etwas Performatives, etwas, das sich durch wiederholtes stilisiertes und imitierendes Tun bedingt. *Drag* operiert auf der Basis eines Widerspruches, bzw. eines Bruches, zwischen angeblich biologischem und gesellschaftlich-sozialem Geschlecht und stört die heteronormative Logik, welche einen Intelligibilitäts- und Kohärenzanspruch an diese beiden Kategorien stellt. *Drag* verweist damit auch darauf, dass beide Kategorien nicht nur im Rahmen der

Drag-Performance selbst unintelligibel sind, sondern dass die heteronormativ erwartete Intelligibilität eine gesellschaftlich und kulturell hergestellte Norm ist und kein Naturgesetz. Geschlecht an sich wird durch *Drag* denaturalisiert, da es aufzeigt, dass *sex-gender-desire* nicht inhärent kohärent, sondern lediglich einer heterosexuellen Matrix gemäß geformt sind. *Drag* ist ein übersteigertes, parodistisches Zitat heteronormativer Geschlechterrollen, das diese destabilisiert und denaturalisiert.

Ich möchte Ursula also im Folgenden als *Drag-Performerin lesen, beziehungsweise die „Poor Unfortunate Souls“-Szene als eine Drag-Performance*. Kurz vor Ursulas Gesangseinlage sehen wir Arielle auf Ursulas Höhle zuschwimmen, geführt von Flotsam und Jetsam, Ursulas Handlangern und Gefolgsmännern. Nicht nur in Bezug auf die monströs-weibliche Darstellung Ursulas Höhle und in der Gegenüberstellung der Welt der Menschen und der Welt unter Wasser ist der Faktor Raum im Film bedeutsam. Ursula selbst wurde aus der marinen Mehrheitsgesellschaft verbannt und lebt nun in einer Höhle, abgegrenzt von anderen Meeresbewohner_innen. Der Eingang zu ihrer Höhle erinnert an eine Vulva, der Höhleninnenraum erinnert an Barbara Creeds Beschreibung des Filmes *Alien*, in welcher sie die Darstellung monströser Innenräume als angsterregende weibliche Innenräume analysiert.

„In many films the monster commits her or his dreadful acts in a location which resembles the womb. These intra-uterine settings consist of dark, narrow, winding passages leading to a central room, cellar or other symbolic place of birth“ (Creed 1993: 53). Der Uterus, in Kristevas Sinne sozusagen Geburtsort des Abjekten, ist auch nach Barbara Creed als erster Trennungsort unheimlich besetzt. Creed verweist zudem auf die Häufigkeit intra-uterin anmutender Settings als Orte des Bösen in zeitgenössischen Horrorfilmen. Der Ort des Bösen – der monströse Innenraum – ist also weiblich besetzt, während der Raum der anderen Meeresbewohner_innen einer ist, der klaren patriarchalen Gesetzen – repräsentiert durch König Triton – unterworfen ist.

Nachdem Ursula in sehr fließenden Bewegungen, inklusive phallischer Tentakeln, aus ihrer Höhle geschwommen ist, beginnt sie ihre Performance. Der Liedtext ist hierbei genauso bemerkenswert wie die audiovisuelle Darbietung des Textes. Zum ersten gilt es anzumerken, dass in der Figur von Ursula eine parodistisch-überhöhte und damit in Butlers Sinne als subversiv zu verstehende Weiblichkeitsperformance mit männlichen Codes verbunden und damit gebrochen wird. Ihr extravagantes Make-Up beispielsweise wird einer sehr dunklen und rauchigen Stimme gegenübergestellt, ihr exaltierter

Hüftschwung wird durch ihr Singen über die Bedeutsamkeit von Körpersprache in der Konstruktion von Geschlecht gebrochen. Um es mit Mary Russo zu sagen: „To put on femininity with a vengeance suggests the power of taking it off“ (Russo 1995: 70).

Arielle lernt in dieser Szene, dass Gender performativ ist, sie lernt über die Wichtigkeit von Make-Up und Körpersprache. Sie lernt, dass Geschlecht keine natürliche Kategorie ist, sondern ein performatives Konstrukt. Ursula bringt Arielle bei, wie sie in einer weißen, patriarchalen Gesellschaft zu funktionieren hat, beispielsweise, dass sie stumm bleiben muss, weil die Männer sprechende Frauen gar nicht mögen, gleichzeitig macht sie sich auch genau über diesen Umstand lustig, wenn sie singt: „The men up there don’t like a lot of blabber, they think a girl who gossips is a bore.“ Auch „It won’t cost much, just your voice“ kann als sehr trockener Kommentar gelesen werden darüber, was es bedeutet als weibliches Subjekt in einer phallogozentrischen und androzentrischen symbolischen Ordnung zu funktionieren. Dieses Funktionieren, so Ursula, setzt Stummheit voraus.

Ursulas Hauptbeschäftigung besteht, glaubt man ihrer Selbstdarstellung in der Szene, darin, heterosexuelles Liebesglück zu vereiteln. Die Wünsche, die an Ursula herangetragen werden, sind Wünsche, welche auf ein besseres Funktionieren in einer heteronormativen Zeichenökonomie ausgerichtet sind: ein Mann, welcher einer Frau gefallen möchte, und eine Frau, welche dünner sein möchte (und damit näher an einem heteronormativen Ideal weiblicher Körperlichkeit würde). Auch Arielle hat einen solchen Wunsch: Sie möchte Teil der Welt der Menschen werden und sie möchte Prince Erik heiraten. Ursula allerdings wendet das heteroromantische Begehren ihrer Kund_innen gegen diese. Ursula hat also drei Lektionen für Arielle:

1. Gender ist eine Performance.
2. Frau kann in einem phallogozentrischen System nur stumm funktionieren (Stimme oder Menschenwelt).
3. Das Streben nach Anpassung an eine Hetero-Norm führt ins Verderben.

Ursula wirkt als das monströse Queere im Film einer heteronormativen Ordnung also auf zumindest drei Ebenen entgegen: durch ihr performatives Verständnis von Geschlecht und das Brechen einer in einem binären Sinne intelligibler Performance, durch das aktive Vereiteln von Heteroromantik und durch das Aufdecken der geschlechterhierarchischen Grundlage dieser

Ordnung. Ursula steht in gewisser Weise zwischen der ersten und der zweiten Phase, da sie gleichzeitig das monströse Weibliche und das monströse Queere repräsentiert.

In den Disney-Filmen der ersten Phase, wie auch in den Filmen der zweiten Phase, wird Ordnung (wieder)hergestellt, indem der oder die Böse getötet wird. Hierbei ist in der Regel die Dichotomisierung zwischen Gut und Böse so stark, dass der/die Böse zufällig, meist in einem Kampf, stirbt, und nicht von dem Protagonisten oder der Protagonistin getötet wird. Das Gute bleibt also kompromisslos gut. Um ein Happy End herzustellen, welches immer auch mit einer heterosexuellen Hochzeit einhergeht, muss davor das monströse Queere, welches die Restabilisierung dieser Ordnung bedroht, sadistisch bestraft werden.

Der Tod Ursulas in *The Little Mermaid* ist genauso bemerkenswert wie durchzogen von Freud'scher Symbolik. Kurz vor ihrem Tod demonstriert sie ein letztes Mal ihre Macht als einzige in der Meer-Bevölkerung, die König Triton gefährlich werden und seine Herrschaft destabilisieren kann. Sie entwaffnet ihn, übernimmt sein Zepter und seine Krone und als Folge schwillt ihr Körper zum absoluten Exzess an. Laura Sells bespricht dies folgendermaßen: „Her growth is more rupturing than an erection“ (Sells 1995: 185).

Zum Schluss stirbt Ursula dann, indem sie von Prinz Eric mit einem Schiffsmast erstochen wird. Die phallische Frau wird also von einem Phal-lussymbol aufgespießt und die heteronormative Ordnung so wieder hergestellt. In der nächsten Szene dann wird Triton befreit und übernimmt wieder die Herrschaft über den Ozean. Laut Baker haben solche Erzählungen auch eine warnende Qualität, sind sie doch dazu angetan die schädliche Auswirkungen queerer Machtergreifung darzustellen: „These cautionary tales are primarily concerned with the exclusion of the abject; in this context the Monstrous Queer“ (Baker 2010: 90).

In ihrem Werk *Powers of Horror* argumentiert Julia Kristeva, dass die Konstitution akzeptabler Formen von Subjektivität und Sozialität ein Abjektivieren, Ausscheiden, Ausschließen von all jenem, welches Identität, Subjekt, Reinheit und Ordnung bedroht, notwendig macht. Barbara Creed, die mit *Monstrous-Feminine* (2002) ein wesentliches Werk zur Darstellung des weiblichen Abjekten im Horrorfilm geschrieben hat, weist darauf hin, dass das Abjekte vor allem auch aufgrund seiner grenzüberschreitenden oder Grenzen in Frage stellenden Natur bedrohlich ist: „The abject exists on the

other side of a border, which separates out the subject from all that threatens its existence“ (Creed 1993: 122).

Die körperliche Entität, welche am engsten mit der Idee des Abjekten verwoben ist, ist der mütterliche Körper. Er überschreitet in seinem Verschmelzen mit dem Fötus körperliche Grenzen und stellt damit die Grenzen des Subjektes in Frage, sowohl in der Geburt, die von Kristeva als „a violent act of expulsion through which the nascent body tears itself away from the matter of maternal insides“ (Kristeva 1982: 101) beschrieben wird, als auch in der Subjekt-Werdung des Kindes, in welcher er abgestoßen und als „anderer“ und fremder Körper erkannt werden muss, um diese Subjektivierung erfolgreich abzuschließen. Die Abjekthaftigkeit des mütterlichen Körpers bedingt sich also in zwei Aspekten: zum einen in der Auflösung von Grenzen und zum anderen in der Wiederherstellung der Grenzen durch Trennung und Verwerfung von Seiten des kindlichen Subjektes. Die Begegnung mit dem Abjekten ist allerdings nicht nur von Schrecken oder Ekel geprägt, sondern auch von Faszination und Begehren. Dies ist im Kino vor allem in Monsterfiguren bzw. in der Darstellung monströser Weiblichkeit und monströser weiblicher Körperlichkeit erkennbar.

Wie alle Diskurse über das Abjekte erkennen auch Disney-Narrative die Macht des Abjekten, über heteronormative Narrative und Subjektivität. In allen Disney Geschichten gibt es ein Disequilibrium zwischen Gut und Böse zugunsten des Bösen. Die Bösen, Monströsen sind auch gleichsam die Mächtigsten, diejenigen die schwarzer Magie mächtig sind. Durch das, was Judith Butler „gender insubordination“ (Butler 1990) nennt, bedroht das Monströse Queere die Existenz eines Selbst wie es in einer heteronormativen soziokulturellen Matrix konstruiert wird. Es muss also vernichtet werden.

Und obwohl mit dieser Vernichtung eine heteronormative Ordnung wiederhergestellt wird, ist diese nach dem Einbruch des Queeren in sie nicht mehr dieselbe. Denn sowohl die Charaktere im Film als auch die Zuseher_innen haben auf dem Rückweg zu dieser Ordnung lustvoll an einer Seh-Erfahrung teilgenommen, welche auf ein Anderes verweist.

Ich habe bereits darauf verwiesen, dass in den Filmen der sogenannten Disney Renaissance eine Bewegung vom Monströsen Weiblichen zum Monströsen Queeren, repräsentiert durch mit schwulen Stereotypen überschriebenen männlichen Antagonisten, stattfindet. Ich habe auch erwähnt, dass Ursula als *campy Drag Queen* als Beispiel für sowohl ersteres als auch für zweites lesbar ist. Hierbei ist allerdings die Feststellung notwendig, dass

auch in der queeren Figur die Monstrosität in dem Abweichen von einer normativ männlichen Subjektposition und Geschlechterperformanz zu sehen ist. Das Monströse Queere ist also vor allem deshalb monströs, weil es eine Bewegung zum Weiblichen beinhaltet. Die Monstrosität bedingt sich also in zwei Aspekten: zum einen in der Transgression, zum anderen in der Nicht-Männlichkeit. Dies impliziert also eine Fortschreibung der Festschreibung des Weiblichen als monströs und abjekt.

„LET US TELL AN OLD STORY ANEW, AND WE WILL SEE HOW WELL YOU KNOW IT“

Während die Filme der ersten beiden Phasen auf heteroromantische Liebe fokussieren, räumen die Filme der dritten Phase vor allem platonischen Liebesgeschichten zwischen Frauen zunehmend Raum in den Narrativen ein. *Brave* handelt von der Beziehung zwischen Mutter und Tochter. *Frozen* handelt von der Beziehung zwischen zwei Schwestern und *Maleficent* handelt von der Beziehung zwischen Aurora, der Prinzessin aus Dornröschen (*Sleeping Beauty*) und Maleficent, der bösen Fee. Mit *Maleficent* setzt Disney zudem eine postmoderne Strategie des Wieder-, Neu-, und Anderserzählens fort, welche in den Produktionen vor allem nach 2000 große Bedeutung hat. Auch jene Filme aus dem Hause Disney, welche sich nicht einem von Disney bereits vormals erzähltem Inhalt widmen, referieren – oftmals ironisch – auf klassische Disney-Tropen. So finden wir in *Frozen* beispielsweise eine ironische Subversion der *true love*-Tropen. Zur Erinnerung: Bereits mit *Snow White and the Seven Dwarves* 1937 machte Disney eine sehr spezifische Konstruktion von romantischer Liebe zur Genrekonvention. Prince Charming (der im Film auch keinen Namen trägt) ist der erste Mann, dem Schneewittchen im Film begegnet. Zudem: Sie begegnet ihm im Film auch nur ein einziges Mal. Dennoch ist diese einmalige kurze Begegnung für die Titelheldin ausreichend, um sich unsterblich in den Prinzen zu verlieben und den Rest der Geschichte von ihm zu träumen und ein Wiedersehen herbeizusehen. Diese Liebe auf den ersten Blick ist also auch immer gleichsam die erste Liebe der Hauptfigur, sowie die einzig wahre und letzte. Auch die Liebesgeschichte zwischen Cinderella und ihrem Prince Charming (ebenso namenlos), oder die Liebesgeschichte zwischen Aurora und Prince Philip und die Liebesgeschichte zwischen Arielle und Prince Eric verlaufen nach dem Zum-

Ersten-Mal-Gesehen-und-Unsterblich-Verliebt-Muster. In *Frozen*, welcher 2013 erschien, wird diese Trope nun von Disney selbst parodiert. Anna verliebt sich in alter Schneewittchen-Manier in Prinz Hans, auf den ersten Blick und unsterblich. In einer parodistisch überzogenen Musikeinlage singen sie, wie auch schon andere Disneyfiguren vor ihnen, von ihrer großen Liebe und ihrer gemeinsamen Zukunft. Auch beschließen sie auf der Stelle zu heiraten. Als Anna ihrer großen Schwester Elsa von ihrer Verlobung erzählt, reagiert diese allerdings sehr anders als es in einem Disney-Narrativ erwartet wird, dennoch sehr konform mit kontemporären Normvorstellungen in Bezug auf romantische Beziehungen, nämlich indem sie Elsa darauf hinweist, dass sie keinen Mann heiraten könne, den sie gerade erst getroffen habe. Im weiteren Verlauf des Filmes wird Anna auch von anderen Charakteren dafür aufgezo-gen.

In Disneyfilmen nach 2000 finden sich also vermehrt satirische Referenzen und Parodien auf Genretraditionen und Disney-eigene Konventionen. Zudem aber finden sich auch vollständige Neuerzählungen bereits vormals bearbeiteter Märchenerzählungen.³ *Maleficent* ist eine solche Neuerzählung des Märchens *Dornröschen*, welches von Disney bereits 1959 als abendfüllender Animationsfilm verfilmt wurde.

Auch *Maleficent* ist eine Figur, die bereits 1959 im Film *Sleeping Beauty* (zu Deutsch: *Dornröschen*) als Antagonistin der Prinzessin und Hauptfigur Aurora fungiert. In Disneys erster Version der Erzählung, allerdings, wird *Maleficent* durchwegs vilifiziert. Der Kontrast zwischen Gut (Aurora) und Böse (*Maleficent*) könnte deutlicher nicht sein und entfaltet sich in alter Disney-Tradition zwischen zwei Weiblichkeiten. In der Fassung aus dem Jahr 2014, welche kein Animationsfilm ist, sondern ein Live-Action-CGI-Hybrid mit Angelina Jolie in der Hauptrolle, verwischt Disney hingegen diese klaren Grenzen. Nicht nur technisch ist der Film also grenzüberschreitend (zwischen Realfilm und Computeranimation), er überschreitet auch die Grenzen etablierter Disney'scher Figurenkonstellationen. Der Film beginnt mit dem Satz „Let us tell a story anew and we will see how well you know it“. Ganz im Geiste der ironischen Selbst-Referentialität, welche für Disney nach 2000

3 *Maleficent* ist hier nur ein Beispiel von vielen. Das aktuellste ist hier Disney's Neuverfilmung von „Beauty and the Beast“ (2017) mit Emma Watson in der Hauptrolle als Belle.

wie bereits ausgeführt typisch ist, ist *Maleficent* nicht nur eine Neuerzählung von *Sleeping Beauty*, sondern eine Subversion.

Der besondere Twist in dieser Erzählung ist, dass sie die Perspektive, des in der 1959 Version so klar vilifizierten und abjektivierten Weiblichen einnimmt, nämlich jene der „bösen“ Fee Maleficent. Dies stellt die patriarchale Logik des Disney'schen „Originals“ auf den Kopf. Denn plötzlich spricht das Abjekt und widerspricht Disney's Erzählung über es. Maleficent wird also von einer bloßen Figur, die für das Böse schlechthin steht, zu einem Charakter, welcher durch den Fokus auf sie an Komplexität, moralischen Grauzonen, Ambiguität und einer Hintergrundgeschichte gewinnt. Im Laufe des Filmes lernen wir über ihre Entstehungsgeschichte und Beweggründe und können empathisch mit ihr mitempfinden.

Durch den Fokus auf das Monströse – oder mit Baker gedacht: das Monströse Queere – verliert das Monströse also an Monstrosität. Maleficent hat nicht nur eine Stimme, sie ist nicht eine bloße, eindimensionale Figur, sondern ein komplexer, in weiten Strecken zerrissener Charakter, dessen (Re)Aktionen Gründe haben. Sie ist nicht bloß eifersüchtig oder neidisch oder böse, wie frühere Disneyhexen, sie wurde gebrochen von einem korrupten (*corrupt* and *corrupting*) und gewaltvollen patriarchalen System, an welchem sie Rache übt. *Maleficent* stellt also auch eine Kritik an diesem System dar. Ich möchte hier vor allem jene Schlüsselszene hervorheben, in welcher Maleficent die Transformation von „fairy“ zu „dark fairy“ durchlebt.

Zu Beginn von *Maleficent* wird die beginnende Liebesgeschichte zwischen Stefan und Maleficent erzählt. Stefan ist ein Junge aus dem Reich der Menschen, welcher sich eines Tages ins Reich der Feen verirrt. Das Reich der Menschen ist im Film de facto als Reich der Männer dargestellt – eine strikt patriarchale und patrilineare Gesellschaft. Menschen kommen im Film fast ausschließlich als Männer vor, und diese wiederum als Könige und Soldaten. Es ist dies eine sehr kriegerische und martialische Gesellschaft, in welcher Interessen mit Gewalt durchgesetzt werden und jene, welche aus gesellschaftlichen Normen fallen gefürchtet, geächtet und bekämpft werden. Lediglich eine Frau wird überhaupt gezeigt: die Mutter Auroras. Diese allerdings kommt nur sehr kurz als Nebencharakter und in ihrer Rolle als Ehefrau und Mutter vor und stirbt im Film kurz nach der Geburt ihrer Tochter. Das Reich der Menschen/Männer ist nicht nur ein Patriarchat, sondern kann auch metaphorisch als das Realpatriarchat aktueller westlicher Gesellschaften gelesen werden.

Das Reich der Feen hingegen wird als eines der Kooperation und des Pazifismus dargestellt, Gewalt wird hier nur in Verteidigung gegen die Expansions- und Terminationsabsichten der Menschen/Männer angewendet. Zudem ist das Reich der Feen ein Matriarchat. Während im Reich der Menschen ein König regiert, ist die mächtigste und stärkste Fee eine Frau: Maleficent. Gender bzw. geschlechtsbezogene Hierarchie- und Machtstrukturen sind also in *Maleficent* stark an eine räumliche Komponente geknüpft. Der Film konstruiert zwei räumlich und konzeptuell voneinander abgegrenzte Reiche – eines von Männern, eines von Frauen bestimmt. Jedes einzelne beider Reiche ist anderen Gesetzen und ethischen Grundlagen unterworfen. Stefan, der einstige Freund Maleficents möchte König der Menschen/Männer werden und zu diesem Zwecke zieht er los, um die von den Menschen gefürchtete Maleficent zu töten und dem aktuellen König seine Stärke unter Beweis zu stellen.

Stefan kehrt also nach einiger Zeit erneut in das Reich der Feen zurück um Maleficent zu treffen – diesmal allerdings in tödlicher Absicht. Er missbraucht ihr Vertrauen, indem er ihr einen Trank untermischt, welcher sie in den Schlaf versetzt. Während sie schläft, setzt er zuerst an, sie zu erstechen, bringt dies dann aber nicht übers Herz und schneidet ihr die Flügel ab, um diese dem König als Beweis ihrer Ermordung zu bringen. Der Film symbolisiert in dieser Szene nur wenig kodiert die Praxis der „date rape“ mit KO-Tropfen. Diese Lesart wird auch durch die Besetzung der Rolle durch Angelina Jolie nahegelegt, welche ihren Celebrity-Status seit Jahren für die Bekämpfung sexualisierter Gewalt in kriegerischen Konflikten nutzt.

Das Abschneiden der Flügel hat hohe Symbolkraft: Sie sind im Film Quelle ihrer Kraft und Macht. Als Maleficent aufwacht, schreit sie voller Schmerz, der ihre Physis und Psyche umfasst. Sie kehrt danach, auf einen Stock gestützt und geschwächt, ins Reich der Feen zurück, hinterlässt aber eine Spur der Dunkelheit als Symbol ihrer Traumatisierung. Sie wird zur dunklen Fee. Am Ende des Filmes allerdings hilft ihr Aurora, ihre Flügel wieder zu finden.

In *Maleficent* wird Sleeping Beauty aus einer weiblichen, und ich würde hinzufügen, aus einer feministischen Perspektive erzählt, aus der Perspektive von Sleeping Beauty Aurora. Die Geschichte fokussiert auf Maleficent, die damit auch ihren Status als absolute Bösewichtin verliert. Sie befindet sich von nun an in einer Grauzone zwischen *villain* und *heroine*. *Maleficent* ist

keine warnende Geschichte über weibliche Macht, sondern, ganz im Gegenteil eine über den Triumph weiblicher Macht und Solidarität. Sie wirkt als eine warnende Geschichte darüber, wie ungerecht patriarchale und monarchische Herrschaft ist und wie ein patriarchales Wertesystem seine Repräsentanten (und alle, die sich in ihm befinden) korrumpiert.

Der Film ist auch einer der ersten aus dem Hause Disney, der nicht bloß ein postfeministisches *Empowerment*-Narrativ erzählt, sondern Emanzipation zu einer individuellen Verantwortung macht. In *Maleficent* gibt es strukturelle Diskriminierung und strukturelle Gewalt, welche gegen Frauen wirkt und gegen die die betroffenen Frauen gemeinsam auftreten müssen. *Maleficent* wird zum Opfer männlicher Gewalt und sie wehrt sich dagegen. Allerdings wird sie auch nicht eindimensional als taffe Heldin gezeichnet. Es ist nicht individuelle Macht, sondern kollektive Macht und Solidarität von Frauen, welche in *Maleficent* patriarchale, gewaltvolle Herrschaft bricht.

Maleficent stellt also the Monstrous Queer in den Mittelpunkt, wodurch es an Monstrosität verliert, und erzählt die Geschichte einer platonischen Liebe zwischen zwei Frauen. Der Kuss der *true love* ist in *Maleficent* der Kuss zwischen *Maleficent* und Aurora. Dies subvertiert nicht nur die Kuss-Trope Disneys, sondern auch jene, welche die Bedeutung heteroromantischer Beziehungen über jene homoromantischer oder homosozialer (Spektrum) zwischen Frauen stellt. True Love ist hier Liebe zwischen zwei Frauen, nicht zwischen einer Frau und einem Mann und es ist platonische Liebe, keine romantische. In *Maleficent* ist die Stiefmutter nicht böse. *Maleficent* ist eine Geschichte zweier Frauen, welche von einem patriarchalen System und in Disney Filmen bislang als Gegnerinnen festgeschrieben wurden. Es ist die Geschichte ihrer Versöhnung. Eine Geschichte, in welcher Frauen solidarisch miteinander sind, füreinander und gemeinsam kämpfen gegen einen patriarchalen Herrscher (der ja auch sinnbildlich für eine patriarchale Ordnung steht) und gegen Fremdbestimmung. Das unterdrückte Weibliche kehrt also zurück. Dieses Mal ist Frau aber nicht mehr bloße Projektionsfläche, sondern sie kehrt nach ihren eigenen Spielregeln zurück und spricht mit ihrer Stimme. Und: die „böse“ Frau kehrt Hand in Hand mit der „guten“ Frau zurück. Die Besorgnis, welche zu einer Dichotomisierung von Frauenfiguren in alten Disney-Filmen führt, wird hier also wahr. Ermächtigung und Solidarität zwischen Frauen stürzt den Patriarchen. Die letzten Sätze, die Aurora im Film spricht, lauten:

So you see, the story is not quite as you were told, and I should know, for I was the one they called "Sleeping Beauty". In the end, my kingdom was united not by a hero or a villain, as legend had predicted, but by one who was both hero and villain. And her name was Maleficent.⁴

„The story is not quite as you were told“, sagt Aurora und man* stellt sich die Frage, ob dies nur für diesen Film gilt, oder alle Disney-Filme oder grundsätzlich für Narrative, die aus männlicher und patriarchaler Sicht über Frauen konstruiert werden.

SCHLUSSBETRACHTUNG – GESCHLECHT, RAUM UND GRENZÜBERSCHREITUNG

In allen drei besprochenen Filmen werden jeweils zwei, oft antagonisierte, Reiche dargestellt, welche auch räumlich klar voneinander getrennt sind. Die Hauptfigur ist jeweils eine Wandlerin zwischen den dargestellten Welten, ein bedeutender Teil ihrer Geschichte ist jeweils ihre Darstellung als Reisende.

In *Snow White and The Seven Dwarves* finden sich das Reich der bösen Königin und das Reich der Zwerge. Diese sind unter anderen Aspekten auch in der in ihnen vorherrschenden Weiblichkeit konträr: die anti-mütterliche böse Königin wird hier ganz im Fahrwasser des reproduktiven Futurismus der mütterlichen Schneewittchen gegenübergestellt. Während sich die geschlechtsbezogene Polarisierung der dargestellten Räume bei *Snow White* vorrangig auf Weiblichkeiten bezieht, finden wir in *The Little Mermaid* und *Maleficent* ganze Gesellschaftssysteme, welche unter anderem durch die Konstruktion von Geschlecht/erm und Geschlechterhierarchie in ihnen differenziert sind. In *The Little Mermaid* ist dem Reich der Meermenschen das Reich der Menschen gegenübergestellt. Arielle bewegt sich im Laufe des Filmes ebenso wie Schneewittchen von einem filmisch-fiktionalen Raum in den anderen. Neben dem Reich der Menschen und dem Reich der Meermenschen findet sich in *The Little Mermaid* allerdings auch der Raum, in welchem die

4 *Maleficent*. Produced by Joe Roth; directed by Robert Stromberg; written by Linda Woolverton; based on *Sleeping Beauty* by Walt Disney Productions. Walt Disney Pictures and Roth Films, 2014.

Seehexe Ursula wirkt. Ihr Reich mutet an wie ein monströs-weiblich besetzter intra-uteriner Innenraum, während die von Triton geführte Meermenschengesellschaft stark patriarchal geprägt ist – auch im Sinne der in hier vorherrschenden Schönheitsnormen. In ihrem Lied *Part of Your World* nennt Arielle unter anderem Folgendes als Grund für ihre Ambitionen das Land der Meermenschen zu verlassen zugunsten des Menschenraumes: „Betcha on land, they understand, bet they don’t reprimand their daughters. Bright young women, sick of swimmin’, ready to stand.“ Ihre Bewegung von einem Raum in den anderen ist also auch von Emanzipations- und Befreiungsbestrebungen aus ihrer patriarchalen Herkunftsgesellschaft geprägt. Dieser Wunsch nach Befreiung bleibt freilich unerfüllt – da sie im wörtlichen Sinne Arielles Stimme als Zoll fordert. Die Hoffnung, dass frau woanders freier sein könnte entpuppt sich also als illusionär.

In *Maleficent* wiederum ist das patriarchale Reich der Menschen (das eigentlich als Reich der Männer dargestellt wird) dem matriarchalen Reich der Feen antagonistisch gegenüber gestimmt. Ersteres fürchtet zweiteres. Es versucht aber auch, ihm den Krieg zu erklären und es zu vernichten. Dies kann auf mehreren Ebenen als anti-patriarchaler Kommentar gelesen werden.

Der Aspekt der Grenzüberschreitung scheint für die Charakterisierung der Hauptfigur von besonderer Bedeutsamkeit: Das Duo *Maleficent* und *Aurora* ist wie Schneewittchen und Arielle die einzigen Mitglieder ihrer jeweiligen Gesellschaft, die sich von einem Raum in den jeweilig anderen bewegen und dadurch die von ihnen betretenen Räume auch verändern. Am deutlichsten ist dies in *Maleficent* der Fall – schließlich werden die beiden Königreiche von *Maleficent* und *Aurora* zu einem vereint. Dies wiederum passiert unter einer *Königin*. Die Darstellung der Prinzessin als Grenzüberschreiterin, Pionierin und Reformerin ist eine, welche es noch deutlicher zu beleuchten gilt. Der Aspekt des filmischen Raumes spielt hierbei eine nicht unbedeutende Rolle.

LITERATUR

- Baker, Dallas J. (2010): „Monstrous Fairytales: Towards an Écriture Queer“, in: *Colloquy. Text Theory Critique* 20, S. 79-103.
- Beauvoir de, Simone (1988): *The Second Sex*. London: Pan Books.
- Benshoff, Harry/Griffin, Sean (2004): „Queer Cinema. The Film Reader. General Introduction“, in: Harry Benshoff/Sean Griffin (Hg.), *Queer Cinema. The Film Reader*, New York: Routledge, S. 1-15.
- BoxOfficeMojo. Online. 1989 Yearly Box Office by MPAA Rating. „All G Rated Releases“, <http://www.boxofficemojo.com/yearly/chart/mpaarating.htm?rating=G&yr=1989&p=.htm>, Zugriff Oktober 2017.
- Butler, Judith (1990): *Gender Trouble*. New York: Routledge.
- Byrne, Eleanor/McQuillan, Martin (1999): *Deconstructing Disney*. London: Pluto Press.
- Cranny-Francis, Anne/Waring, Wendy/Stavropolous, Pam/Kirkby, Joan (2003): *Gender Studies. Terms and Debates*, Basingstoke: Palgrave Macmillan.
- Creed, Barbara (1993): *The Monstrous-Feminine. Film, feminism, psychoanalysis*, London: Routledge.
- Degele, Nina (2003): „Happy together: Soziologie und Gender Studies als paradigmatische Verunsicherungswissenschaften“, in: *Soziale Welt* 54, S. 9-29.
- Edelman, Lee (2004): *No Future. Queer Theory and the Death Drive*, London: Duke University Press.
- Gilbert, Sandra M./Gubar, Susan (2000): *The Madwoman in the Attic*, New Haven: Yale University Press.
- Kristeva, Julia (1997): „Powers of Horror“, in: Kelly Oliver (Hg.), *The Portable Kristeva*. New York: Columbia University Press, S. 229-263.
- Kristeva, Julia (1982): „Powers of Horror“, in: dies., *Powers of Horror. An Essay on Abjection*, New York: Columbia University Press, S. 207-210.
- Russo, Mary (1995): *The Female Grotesque. Risk, Excess and Modernity*, New York: Routledge.
- Sells, Laura (1995): „Where do the Mermaids Stand? Voice and Body in The Little Mermaid“, in: Elizabeth Bell/Lynda Haas/Laura Sells (Hg.), *From Mouse to Mermaid. The Politics of Film, Gender, and Culture*, Bloomington: Indiana University Press, S. 175-192.

Warner, Michael (1991): „Introduction: Fear of a Queer Planet“, in: *Social Text* 29, S. 3-17.

Yearly Box Office for G-Rated Movies (1989). *Box Office Mojo*. Internet Movie Database. Retrieved October 15, 2017. [<http://www.boxofficemojo.com/yearly/chart/mpaarating.htm?rating=G&yr=1989&p=.htm>]

Snow White and the Seven Dwarfs. Produced by Walt Disney; directed by David D. Hand (supervising director), William Cottrell, Wilfred Jackson, Larry Morey, Perce Pearce and Ben Sharpsteen; written by Ted Sears, Richard Creedon, Otto Englander, Dick Rickard, Earl Hurd, Merrill De Maris, Dorothy Ann Blank, Webb Smith; based on *Snow White* by Jacob Grimm and Wilhelm Grimm. Walt Disney Productions, 1937.

The Little Mermaid. Produced by Howard Ashman and John Musker; directed by John Musker and Ron Clements; Written by John Musker, Ron Clements; Howard Ashman, Gerrit Graham, Sam Graham and Chris Hubbell; based on *The Little Mermaid* by Hans Christian Andersen. Walt Disney Pictures and Walt Disney Feature Animation, 1989.

Maleficent. Produced by Joe Roth; directed by Robert Stromberg; written by Linda Woolverton; based on *Sleeping Beauty* by Walt Disney Productions. Walt Disney Pictures and Roth Films, 2014.

„Tahrirplatz in Köln“? – Sexualisierte Gewalt im öffentlichen Raum zwischen Aneignung und Zuschreibung

Marei Schmoliner

Nach den Übergriffen auf Frauen* in der Kölner Silvesternacht 2015 war für Polizei und weite Teile der Öffentlichkeit schnell klar, dass es sich um „arabisch/nordafrikanische Täter“ (MIK 2016: 1) gehandelt haben musste, ohne dass bereits Klarheit über die Geschehnisse herrschte. Diese Nacht wurde „zur politischen Projektionsfläche [...] bevor sie überhaupt begriffen wurde“ (Amjahid et al. 2016: 18). Im deutschen Mediendiskurs lässt sich beobachten, dass der Sexismus der *Anderen* herausgestellt und diesen *Anderen* ein *Wir* entgegengestellt wird. Dabei verschob sich Gayatri Spivaks (1988: 296) „white men are saving brown women from brown men“ zu einem *white men are saving white women from brown men*. Nicht mehr am Hindukusch oder andernorts außerhalb Europas sollten Frauen*rechte verteidigt werden, mittlerweile sei der „öffentliche sexuelle Terror“ „gegen Frauen [...] aus Nordafrika und Nahost auf Europa übergeschwappt“ (Schwarzer 2016: 22; 16). Die Übergriffe wurden als kulturelle Spezifik der *Anderen* dargestellt. Darauf reduziert waren sie von anderen Erklärungsfaktoren isoliert. Diese Vorgehensweise ist nicht neu, erfahren doch auch andere Gewaltphänomene, die im Rahmen von Fragen der Geschlechterordnung diskutiert werden, gegenwärtig besondere Aufmerksamkeit.

Ricarda Drüke (2016: 34) fasst für die Berichterstattung von ZDF und ARD zusammen, dass Sexismus und sexualisierte Gewalt „kulturalisiert“ würden und die Berichterstattung „auf nicht-Weiße [sic] Täter“ fokussiere. Hierdurch stünden „Forderungen nach einer Verschärfung des Asylrechts im

Mittelpunkt“. Sexismus werde nicht als strukturelles Problem diskutiert, wodurch „die Deutung der strukturellen Zusammenhänge“ nicht möglich sei. Weitergehend werde die „Perspektive der Opfer [...] so gut wie nicht einbezogen.“ Zusätzlich erfolgt eine Konnotation sexualisierter Gewalt mit Sexualität, was den inhärenten Machtaspekt verschleiert und die Gefahr einer Bagatellisierung und nicht selten auch einer Entkriminalisierung birgt. Das titelgebende Zitat von Alice Schwarzer (2016: 7) wie auch andere (Print-)Medien und der Bericht des Ministeriums für Inneres und Kommunales des Landes Nordrhein-Westfalen (2016: 15) stellen weitergehend einen angenommenen Bezug zwischen der „gemeinsame[n] sexuelle[n] Belästigung in Menschenmengen [...] anlässlich der ägyptischen Revolution“ und den Ereignissen auf dem Kölner Bahnhofsvorplatz her.¹ Damit wird sexualisierte Gewalt außerhalb Deutschlands verortet und diese Praktiken werden pauschal arabischen Männern zugeschrieben. Die Übergriffe müssen aber vor einem globalgeschichtlichen Hintergrund in weiteren Aspekten als nur dem des *Kulturhintergrunds* mit all den inhärent rassistischen Zuschreibungen beleuchtet werden. Von der Annahme ausgehend, dass Ereignisse in der globalisierten Welt untrennbar mit Geschichte und Struktur von Gewalt in Deutschland und in Europa und damit auch mit Kolonialgeschichte verknüpft sind, sollen die Übergriffe in der Silvesternacht hier in einen breiteren sozioökonomischen Kontext eingeordnet werden, als es die öffentliche Debatte, welche der Silvesternacht folgte, vermocht hat. Dabei werden die Ereignisse als im Auftreten oft vergleichbar herausgearbeitet, um sie als gesellschaftliches Phänomen und damit auch als gesamtgesellschaftliches Problem begreifbar zu machen.

Die folgenden Überlegungen wollen die Ereignisse der Silvesternacht als Gewalt gegen Frauen* einordnen und erstreben dabei eine Dekonstruktion der vermeintlich kulturell zuzuordnenden Gruppe der Täter. Sexualisierte Gewalt ist ohne Wenn und Aber abzulehnen und zu bekämpfen. Dabei gilt es trotzdem, die von Chandra Mohanty (1984: 342) geäußerte Einschätzung zu beachten, es sei „problematical to speak of [...] Arab and Muslim societies (i.e., over twenty different countries) without addressing the particular

1 Eine Analyse der Medienberichterstattung findet sich bei Hark/Villa (2017: 35ff). Die Autor_innen arbeiten weitergehend in einem ganzen Kapitel die „toxische Aufladung von Schwarzers Feminismus“ (ebd.: 89) durch Kulturessentialismus mit besonderem Fokus auf die Kölner Silvesternacht heraus.

historical, material, and ideological power structures that construct such images.“ Anstatt die Ergebnisse generalisierend für die komplette arabische Welt zu proklamieren, diskutiert dieser Beitrag die Ereignisse auf dem Kairoer Tahrirplatz und dem Kölner Bahnhofsvorplatz und strebt dabei an, die Übergriffe in ihrem jeweiligen Kontext als Gewaltphänomene herauszuarbeiten, welche nicht isoliert von ihren Verknüpfungen mit Machtverhältnissen betrachtet werden können. Hierbei soll aufgezeigt werden, dass sexualisierte Gewalt nicht außerhalb ihrer Zusammenhänge verhandelt werden kann und sollte. Es wird dabei weniger darum gehen, was wirklich geschah, sondern ich möchte mich vielmehr auf die Konstruktion des *Anderen* in Köln und Kairo konzentrieren. Die sexualisierte Gewalt soll dabei im Geflecht der die Gesellschaft durchziehenden Machtstrukturen nachgezeichnet werden, wobei besonderes Augenmerk auf die Herstellung von Männlichkeit durch die Aneignung von Räumen gerichtet wird. Hierfür wird zunächst der öffentliche Raum als Verhandlungsort gesellschaftlicher Macht analysiert, wobei die als gegensätzlich konstruierte Kategorisierung in die private und öffentliche Sphäre im Zentrum steht. Hernach wird mit Raewyn Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit gezeigt, wie die Ereignisse in Köln und Kairo als symbolische Herstellung von Männlichkeit gedeutet und in ein hierarchisches Geschlechtersystem eingeordnet werden kann. Es ist davon auszugehen, dass marginalisierte Männlichkeit über die Einnahme des physischen Raumes ihre Stellung im sozialen Raum zu verbessern sucht. Jedoch sind diese Positionskämpfe mit Connell nur innerhalb komplexer Machtstrukturen zu verstehen. Männer* sind sowohl Täter als auch Opfer von (sexualisierter) Gewalt, wobei sich dieser Beitrag auf die Darstellung heterosozialer Übergriffe konzentriert, die gegen Frauen* gerichtet sind. Männlichkeit wird dabei nicht als statisches Konzept angenommen, sondern als Analysekategorie im Zusammenspiel mit weiteren Faktoren beleuchtet. Hierfür werden die Analogien des Antagonismus in der Herstellung von Geschlecht (*doing gender*), Räumen, aber auch der Konstruktion des *Eigenen* und *Anderen* in beiden Kontexten in ihren wechselseitigen Verflechtungen in den Blick genommen. Untersucht werden sollen die mediale Darstellung sexualisierter Gewalt in der Silvesternacht 2015 in Köln und jene während der Demonstrationen und Feierlichkeiten zum zweiten Jahrestag der Revolution am

25. Januar 2013 in Kairo.² Grundlage der Analyse bildet der Bericht des Ministeriums für Inneres und Kommunales (MIK) sowie eine vom El-Nadeem Center (2013) zusammengestellte Sammlung von Zeug_innenberichten. Neben der medialen Debatte hat auch der staatliche Sicherheitsapparat versucht, die Ereignisse in Köln aufzuarbeiten, wobei allerdings die bisherigen Ermittlungserkenntnisse weitgehend den bereits am 10. Januar im Ministeriumsbericht genannten Annahmen entsprechen. Im Vergleich fällt auf, dass die Anzeigen aus der Kölner Silvesternacht und die Berichte von Überlebenden der Gewalt auf dem Tahrirplatz auf eine ähnliche Vorgehensweise der Täter, wie auch auf übereinstimmende Täterbeschreibungen verweisen. Die Schauplätze sind zudem Orte des öffentlichen Raumes und die Übergriffe erfolgen aus einer größeren Gruppe heraus (vgl. Schmoliner 2017: 6ff).

Wenn hier von Männern und Frauen die Rede ist, bezieht sich dies auf die gelesene Geschlechtsidentität einer Person, denn die Machtausübung durch sexualisierte Belästigung und Gewalt im öffentlichen Raum basiert häufig auf der nicht vom Individuum, sondern von der Außenwelt vorgenommenen Kategorisierung in männlich und nicht-männlich, wobei alles Nicht-Männliche als abseits der Norm wahrgenommen wird. In Ägypten und Deutschland wird Geschlecht nicht als fluides Konzept anerkannt, die binäre Zuteilung bleibt hegemonial.³ [MATERIALITÄT] Die Sanktionierung alles Nicht-Männlichen schließt LGBTQI*-Personen ein. Trotz Bemühungen um eine pluralisierte Darstellungsweise lassen sich essentialisierende Aussagen

2 Ich spreche hier wie viele Ägypter_innen dezidiert von Revolution und nicht wie viele westliche Medien reduktionistisch vom „arabischen Frühling“ oder einer „Rebellion“.

3 Diese „Alltagstheorie der Zweigeschlechtlichkeit“ (Hagemann-White 1984) wird als natürliche Voraussetzung sozialen Handelns betrachtet. Sie ist allerdings Resultat einer sozialen Praxis. Mit dem Verweis auf *gender* wird hier zwar keine Verbindung zwischen einer zweigeschlechtlich deklarierten körperlichen Morphologie und einem geschlechtsspezifisch wahrgenommenem Verhalten angenommen, aber in Gesellschaften, in denen Zweigeschlechtlichkeit die vorherrschende Norm ist, wird ein abweichendes Verhalten möglichst sanktioniert, um das zweigeschlechtliche System aufrecht zu erhalten. Auch wird die gesamte Sozialisationsarbeit darauf ausgerichtet, zwei unterschiedliche Arten von Habitus auszuprägen (vgl. Bourdieu 2005: 43ff).

nicht komplett vermeiden, will man* die Existenz von Gruppen in ihrer Konstruiertheit aufzeigen. Auf diese Homogenisierungen wird hier bewusst zurückgegriffen, denn ohne sie können die Machtstrukturen im Diskurs nicht benannt werden.⁴

DER „TAHRIR-PLATZ IN KÖLN“ AUS POSTKOLONIALER PERSPEKTIVE

Die von Schwarzer, dem Ministerium und anderen vorgenommene Übertragung der Ereignisse auf dem Tahrirplatz in Kairo nach Köln ist zunächst einmal unzulässig, denn laut dem BKA befand sich nicht ein einziger Ägypter unter den Tätern (vgl. ZEITonline 2016). Vielmehr dient die Übertragung dazu, sexualisierte Gewalt als der arabischen Kultur inhärent zu kennzeichnen, womit der Sexismus der deutschen Mehrheitsgesellschaft ausgeblendet wird. Das Übertragen verbleibt in der Tradition der Konstruktion *einer* arabischen Kultur bzw. *eines* Orients und negiert dabei unterschiedliche Gesetzgebungen, Geschlechterverhältnisse, Sexualitäten und gesellschaftliche Codes in den Ländern der Region.⁵ Werden die Ereignisse von Kairo und Köln jedoch aus einer kontextbezogenen und historisierenden Perspektive analysiert, stellt sich die einfache Übertragung und damit Gleichsetzung der Gewalt von Kairo auf die Gewalt von Köln, trotz der zunächst erkennbaren Gemeinsamkeiten, als Kurzschluss heraus. Eine solche Perspektive bezieht

-
- 4 Trotz der Notwendigkeit begrenzender Zuweisungen, sollte die Problematik, hiermit Ausschlüsse und Missrepräsentationen zu schaffen, nicht aus dem Blick geraten. Als Erinnerung werden Bezeichnungen mit dem * versehen, um Spielraum für eigene Geschlechtsdefinitionen und -performances zu geben. Bei (auch indirekten) Zitaten wird auf eine pluralisierte Darstellung verzichtet um hervorzuheben wie Sprache zu Zuschreibungs- und Subjektivierungsprozessen zur Herstellung und Aufrechterhaltung der Geschlechterordnung beiträgt.
 - 5 Diese essentialistischen Zuschreibungen und Stereotypisierungen dienen dazu, die arabische Welt als statisch, homogen und minderwertig zu konstruieren. Dieser Orientalismus nutzt weiterhin machtpolitischen Interessen und der Versicherung des Westens seiner eigenen kulturellen und intellektuellen Überlegenheit. Meyda Yeğenoğlu (1998) zeigt wie diese Unterschiede seit Jahrhunderten über die Diskussion um Geschlechterrollen und Sexualität konstruiert werden.

bestehende Machtverhältnisse mit ein und folgt damit der Forderung von Reuter und Villa (2010: 17) nach Widerstand gegen „unilineare, eurozentrische, vermeintlich unpolitische und damit ebenso einseitige wie diskriminierende Mainstream-Theorien von kultureller/nationaler Identität, gesellschaftlichen Machtbeziehungen [...] und deren [...] Diskursivierung.“ Dabei soll hier aus einer postkolonialen Perspektive betrachtet werden, wie der Tahrirplatz in Kairo und der Bahnhofsvorplatz in Köln in Beziehung gesetzt werden können, ohne orientalistische Stereotype fortzuschreiben und diese zur Konstruktion des *Anderen* und *Eigenen* zu nutzen. Postkoloniale Ansätze, mit Bettina Engels (2015: 310) als „eine politisch motivierte Analysekategorie“ verstanden, welche die Kontinuität von Kolonialismus und Dekolonisierung aufzeigt, können vielversprechende Impulse geben. Sie können dabei helfen, eine differenziertere Sichtweise auf die Komplexität struktureller Gewaltverhältnisse zu erlangen. Mit dem Verweis auf die historischen Dimensionen sozialer Ungerechtigkeit sensibilisieren sie gleichzeitig für neokoloniale Herrschaftsformen. *Postkolonial* ist dabei nicht als eine historisch-räumliche Kategorie zu verstehen, sondern als ein Bezugspunkt der Theoriebildung und empirischen Analyse der machtvollen Wirkung des Kolonialismus bis in die Gegenwart in Politik, Gesellschaft und Wissenschaft in den ehemals kolonialisierten Ländern, wie auch in den Staaten der ehemaligen Kolonialmächte (vgl. Aikins/Bendix 2010: 479f). Auch ist festzuhalten, dass „der Westen“ und „der Süden“ keine homogenen Kategorien sind. Viele der Beobachtungen über die Gesellschaften des Südens sind relevant für manche Staaten im Globalen Norden, während sie auf andere Staaten im Süden nicht zutreffen mögen.

Wie kann also eine Definition von sexualisierter Gewalt aussehen, die alle Dimensionen und Praktiken von Gewalt gegen Frauen* umfasst und zugleich Freiheits- und Handlungspotenzial für Frauen* ermöglicht, ohne zu einer Viktimisierung von Migrant_innen oder Tätern* zu führen? Hier wird mit einem intersektionalen, kontextbezogenen und diskursiven Verständnis von (sexualisierter) Gewalt gearbeitet (vgl. z.B. Sokoloff/Dupont 2005), um die Gewalt in Köln und auf dem Tahrirplatz an der Schnittstelle von *race*, *gender* und anderen Kategorien zu begreifen. Unabhängig von den Diskursen um globale Schwesternschaft und der Dekolonisation von Wissenschaft (vgl. z.B. Marx Fereë/Tripp 2006; Mohanty 2003) plädiere ich demnach dafür, die Selbstbestimmung über ihren Körper als Ziel und Recht von Frauen* überall

auf der Welt anzunehmen. Mögen die Diskurse und Ereignisse sich auch unterscheiden, die Forderung nach einem Ende sexualisierter Gewalt wurde sowohl in Kairo als auch in Köln geäußert. Die postkoloniale Ebene soll in dieser Arbeit helfen, die binären Folien, die in den deutschen Quellen verwendet werden, aufzuzeigen, während gleichzeitig der postkolonial-feministischen Forderung nachgekommen wird, symbolische oder epistemische Gewalt nicht getrennt von institutionalisierten Machtverhältnissen zu analysieren (vgl. z. B. Castro Varela/Dhawan 2005: 8). Gerade die Perspektive auf materielle und politische Implikationen eröffnet einen solchen Blick auf die angesprochenen Phänomene und ihre Deutungen, wie ich nun an raumtheoretischen Erwägungen genauer zeigen werde.

RÄUME ALS VERHANDLUNGSORTE GESELLSCHAFTLICHER MACHT

Der öffentliche Raum ist niemals nur Raum im physischen Sinne, sondern immer auch mit Sinn gefüllt und durch Praktiken hergestellt. Er muss deshalb im Rahmen mindestens zweier Deutungsmuster untersucht werden: im Sinne des materiellen Raumes (*public space*) wie auch des metaphorischen Raumes (*public sphere*). Für eine Untersuchung des Faktors Raum in den Ereignissen von Kairo und Köln ist es zunächst notwendig, Raum als Verhandlungsort gesellschaftlicher Macht zu begreifen. Ebenso wie die Konstruktion von (Geschlechts-)Identität basieren auch Raumstrukturen auf dem Differenzprinzip. So wie Männlichkeit häufig in Abgrenzung zu Weiblichkeit hergestellt wird und vice versa, werden Räume über die binäre Einteilung in öffentlich/privat oder gefährlich/sicher konstruiert. Sie spiegeln also gesellschaftliche Organisationsprinzipien und Machtverteilungen wider. Die Legitimierung von Inklusion und Exklusion stehen im öffentlichen Raum somit unaufhörlich zur Diskussion und dies spielt beim Zusammenwirken von Raum und Geschlecht eine besondere Rolle. Mit Sybille Bauriedl und Kolleg_innen (2010: 10) kann davon ausgegangen werden, dass die Weise, in der öffentliche Plätze genutzt werden, „weder zufällig noch geschlechterbiologisch bedingt noch stadtphysiologisch vorgegeben, sondern gesellschaftlich hergestellt“ ist. Die unsere Alltagswelt strukturierenden Machtverhältnisse manifestieren sich somit auch in verräumlichten Geschlechterverhältnissen, welche dazu beitragen, Machtstrukturen und -asymmetrien zu verfestigen und aufrecht zu

erhalten. Eine Untersuchung von Raum ermöglicht es, als gegeben angenommene räumliche Verhältnisse als Resultat menschlichen Handelns und die damit herbeigeführten Strukturierungen physisch-materieller Bedingungen ins Blickfeld zu nehmen.

Anouk de Koning (2009: 141) zeigt für öffentliche Orte in Kairo, wie Räume geschlechtlich konnotiert sind. In ihrer Studie wird offenbar, wie schon die bloße Anwesenheit einer Frau* an einem bestimmten Ort und zu einer bestimmten Zeit in Kairo als Indikator für ihren Anstand genommen wird und wechselseitig Orte durch geschlechtsspezifische Zugänglichkeit konstruiert werden. Weiterhin zeigt sie, wie auch *Klasse* in Kairo als Marker genutzt wird, um Zugang zu Räumen zu beschränken, das *Andere* zu konstruieren und somit der öffentliche Raum für Aushandlungsprozesse genutzt wird (vgl. ebd.: 152f). Für den deutschen Kontext haben Karin Kutschinske und Verena Meier (2000) potentielle Angsträume von Joggerinnen als Ausdruck von Geschlechterkonstruktionen sichtbar gemacht und dabei dargelegt, dass weder die Bedeutung von Angsträumen noch die (weibliche*) Erfahrung von Angst vor sexualisierter Gewalt im öffentlichen Raum dem Raum oder Frauen* inhärent sind, sondern gesellschaftlich konstruiert. Dabei hat die in Einzelfällen ausgeübte Gewalt symbolische Auswirkung auf alle Frauen* und führt so zu Einschränkungen der Bewegungsfreiheit in zeitlicher und räumlicher Hinsicht. Diese rigiden Normierungen des Raumes haben Einfluss auf den gesamten Lebensentwurf von Frauen*, auch weil in für sie unzugänglichen Räumen ausgeübte Gewalt als Bestrafung für abweichendes Verhalten gelesen wird.

Zum einen erlangen Räume also in ihrer Nutzung durch verschiedene Personengruppen verschiedene eingeschriebene Bedeutungen, zum anderen sind die Bedeutungen von Räumen wichtiger Bestandteil im Prozess von Identitätskonstruktion und damit der Reproduktion gesellschaftliche Strukturprinzipien. Dadurch „co-konstituieren“ (Strüver 2003: 114) sich die Bedeutungen von Raum und Geschlecht. Martina Löw (2007: 63f) schlägt mit anderen in Anlehnung an Anthony Giddens eine „Dualität von Raum“ vor. Raum solle als „relationale (An)Ordnung von Lebewesen und sozialen Gütern an Orten“ begriffen werden. Der Begriff der (An)Ordnung zeigt dabei auf, dass Räume auf einer Praxis des Anordnens als wahrnehmend-synthetisierendes Verknüpfen basieren, dass sie aber auch eine gesellschaftliche Ordnung vorgeben. Somit sind Raumordnungen als gesellschaftsstrukturierende Elemente sowohl Bedingung als auch Folge von Handeln. In dieses Muster

fügt sich auch die „im historischen Prozess herausgebildete Dichotomie“ von öffentlich/privat ein, welche als „wirkmächtige, ideal-typisch-normative und insbesondere räumlich manifestierte Konstruktion“ (Ruhne 2003: 93) für diese Untersuchung von Bedeutung ist. Einerseits sind diese Kategorien sozial konstruiert, andererseits beeinflussen sie als Materialisierungen gesellschaftlicher Machtverhältnisse, die prozesshaft hergestellt werden, die Herstellung dieser Kategorien selbst.

Das Konstrukt der öffentlichen Sphäre, verstanden als Kernstück der symbolischen Geschlechterordnung wird hier als Schauplatz von Verteilungskämpfen bei der (Re-)Produktion von Machtverhältnissen genutzt. Jedoch bietet diese Einteilung – von Feminist_innen dafür herangezogen, den Ausschluss von Frauen* aus einzelnen Domänen zu kritisieren – in globaler Perspektive Probleme, wenn sie kritiklos für alle Kontexte angewandt wird. Die Einteilung verleitet zur Annahme, dass Frauen* – als zur privaten Sphäre gehörig – machtlos seien, da Männer ein Monopol auf die öffentlich-politische Sphäre hätten. Auch zeichnen sich im deutschen Zusammenhang bezüglich der Zuweisung der Sphären gegenwärtig folgenreiche Transformationen ab, die durch das Eintreten der ersten Welle der feministischen Bewegung für gleichberechtigte Teilhabe von Frauen* in öffentlichen Bereichen wie Bildung, Wissenschaft, Arbeitsmarkt und Politik ermöglicht wurde. Das Erarbeiten von Präsenz auf der Ebene der öffentlichen Meinung in der politischen Sphäre war für das erfolgreiche Wirken der feministischen Bewegung unabdingbar (vgl. Klaus/Drücke 2010: 251).

Fowziyah Abu-Khalid (2003: 50) proklamiert, dass die arabische Frauen*bewegung noch keinen „kulturell relevanten Diskurs um die private Sphäre“ gefunden hätte und die Kernfrage hier sei, Frauen* *innerhalb* dieser zu stärken und nicht *gegen* sie.⁶ Judith Tucker (1985: 102ff) und Margot Badran (1995: 14f) hingegen zeigen im Hinblick auf die Dichotomie der öffentlichen und privaten Sphäre sowohl für urbane als auch rurale Bereiche, dass ägyptische Frauen* an fast allen sozialen und ökonomischen Institutio-

6 Diese Forderung ist im Zusammenhang der Ablehnung hegemonialer Feminismen zu verstehen. Manche Aktivist_innen der arabischen Frauen*bewegung grenzen sich bewusst von „westlichen“ Emanzipationsformen ab. Die Motivation dafür reicht vom Fokus auf eine breitere Leser_innenschaft bis zur Einschätzung, „westliche“ Feminismen seien nicht auf die eigenen Kontexte anwendbar.

nen beteiligt waren. Hier sollte allerdings nicht vergessen werden, dass ägyptische Feminist_innen in der Vergangenheit gegen doppelt verankerte patriarchale Strukturen kämpften: die ägyptische und die britische im Rahmen der Kolonisierung.⁷ Ägyptische Feminist_innen haben nach der Unabhängigkeit den vom Staat angebotenen Zugang zur politischen Sphäre zurückgewiesen, da dieser zur Bedingung hatte, sich politisch zu mäßigen und bürgerliche Normen zu befolgen (vgl. Hatem 1994; Bier 2011).⁸ Die Auswirkungen zeigen sich bis heute in mangelnder politischer Repräsentation von Frauen* (vgl. Sorbera 2014: 65). Statt Partizipation zu ermöglichen, wurde für einen erweiterten Politikbegriff plädiert, der jede Form der Aktivität politisch fundiert. Damit wird privates Handeln zur Grundlage öffentlichen Handelns und es wird möglich, auf die Macht von Frauen* in der privaten Sphäre zu verweisen. Frauen* wird dabei zugeschrieben, Männer* in der privaten Sphäre derart zu beeinflussen, dass sie in der öffentlichen Sphäre quasi keine eigenen Entscheidungen mehr treffen. Darüber hinaus sind Frauen* Teil von Netzwerken, welche für die ägyptische Politik zentral sind. Dadurch können sie trotz des Ausschlusses von formaler Partizipation an Entscheidungen teilhaben (vgl. Harders 2009: 303). Dieses Vorgehen lässt sich mit Deniz Kandiyoti (1988) als „Bargaining with Patriarchy“ beschreiben. Frauen* treffen Entscheidungen, die zunächst marginalisierend wirken, gleichzeitig aber Potential für begrenzte Zugewinne, in diesem Fall Partizipation, bieten.

Bei aller Kritik an diesem mangelnden Zugang von Frauen* zur politischen Sphäre darf nicht aus dem Blick geraten, dass ägyptische Frauen* zusätzlich zu den allgemeinen Beschränkungen hinsichtlich politischer Partizipation autoritärer Systeme, denen auch Männer* unterworfen sind, durch patriarchale Strukturen ausgebremst wurden und werden. Die Forderung nach Zugang zur öffentlichen (im Sinne von politisch-diskursiven) Sphäre mag historisch keine dezidierte Forderung ägyptischer Frauen* gewesen sein. Während der Revolution allerdings fanden viele Frauen* durch Schreiben, Aktivismus und die „diskursive Transformation“ (McLarney 2015: 2)

7 Für einen Überblick über die britische Kolonialpolitik in Ägypten mit Bezug auf Geschlechterpolitik und die Konstruktion des *Anderen* – siehe Braun/Mathes (2007: 309ff).

8 Ich spreche hier dezidiert nicht von bürger_innenlich, sondern nutze das generische Maskulinum um die implizite männliche, *weiße*, mittelständische Konnotation sichtbar hervorzuheben.

sozialer, kultureller und politischer Institutionen Zugang zur öffentlichen Sphäre. Um das Konzept des Öffentlichen und Privaten für beide Fälle nutzbar zu machen, kann mit Suad Joseph dafür plädiert werden, mehr Alltagsbezug in die Konzepte zu bringen und sie für alle Kontexte als fluide anzunehmen:

„[T]he categories of public/private [...] – important abstractions in political theory and law – do not translate directly to the lived experiences of women or men in the ‘West’ or ‘South’. The public/private are not as separate in reality in the West as Western classical liberal discourse would imagine.“ (Joseph 1997: 75)

Über Raumnutzung, -aneignung und -konstitutionen verhandeln Individuen und Gruppen also auch Macht- und Herrschaftsverhältnisse. In Anknüpfung an David Harvey (1989: 233), der behauptet die Ausweitung von Macht beruhe wesentlich auf der Fähigkeit, die Produktion von Raum zu beeinflussen, soll hier die Aneignung von Raum an der Schnittstelle von Machtstrukturen analysiert werden. Analog zum Konzept des *doing gender*, das Geschlechtszugehörigkeit und -identität als fortlaufend hergestellt und damit jeder menschlichen Aktivität inhärent begreift, schlage ich ein *doing space* als Teil dieses Herstellungsprozesses vor. Die Untersuchung geschlechtsspezifischer Mobilitätsmuster ist hinreichend erforscht, wobei hier zumeist auf Sozialisation abgehoben wird, anstatt die unterschiedlichen Raumaneignungsprozesse als aktives Herstellen von Geschlecht zu begreifen. *Raumaneignung* explizit als Mittel der (Re-)produktion von Geschlecht zu untersuchen ist in vielen Bereichen noch nicht verbreitet. Ein *doing* im Zusammenspiel der beiden Begriffe, wie im Titel des vorliegenden Sammelbandes, betont den sozialen Prozesscharakter der Notwendigkeit, Raum und Geschlecht beständig zu *machen*, also herzustellen. [EINLEITUNG] Raum ist, wie gezeigt wurde, geschlechtlich konnotiert. Die Folge davon ist, dass Frauen* und Männer* ihre Geschlechtlichkeit im öffentlichen Raum verschieden darstellen, beziehungsweise über ihre Performanz im öffentlichen Raum Geschlecht erst herstellen. Wie *doing space* konstitutiv für *doing gender* ist, zeigt für die ägyptische Gesellschaft Farha Ghannam (2002: 100):

„As men walk, they scan the area around them [...]. Their masculinity and reputation are contingent upon their ability to interfere to protect a woman, correct a misbehavior, or help in rescuing people in an accident. [...] In contrast, a young woman [...]

should show modesty by taking a serious posture that is manifested in walking fast and avoiding looking at men or responding to their comments.“

In diesem Zitat finden sich geschlechtsspezifische Rollenerwartungen der Performanz im öffentlichen Raum (siehe auch Koning 2009: 147). Während Männer sich den öffentlichen Raum aneignen dürfen und sollen, halten Frauen* sich dort nicht grundlos auf. Sie sollen den öffentlichen Raum schnellstmöglich wieder verlassen und durch klare Körperhaltung Anstand demonstrieren. Auch in Deutschland wird von Frauen* und Männern* verschiedene Performanz im öffentlichen Raum erwartet, und es existieren Vorstellungen davon, welche Personen an bestimmte Orte „gehören“ und welche nicht (vgl. Strüver 2003: 120). Rauman eignung kann also als Teil des *doing gender* gesehen werden, während gleichzeitig, wie oben ausgeführt, durch gegenderte Körper Raum hergestellt wird. [KÖRPER]

DOING SPACE, DOING GENDER: RAUMANEIGNUNG UND GESCHLECHT IN KAIRO UND KÖLN

Im Kontext der Revolution auf dem Tahrirplatz kann mit Derek Gregory (2013) von „Performances of Space“ gesprochen werden. Der Platz wird hier zu einer Art Bühne, auf der die Demonstrant_innen agieren. Dabei erfährt der Raum durch die Performanz der Menschen eine Rekonstruktion, die Materialität des Raumes und die Körperlichkeit der Besetzer_innen tragen in ihrer Kombination zu einer Neudefinition des Platzes bei. Die Proteste auf dem Tahrirplatz können als ein *reclaim the space* gelesen werden, denn nach Hussam H. Salama (2013: 128) wurde der öffentliche Raum von den meisten Ägypter_innen mit „der Regierung gehörendem Raum“ gleichgesetzt. Die Masse der Demonstrierenden eignete sich den Platz an, welcher der Bevölkerung wegen seiner Bedeutung als Befreiungsplatz gezielt versagt und zu einem Verkehrsknotenpunkt umgestaltet wurde.⁹ Wie dabei auch Geschlechterrollen „co-konstituiert“ wurden, zeigt sich laut Dina Wahba (2012) durch

9 Der Kairoer Tahrirplatz ist mit historischen Traditionen und Ereignissen verbunden. Seit der Unabhängigkeit steht er für politische Freiheit. Hier feierte König Farouk den Abzug der britischen Truppen 1949 und seitdem war der Platz ein Magnet für öffentliche Aktionen (vgl. Filiu 2011: 61). Tahrir wurde hernach

die große Zahl von Frauen*, die im öffentlichen Raum demonstrierten und schliefen. Judith Butler (2016: 121) sieht dieses Schlafen als einen politischen Akt, da es „eine konventionelle Unterscheidung zwischen öffentlich und privat“ überwand. Während Butler hier auf die Unterscheidung in politisch und unpolitisch abzielt, es durch das Leben auf dem Platz zu einer Auflösung der Sphären kommt und somit das Private zum Politischen wird, kann es vor dem Hintergrund der Feminisierung der öffentlichen Sphäre auch als ein politischer Akt der Frauen* eingeordnet werden: Indem sie durch ihre Körper im öffentlichen Raum Anspruch auf die Öffentlichkeit proklamieren, stellten sie Geschlechternormen und Machtverhältnisse in Frage. Mit ihrer nächtlichen Präsenz auf dem Platz und dem Schlafen an einem öffentlichen Ort wurden durch alle Demonstrant_innen, insbesondere durch die weiblichen*, Normen gebrochen. [EXPOSURE] Über Körper im Raum wurden also Diskurse um politische Herrschaft und Dominanz ausgetragen, welche auch um den Frauen*körper kreisten. Diese Körper können dadurch als nicht passiv, sondern als Orte, die zwar durch „Patriarchat, Islamismus und säkular-moderne Männlichkeit“ (Hafez 2014: 175) kontrolliert und reguliert werden, gleichzeitig aber auch Orte des Widerstands und Gegendiskurses formten, gesehen werden. Somit wurde mit der Performanz ihrer Körper im öffentlichen Raum, durch ihre schiere Präsenz neue Bedeutungen und Verständnisse eines weiblichen* Körpers im öffentlichen Raum eingeschrieben und der Raum revolutionär geformt. [KÖRPER]

Diese neue Performanz wurde laut Dina Wahba (2012) zunächst akzeptiert: „These were the only 18 days in Egypt in my life that I was never harassed at all.“¹⁰ Während der ersten Tage der Proteste auf dem Tahrirplatz war sexualisierte Belästigung noch selten (vgl. Sobera 2014: 68). Wahba (2012) nennt diese Abwesenheit ein „Indiz für einen gewissen Grad an Inklusion“ und spricht von einer „Aufhebung von Geschlechterrollen“, und dass diese dann „sehr abrupt“ wiederhergestellt worden seien. Im Kontext der obigen Ausführungen zu *doing gender* wird hingegen deutlich, dass Geschlechterrollen niemals aufgehoben, sondern nur im transformativen Sinne verändert

umgestaltet, „for the traffic of vehicles not ideas, and regulated by the security apparatus not the civic body“ (Gregory 2013: 241). Der Platz erlangte 2011 als eröffneter Raum eine zentrale Bedeutung für die Proteste.

10 Wahba spricht hier von den 18 Tagen vom Beginn der Revolution am 25. Januar 2011 bis zum Sturz Muaraks am 11. Februar.

werden können. Mit Butler (1997: 32f) wird dann die „sedimentierte Wirkung einer andauernd wiederholenden oder rituellen Praxis“, durch die Geschlecht hergestellt wird, unterbrochen, wodurch die Normen, welche das *doing gender* konsolidieren, in eine „produktive Krise“ versetzt werden. In diesem Zusammenhang wäre auch die Transformation von Geschlechterrollen für einen gewissen Zeitraum möglich, in dem sie subversiven Widerstand zuließen. Durch das Einkreisen von Frauen* und massive sexualisierte Gewalt ab Winter 2012 wurde die (patriarchale) Geschlechterordnung wiederhergestellt, wie auch Whaba (2012) berichtet. Hernach stiegen die Fallzahlen rasant (vgl. Hafez 2014: 183; Abdelmonem 2016: i). Mit Butler (1988: 522) kann der Einsatz und Anstieg sexualisierter Gewalt als Bestrafung für Abweichung gedeutet werden. Frauen* wichen als politischer Akt von gängigen Vorstellungen von Geschlechterrollenbildern ab und versagten damit in der Performanz ihres Geschlechts. Damit stellten sie nicht nur das staatliche System in Frage, sondern auch die gesellschaftlich vorgesehene zweigeschlechtliche Ordnung, die Frauen* einen Platz außerhalb der öffentlichen Sphäre zuschreibt.

Es zeigt sich also, welch enormes Transformationspotential in der Performanz des öffentlichen Raumes durch Frauen* liegt. Die späteren Angriffe zielten darauf ab, Frauen* durch Verdrängung aus der öffentlichen Sphäre als politische Subjekte anzugreifen. Durch Belästigung und Gewalt sollte sichergestellt werden, dass sie ihre Staatsbürger_innenrechte nicht mehr wahrnehmen können. Macht, Raum und Geschlecht verweben sich also und führen zum Ausschluss von ägyptischen Frauen* aus der öffentlichen Sphäre. Damit sollte ihnen, aber auch der Revolution geschadet werden, die damit sichtbar einen Teil ihrer Unterstützer_innen verlor. Diese Prozesse des Aneignens des Raumes durch Frauen* und der Reaktion der Verdrängung aus dem öffentlichen Raum durch sexualisierte Gewalt, um Frauen* wieder auf *ihren* Platz zu verweisen, bestätigen die obige These, auf dem Tahrirplatz wären Machtverhältnisse im öffentlichen Raum ausgehandelt worden. Dabei zeigt sich, dass hier sowohl Prozesse konkreter Aneignung ablaufen, als auch die Demonstration von Macht durch die erneute Verdrängung aus der öffentlichen Sphäre. Da, wie Maria Spithöver (1990: 81) anmerkt, „Macht haben und Raum haben [...] in der Regel in engem Zusammenhang stehen“, kann die Aneignung des Raumes auch einen Zugewinn von Macht bedeuten. Empfundene Machtlosigkeit kann dann bei der Aneignung des Raumes eine Rolle spielen.

In den Erziehungs- und Sozialwissenschaften werden die Zusammenhänge zwischen Anerkennung, Macht und Gewalthandeln seit den 1990er Jahren diskutiert. Dabei wurde gezeigt, wie Jugendgewalt aus vorhergehenden Erfahrungen von Missachtung, also mangelnder Anerkennung entsteht und damit als „dynamischer Folgezusammenhang“ verstanden werden muss (vgl. z.B. Thompson 2015: 55). Hierbei spielt nicht nur interpersonell erlebte Gewalt (in Form von Missachtung) eine Rolle, sondern auch symbolische Gewalt. Individualtheoretische Perspektiven, welche Subjekten erst die Möglichkeit geben als Subjekte gesehen zu werden, bringen Diskriminierungs- und Ausgrenzungserfahrungen ans Licht.

Viele der Täter von Silvester in Köln stammen aus einem „sehr spezifische[n] Milieu“ (Amjahid et al. 2016: 27), das sich aus Menschen aus Marokko und Algerien, welche keine langfristige Bleibeperspektive in Deutschland haben, zusammensetzt.¹¹ Sie befinden sich als Asylsuchende oder „klandestin Migrierende“ (Zillinger 2016: 52) in Abhängigkeit von der Qualität ihres Aufenthaltsstatus, womit verschiedene gesetzlichen Restriktionen, soziale und institutionelle Diskriminierungen, aber auch Alltagsrassismus und damit eine äußerst prekäre Lebenslage in Deutschland verbunden sind. Der (angenommene) Bildungsstand dient im Kontext von Migration in problematischer Weise dazu, im kapitalistischen System zwischen „brauchbaren“ und „unbrauchbaren“ Individuen zu unterscheiden und die *Anderen* von der Mehrheitsgesellschaft abzugrenzen. Wer sich dadurch als „Verlierer der Wettbewerbsgesellschaft“ sieht und „keine klaren Entfaltungsperspektiven für [seine] soziale und berufliche Zukunft“ sieht, neigt laut Heidrun Bründel und Klaus Hurrelmann (1994) zu Aggression und Gewalt im Jugendalter. Mit den Worten von Youssef, eines Täters von Silvester: „Ich habe in meinem ganzen Leben nichts erreicht. [...] Ich bin ein Verlierer“ (Amjahid et al. 2016: 22). Die Kölner Täter haben, während ihre Verfahren laufen, keine Möglichkeit zu arbeiten und damit in einer Gesellschaft, die so erwerbszentriert ist wie die deutsche, kaum Möglichkeiten, sozial aufzusteigen. Daraus erwächst ihre Situation, keine sinnstiftende Aufgabe zu haben, woraus wiederum das Gefühl resultiert, „vor Langeweile“ (ebd.: 34) zu sterben.

11 Eine genauere Betrachtung dieser Milieus bietet Martin Zillinger (2016). Er zeigt wie „klandestin Migrierende“ manchmal bis zu zehn Jahre in der Illegalität leben, bis sie Papiere erhalten. Diese Jahre zeichneten sich durch Entbehrungen und eine Entfremdung von ihren Familien aus.

Diskriminierungserfahrungen ziehen also Aneignungs-, Umdeutungs- und Abwehrstrategien nach sich, die sich auch gewaltvoll ausdrücken können. Die Jugend der Täter in Kombination mit Migrations- und Marginalisierungsprozessen kann eine Reaktion wie die in Köln hervorrufen. Darauf deutet auch die Forschung von Paul Silverstein hin, der beschreibt, wie junge franko-arabische Männer in der Pariser Banlieue auf die Kriminalisierung, *racial profiling* und das konstante Überwachen und Drangsalieren durch öffentliche und private Sicherheitskräfte mit einer Aneignung des Raumes durch die gewaltvolle Demonstration von Männlichkeit in der Metro reagieren. Hier wird weiter klar, wie ‚europäische Ängste‘ zur Kontrolle ‚arabischer Körper‘ im öffentlichen Raum durch Segregation, Legislation und spezielle Verhaltensnormen zu einer veränderten Raumwahrnehmung franko-arabischer Jugendlicher führen. Silverstein (2008: 171) macht damit die Verknüpfung von *race* und Raum deutlich und hebt dabei (männliche) Gewalt als eines der strukturierenden Elemente hervor (vgl. für Deutschland Schmincke 2009). [KÖRPER]

Wenn mit Markus Schroer (2007: 258) weiterführend davon ausgegangen wird, dass es für Individuen bedeutsam ist „wahrgenommen und damit sichtbar“ zu sein und Gewalt dabei ein „bevorzugtes Mittel darstellt, um auf sich aufmerksam zu machen“ (ebd.: 267), wird das Zünden von Feuerwerkskörpern, „wobei diese auch gezielt auf Personengruppen und auch Einsatzkräfte der Polizei gefeuert wurden“ (MIK: 1) als Raumaneignung und somit als visuelles Symbol im Kontext des *doing space* offenbar. Diese Aneignung als Gegenstrategie zu Marginalisierung ist mit männlichem Dominanzgehabe und Körperlichkeit verknüpft. Bedenkt man, dass der Ausschluss von Frauen* bereits ein „konstitutives Moment des öffentlichen Raumes“ (Ruhne 2003: 98) ist, so wird klar, dass die Ereignisse der Kölner Silvesternacht als ein *doing space* des gewaltvollen Aneignens des öffentlichen Raumes durch ein Aneignen von Frauen*körpern gelesen werden können.

Vor dem Hintergrund dieser Ausführungen werden zwei verschiedene Muster offenbar: Wurde in Kairo sexualisierte Gewalt auf Frauen*körper angewendet, um Frauen* als politische Subjekte aus dem öffentlichen Raum als politischer Sphäre auszuschließen, wurde in Köln die Gewalt benutzt, um auf sich aufmerksam zu machen. Anstatt eines Ausschlusses, ging es darum, die eigene Ausgeschlossenheit sichtbar zu machen, welche mit dem Status einer migrierten Person verknüpft ist. [EXPOSURE] [EINLEITUNG] Die

von Bourdieu (1991: 26) geäußerte Einschätzung, dass „der von einem Akteur eingenommene Ort und sein Platz im angeeigneten physischen Raum hervorragende Indikatoren für seine Stellung im sozialen Raum abgeben“, kann nach Obigem dahingehend interpretiert werden, dass marginalisierte Männlichkeit über die Einnahme des physischen Raumes ihre Stellung im sozialen Raum zu verbessern sucht. „Der angeeignete Raum ist einer der Orte, an denen Macht sich bestätigt und vollzieht“ (ebd.: 27).

GEWALT ALS *DOING SPACE* ZUR HERSTELLUNG VON MÄNNLICHKEIT UND PATRIARCHAT

Wie ich eingangs hervorgehoben habe und an anderer Stelle ausführlicher zeigen konnte, hängen die Konzepte des *doing gender* und des *doing space* eng zusammen. Der männliche Übergriff auf den weiblichen* Körper war an beiden Orten Ausdruck des Aushandelns von gesellschaftlicher Macht (vgl. Schmoliner 2017). Der weiblichen Opfergruppe wird im deutschen Medien-diskurs eine männliche Tätergruppe gegenübergestellt. Auch das Ministerium (2016: 1) geht von einer homogen weiblichen Gruppe Betroffener aus: „Opfer waren nahezu ausschließlich Frauen“. Für die ägyptischen Zeug_innenberichte gilt dasselbe. Hier wird ebenfalls herausgestellt, dass nur Frauen von sexualisierter Gewalt betroffen waren (vgl. El-Nadeem 2013: 28f, 32f, 38-43).

Das feministische Patriarchatskonzept, welches genderbasierte Diskriminierungen als Teile eines übergreifenden Phänomens männlicher Dominanz begreift, konnotiert Männlichkeit generalisierend mit Macht. Dies erschwert die Berücksichtigung der Unterschiede in männlichen* Lebenslagen, in denen Männer* sich sowohl in Macht-, als auch in Ohnmachtspositionen wiederfinden können. Eine Untersuchung von Machtbeziehungen bedarf deshalb der Erweiterung um andere Kriterien, um das Phänomen erfassen zu können, wie es Raewyn Connell (2015 [1987]) mit ihrem Konzept der hegemonialen Männlichkeit, die als Ideal gesetzt wird, nach dem alle Männer* streben, getan hat. Ohne diese Dimension der Geschlechterordnung kann männliche* Gewalt nur unzureichend erfasst werden, da die Gefahr besteht, in der Binarität zwischen männlich-weiblich und damit Täter-Überlebende zu verbleiben, ohne die Zwischenräume in Betracht zu ziehen. Denn „Masculinity is not [...] the experience of power; it is the experience of *entitlement*

to power“ (Kimmel 2007: 101, Hervorhebung im Original). Michael Kimmel (ebd.: 102) hat weitergehend herausgearbeitet, wie „[a]gain and again, [...] men initiate violence when they feel a loss of power to which they felt entitled.“ Weitergehend muss einer Sichtweise Gewaltbetroffener als passive Opfer entgegengewirkt werden, um die Handlungsmacht von Frauen* nicht auszublenden.

Auch in arabischen Ländern wird Männlichkeit mit Macht assoziiert. Gleichzeitig ist das verlangte Ernährermodell von jungen Männern durch die hohen Arbeitslosenzahlen nicht mehr erreichbar (vgl. El-Feki et al. 2017: 25). Männlichkeit kann also auf diese Weise nicht mehr hergestellt werden. Zusätzlich tritt in Ägypten die männliche Erziehung zur kontrollierenden Person mit der Unterdrückung durch staatliche Institutionen in Konflikt (vgl. Hafez 2012: 39). Wenn gesellschaftlich prekär gewordene Männlichkeit bedroht ist, setzen Männer häufig Gewalt als letzte Ressource ein, um Männlichkeit zu performen (vgl. Messerschmidt 1993: 5). Die gewaltvolle Bestätigung ihrer Maskulinität ist dann – gerade für marginalisierte Jugendliche – die einzige Möglichkeit sich als männlich zu positionieren. Männlichkeit und die damit einhergehenden Privilegien werden unter Zuhilfenahme überzogener Praktiken der Verkörperung von Hypermaskulinität oder aber den Übergriff auf den Frauen*körper wiederherzustellen versucht. Männlichkeit wird gegen die Abwertungen im Kontext von *race* und *Klasse* und die marginalisierende Lebenssituation verteidigt. Die strukturelle Ohnmacht kann so durch Machtausübung im öffentlichen Raum kompensiert werden.

Zusammenfassend lässt sich Folgendes festhalten: Gewalt im Geschlechterverhältnis lässt sich als ein Mittel zur Herstellung von situativer oder temporärer Herrschaft begreifen, die, wie gezeigt wurde, ein konstituierendes Merkmal von Männlichkeit darstellt. Wird diese Männlichkeit bedroht oder lässt sich nicht mehr auf die bewährte Art herstellen, greifen Individuen auf Gewalt als letzte Ressource zurück. Das *doing space* von Köln und Kairo ist damit gleichzeitig auch ein *doing gender*. Die Reproduktion des patriarchalen Geschlechterverhältnisses über räumliche und körperliche Aneignung dient der Aufrechterhaltung und dem Zugewinn von Macht. Heterosoziale Gewalt dient dann der Herstellung und Reproduktion sozialer Ordnungsmuster, hat aber auch identitätskonstruierende Elemente, wobei auch homosoziale Gewalt als männliches* Gewalthandeln ordnungs(re)produzierend ist (s. Meuser 2002).

Anknüpfend an Connells Konzept der protestierenden Männlichkeit auf individueller Ebene können die Ereignisse in Köln und Kairo in den Kontext der Wiederherstellung patriarchaler Strukturen gestellt werden. Denn „women’s inferior social status is maintained by the state and other institutions and by violence, including sexual violence.“ (Wood 2006: 325) In Konflikten, so auch während der Revolution auf dem Tahrirplatz, erhalten (staatliche) Institutionen Geschlechterverhältnisse nur noch unzureichend aufrecht und diese Leerstelle wird durch männliche Gewalt zur Aufrechterhaltung der patriarchalen Ordnung gefüllt. Davon ausgehend, dass hierarchisch-patriarchale Geschlechterordnungen für die Reproduktion von Herrschaftsstrukturen und damit in autoritären Regimen zur Aufrechterhaltung der Stabilität nötig sind (vgl. Schneider/Wilde 2012: 9), erscheint diese Lesart für das ägyptische Beispiel schlüssig. Mit Anthony Giddens’ (1988: 70) Theorie der Strukturierung können die Übergriffe im Raum im Kontext von „Regeln und Ressourcen, die in die Produktion und Reproduktion sozialen Handelns einbezogen sind, [die] gleichzeitig die Mittel der Systemproduktion darstellen“ verstanden werden. Dann wird der Mechanismus sichtbar, das patriarchale System wie auch das politisch autoritäre Regime wieder herzustellen und zwar über Aneignung des Raumes durch die Aneignung von Frauen*körpern. Damit schließe ich an Susanne Krasmann und Jürgen Martschukat (2007: 10f) an, nach denen „exzessive Gewalt sich in eine spezifische Rationalität der Machtausübung einfügt, wie der Exzess gewissermaßen Teil eines Programms der Ordnungsherstellung wird.“

Zeug_innen aus Kairo beschreiben den Tahrirplatz als eine Art rechtsfreien Raum (vgl. El-Nadeem 2013: 29), eine Einschätzung, die von Amnesty International geteilt wird. Die über 500 Fälle von Gruppenvergewaltigungen auf dem Tahrirplatz von Juni 2012 bis Juni 2014 seien aufgrund fehlender Untersuchungen durch Mangel an politischem Willen nicht aufgeklärt worden (vgl. AI 2015: 10). Die Bestrafung von Frauen* für ein nicht (*gender*)normkonformes Verhalten im öffentlichen Raum und die Wiederherstellung von autoritären Strukturen im Zusammenspiel mit einer angenommenen Straffreiheit kann als ein Auslöser der Übergriffe angesehen werden. Problematisch an dieser Lesart der Ereignisse ist die Rückführung auf sexuelle Lust und das dadurch determinierte Verhalten männlicher* Individuen, wodurch die strukturelle Komponente sexualisierter Gewalt ausgeblendet bleibt. Dieser Rückgriff auf den Sexualtrieb entmenschlicht die Täter und spricht ihnen eine eigene Willenskraft ab, da letztlich davon ausgegangen

wird, dass jeder Mann eine Veranlagung für sexuelle Aggression und Gewalt in sich trägt. Dies ermöglicht wiederum eine Lesart, in der Täter individuell versagt haben. Es ist deshalb wichtig, das konkrete Einzelfallgeschehen als im Auftreten oft vergleichbar zu markieren, um es als gesellschaftliches Phänomen und damit auch als gesamtgesellschaftliches Problem zu begreifen. Weitergehend trägt obige Interpretation zu Vergewaltigungsmythen bei, indem er die Täter zu Opfern ihrer eigenen biologischen Konstitution macht. Damit entmenschlicht er und negiert lebensgeschichtliche und kontextuale Einflüsse. Es scheint so als würde nur Bestrafung sexualisierte Gewalt verhindern. Auch passt diese Lesart zur von Hark und Villa (2017: 41) herausgearbeiteten Figur des „zu sexueller Triebkontrolle [...] nur unzureichend befähigten, inferioren muslimischen Jungmannes ohne familiäre Bindung und Kontrolle.“ Doch erst vor dem beschriebenen Hintergrund um hegemoniale Männlichkeit und Anerkennungskämpfen lassen sich die Übergriffe präziser einordnen.

Sexualisierte Gewalt ist somit in zweierlei Art mit der vom Staat durchgesetzten Ordnung verknüpft: Sie kann aus einer Situation erwachsen, in der angenommen wird, keine Bestrafung befürchten zu müssen. Dies war im Kairoer Beispiel gegeben, sowohl durch das Desinteresse, als auch die direkte Beteiligung der Sicherheitskräfte an sexualisierter Gewalt. Die Polizei wurde im jeweiligen Moment als nicht durchschlagskräftig eingeschätzt, war sie doch nicht in der Lage, die Demonstrationen aufzulösen. In diesem Kontext ist es möglich, die Übergriffe in Kairo als Versuch der alten Ordnung zu lesen, mit der Verdrängung von Frauen* aus der öffentlichen Sphäre das patriarchale System wiederherzustellen. Über die Wiederherstellung der Geschlechterverhältnisse werden auch politische Strukturen rekonstruiert. In Köln entstand in den Stunden der Silvesternacht um den Bahnhof herum ein rechtsfreier Raum, in dem die Möglichkeit für nicht-normkonformes Verhalten ohne Bestrafung gegeben schien, so Mounir, einer der Täter (vgl. Amjahid et al. 2016: 18). Weitergehend können patriarchale Geschlechterverhältnisse auch als systemkonstituierend eingeschätzt werden.

SEXUALISIERTE GEWALT ALS MITTEL DER KONSTRUKTION DES EIGENEN UND FREMDEN

Farha Ghannam (2002: 100 Hervorhebung im Original) zeigt im Kontext sexualisierter Belästigung mit Bezug auf ägyptische Männer* eine klare Aufteilung zwischen *fremden* und *eigenen* Frauen*, also jenen, die zur eigenen Gruppe und zum sozialem Umfeld gehören, welches über Raumzuweisungen hergestellt wird:

„While teasing and making comments that target young women from outside their immediate surroundings are perceived as a source of enjoyment and entertainment, young men should refrain from targeting women from their *murabba 'at* or streets.“

Das Konzept zwischen *eigenen* und *fremden* Frauen zu unterscheiden findet sich auch in Deutschland und tritt im Kölner Fall in der Unterscheidung *unserer* Frauen und *anderer* Männer zu Tage, wenn nun *weiße* Männer *weiße* Frauen vor „braunen“ Männern schützen. Im Ministeriumsbericht äußert sich dies durch die Gegenüberstellung einer weiblichen Opfergruppe ohne Nationalität und einer männlichen Tätergruppe, bei der ununterbrochen auf ihre Herkunft abgehoben wird. Hier zeigt sich, dass es bereits ein Narrativ davon gibt, wie Opfer sexualisierter Gewalt aussehen (und weitergehend auch welcher Umgang mit dem Überleben akzeptiert und glaubhaft ist). Überlebende sind in diesem Narrativ cis-weiblich, heterosexuell, *weiß* und able-bodied.¹² Das sich auch im Diskurs nach der Silvesternacht Whiteness als eine unmarkierte Kategorie äußert, die gleichzeitig für die Konstruktion des Eigenen benutzt wird, zeigt, dass ein Nachdenken über dieses Narrativ notwendig ist.

12 *Weiß* ist nicht hier als biologische Tatsache gemeint, sondern als eine *weiße* Menschen privilegierende soziale Konstruktion, die sich über die Abgrenzung zu nicht-*weißen* anderen konstruiert. Able-bodied meint eine Bezeichnung für Körper, die gesellschaftlich als psychisch und physisch gesund gelten. Robert McRuer (2006) zeigt wie sich Zwangsheterosexualität (compulsory heterosexuality) und normativ als gesund wahrgenommene Körper (compulsory able-bodiedness) bedingen und deshalb zusammen gedacht werden müssen um die symbolisch-materiellen Institutionalisierungen von Körnernormen zu dekonstruieren.

Da sich weite Teile der deutschen Gesellschaft noch immer nicht als Einwanderungsgesellschaft positionieren möchten, werden ethnische Zuschreibungen als natürliche Attribute angenommen, die in geographischer Herkunft, körperlichen Charakteristika und kulturellen Benehmen sowie Gruppenbildung angeblich ihren unzweideutigen Ausdruck finden. Die Täter werden dabei als nicht-deutsch verortet, also im geographischen wie kulturell nicht zugehörigen Sinne zum *Anderen* gemacht. Dadurch kann dann angenommen werden, dass die Übergriffe auf dem Bahnhofsvorplatz in Köln zur Abwertung und Verhöhnung deutscher Männer dienen, wie beispielsweise von Alice Schwarzer (2016) und Bassam Tibi (2016) suggeriert.

Eigenes und Fremdes muss sich dabei nicht zwangsläufig auf (angenommen) ethnische Gemeinschaften beziehen. So fokussierte sich der Diskurs bereits vor der sexualisierten Gewalt auf dem Tahrirplatz auf „working-class“ Männer und dämonisierte diese Gruppe als „Belästiger“, während gleichzeitig Mittelklasse-Frauen als Opfer gegenübergestellt wurden (vgl. Amar 2011: 314). Dies lenkt den Blick auf *Klasse* als Analysekategorie, zeigt erneut, dass sexualisierte Gewalt nicht außerhalb ihrer Kontexte verhandelt werden kann – und fügt den Ereignissen auf dem Tahrirplatz eine weitere Machtstruktur hinzu. Während es also auf dem Tahrirplatz Männlichkeit in Kombination mit *Klasse* war, wurde in Deutschland Migration zusammen mit Männlichkeit für eine alleinige Zuschreibung an eine bestimmte Personengruppe genutzt. Je besser diese Verallgemeinerungen in das Bedürfnis zur Aufwertung der eigenen Gruppe passt, desto besser funktioniert laut Thomas Pettigrew (1979) die Generalisierung der negativen Handlungen von Individuen auf eine Gesamtgruppe. Positive Handlungen von (so wahrgenommenen) Angehörigen dieser Gruppe werden dabei als Ausnahmen kategorisiert. Pettigrew nennt dies den ultimativen Zuschreibungsfehler.

Hierbei geht es einerseits darum eine Illusion der Mehrheitsgesellschaft aufrecht zu erhalten und den *weißen* westlichen Mann bzw. die ägyptische Gesellschaft als vernünftig, modern und zivilisiert zu konstruieren, während die Gewalttätigkeit bei den *Anderen* verortet wird. Andererseits führen die Zuschreibungen zu konkreten politischen Maßnahmen. Nach der Kölner Silvesternacht wurde die legitimierte staatliche Gewalt massiv erhöht, was direkten Einfluss auf das Leben vieler (post-)migrantischer Kölner_innen hatte (vgl. z.B. Charchira in Junghans 2016). Auch nach den Übergriffen in Kairo wurden Forderungen nach polizeilicher Intervention laut (vgl. Amar 2011), obwohl die Sicherheitskräfte auf dem Tahrirplatz während der Ereignisse

nicht einschritten oder gar selbst beteiligt waren, beziehungsweise die Autoritäten Überlebende nach ihren Erlebnissen auf erniedrigende Weise behandelten (vgl. AI 2015; El-Nadeem 2013: 26f; 34f). In Deutschland kann dieser Ruf wiederum in den Kontext illegitimer Gewalt gestellt werden, waren doch zum Zeitpunkt der Übergriffe nur die wenigsten dieser Taten strafbar, da das „deutsche Strafrecht [...] wenig bis gar keinen Schutz gegen sexuelle Belästigung im öffentlichen Raum“ (Lembke 2016) bot. Dies wurde bereits vor den Kölner Ereignissen von feministischer Seite kritisiert. Die Forderung nach einer härteren Bestrafung berührt Fragen der Rechtssicherheit und ist damit illegitim. Die Kölner Silvesternacht hatte direkten Einfluss auf die Veröffentlichung des Gesetzentwurfs zur Einführung beschleunigter Asylverfahren (Asylpaket II) im Februar 2016 (vgl. Deutscher Bundestag 2016). Auch die Einstufung von Algerien, Tunesien und Marokko als sichere Herkunftsländer im Mai 2016 durch den Bundestag, welche später vom Bundesrat abgelehnt wurde, sowie die Vorwürfe des *racial profiling* gegen die Kölner Polizei in der Silvesternacht 2016, können in direkten Zusammenhang mit der Verhärtung des Diskurses um Migration nach der Kölner Silvesternacht gesehen werden. Inwieweit die obigen Zuschreibungen sich auch in den Nationalitäten der angeklagten Täter äußern, sie also bei Beschreibungen durch Polizei und Betroffene eine Rolle gespielt haben mögen, kann hier nicht eruiert werden. In Köln zeigte sich im Bericht einer Zeugin, dass sie von den ermittelnden Beamt_innen bereits in der Nacht mehrmals die Frage: „Das waren doch Flüchtlinge?“ gestellt bekommen hatte, obwohl sie darauf bestand, die Herkunft der Täter nicht zu kennen (vgl. Amjahid et al. 2016: 21). Die Beamt_innen benutzten bei der Beschreibung der Täter die Termini „arabische Männer“, mit „südländischem“ bzw. „nordafrikanischem Aussehen“, „Menschen mit Migrationshintergrund“ und „Ausländer“ (MIK 2016). Diese Bezeichnungen dienen dabei nicht nur der Klärung des *Wir* und *Ihr*, mit der Verwendung einer räumlichen Bezeichnung werden die Subjekte auch sozial verortet. Auch ist kritisch zu hinterfragen, welche Ermittlungspraktiken schließlich zu den bisher festgestellten 183 Angeklagten geführt haben, wenn vor dem Hauptbahnhof bis zu 1000 Menschen anwesend waren.¹³ So beschrieb eine Richterin im Bezug auf die Aufarbeitung der Übergriffe in Hamburg erhebliche Ermittlungsfehler:

13 In Deutschland ist *racial profiling* zwar verboten, jedoch führt die Bundespolizei „im Rahmen von § 22 Abs. 1 a BPolG diskriminierende Personenkontrollen“

„Sie habe den Eindruck, dass die Ermittler Ergebnisse um jeden Preis präsentieren wollten – notfalls ‚auf Kosten rechtsstaatlicher Grundsätze‘. Sie sei ‚erschüttert und erschrocken über das, was das Verfahren zutage gebracht hat‘. Die Ermittlungsarbeit der Polizei, so die Richterin, war ‚keine Überführung, sondern schlicht und ergreifend: raten‘.“ (Kempkens 2016)

Aber nicht nur der Staat reagierte mit Gewalt. Der starke Anstieg der Straftaten gegen Flüchtlingsunterkünfte kann vor dem Hintergrund der „latenten Radikalisierung des bereits bestehenden gesellschaftlichen Diskurses“ (BKA 2016: 7f) und den sich dezidiert nach Köln gebildeten Bürgerwehren als eine Reaktion durch nicht legitimierte Gewaltformen begriffen werden.¹⁴ In Köln und Düsseldorf wurden im Januar 2016 Bürgerwehren gegründet, die zumindest in Köln gewalttätig gegenüber nicht-weißen Personen wurden (vgl. Jacobsen 2016). Diese Bürgerwehren waren eine Reaktion auf die Kölner Silvesternacht. So schreibt die Kölner Bürgerwehr (2016) auf Facebook: „[...] wir werden gegen diese Leute[,] die unseren [sic!] Töchtern [sic!] am vergangenen Sylvester [sic!] bedrängt haben[,] vorgehen.“ *Wehren* können sich Personen erst, wenn sie angegriffen wurden. Die Formierung einer *Bürgerwehr* außerhalb eines konkreten Bedrohungsmoments dient damit nicht zum Selbstschutz, sondern der Verstärkung bereits bestehender Abwehrmechanismen. Sie bedient zudem (hetero)sexistische Ideen von schutzbedürftigen Frauen und verstärkt rassistische Ressentiments.

durch, die als „grund- und menschenrechtswidrige[s] Verhalten“ bezeichnet werden können. Das Gesetz ist darauf ausgelegt, dass Bundespolizist_innen „anhand von Pauschalverdächtigungen selektive und damit rassistische Personenkontrollen vornehmen“ (Cremer 2013: 32). Durch einen solchen Gesetzauftrag werden – abgesehen von den mit der diskriminierenden Praxis einhergehenden Rechtsverletzungen im Einzelfall – „rassistische Stereotype in der Bevölkerung wie auch in der Polizei selbst verstärkt“ (ebd.).

14 Für die Beschreibung der Bürgerwehren wurde hier das generische Maskulinum benutzt. Frauen* sind mitunter Teil dieser Gruppen, allerdings ist ihre Zahl vergleichsweise gering. Auch werden in der Kommunikation der Bürgerwehren vornehmlich männlich attribuierte Eigenschaften betont.

SEXUALISIERTE GEWALT ALS *DOING SPACE* ZUR (RE-)PRODUKTION VON MÄNNLICHKEIT

Die Gleichsetzung der sexualisierten Gewalt auf dem Kairoer Tahrirplatz und dem Bahnhofsvorplatz ist, wie gezeigt wurde, nicht nur vor dem Hintergrund postkolonialer Theorie unzulässig, sie vernachlässigt durch den Rückbezug auf ein einziges Merkmal des „arabischen/nordafrikanischen“ Mannes andere wichtige Einflussfaktoren. [TRANSSEKTIONALITÄT] Die Gegenüberstellung beider Fallbeispiele hat gezeigt, dass sexualisierte Gewalt nicht außerhalb ihrer lokalen Kontexte verhandelt werden kann und sollte. Trotzdem darf der globalhistorische und globalisierte Zusammenhang nicht komplett außer Acht gelassen werden, verbinden sich Kairo und Köln doch auch in der Frage, welche Partizipationsmöglichkeiten Menschen unter den momentanen sozioökonomischen Umbrüchen haben. In Kairo wurde die Teilhabe an der Ausübung bürger_innenlicher Rechte und politischer Entscheidungen durch den Übergriff auf Frauen*körper im öffentlichen Raum verhandelt. Die Übergriffe in der Kölner Silvesternacht können hingegen nach Ergebnis dieser Analyse eher als Ringen um gesellschaftliche Teilhabe und das eigene Gesehen-werden, sowie die Kompensation von Marginalisierung interpretiert werden. Mit Hilfe der Aneignungsperspektive wurde das abweichende Verhalten der jungen Männer* als Raumhandeln aufgeschlüsselt, wodurch die Übergriffe auf Frauen*körper als ein Mittel zur Herstellung von situativer oder temporärer Herrschaft sichtbar wurden. Dabei spielen die Performanz in öffentlichen Räumen wie auch der Zugang zu ebenjenen eine entscheidende Rolle, denn im Raum werden Machtverhältnisse verhandelt. Das Aneignen des Raumes in Köln und Kairo wird dadurch gleichzeitig auch zum *doing gender*, die Reproduktion patriarchaler Geschlechterverhältnisse über räumliche und körperliche Aneignung dient der Aufrechterhaltung und dem Zugewinn von Macht. Das Aneignen des Raumes, als *doing space* gelesen, ist dann Teil der Herstellung von Geschlecht. Die Bezugnahme auf das *doing gender* als Grundlage für männliches Handeln in Abgrenzung vom und Erhöhung über das andere Weibliche*, scheint auch hier sinnvoll. Zur alleinigen Erklärung ist es allerdings ebenfalls unzureichend, da ein Rückgriff auf eine Allgemeingültigkeit beanspruchende Kausalannahme in Gefahr essentialisierender Erklärungsmuster läuft. Statt Gewalt linear auf eine einzelne Ursache zurückzuführen, sollten Untersuchungen und Diskussionen der Gründe für Gewalt den Blick für die Vielzahl von Faktoren offenhalten, die

in den Lebensrealitäten der tatbegehenden Personen eine Rolle spielen. Selbst die Erweiterung der Faktoren von Herkunft und Männlichkeit hin zu einer differenzierteren Untersuchung von MännlichkeitEN und Marginalisierung bietet allenfalls neue Interpretationsangebote, wobei die Untersuchung weiterer Faktoren, wie der Konsum berauschender Mittel und die Tatbegehungsform aus der Gruppe heraus, wie an anderer Stelle vorgenommen, noch weitere Differenzierungen zulassen (vgl. Schmoliner 2017).

Im vorliegenden Quellenmaterial aus Köln und Kairo wurde die Kontrastierung der binären Strukturen der Opferfrau und des Tätermanns festgestellt, wodurch beide Geschlechter unzulässig reduziert werden. Einer Annahme von Männlichkeit als generell machtvoll lässt sich mit Connells Konzept der hegemonialen Männlichkeit widersprechen und die Rauman eignung über den Frauen*körper als das Ausüben protestierender Männlichkeit im Kölner Fall aufzeigen, während in Kairo der Versuch offenbar wird, über die Wiederherstellung der Geschlechterordnung auch die gesellschaftliche Ordnung wiederherzustellen. Lässt sich die für die Konstruktion von Männlichkeit nötige Macht nicht mehr auf andere Art herstellen, bzw. ist die patriarchale Gesellschaftsordnung durch die Performanz von Frauen* im öffentlichen Raum im Begriff einer Transformation, greifen Männer auf Gewalt als letzte Ressource zurück. Ohne diese Dimension der Geschlechterordnung kann männliche Gewalt nur ungenügend eingeordnet werden, da in den binären Strukturen zwischen männlichen Tätern und weiblichen Opfern verblieben wird, ohne die Zwischenräume in Betracht zu ziehen. Die Betrachtung der Zwischenräume ermöglicht es dem auch durch die Quellen fortgeschriebenen Narrativ, Überlebende seien ausschließlich cis-weiblich, heterosexuell, *weiß* und able-bodied und zudem passive Opfer, entgegenzuwirken und die Handlungsmacht von Frauen* anzuerkennen.

Ein Großteil des Diskurses in der deutschen Öffentlichkeit zeichnete derweil die Männlichkeit der jugendlichen Täter als abnormal gegenüber der Norm deutscher Männer*. Hierdurch ergibt sich eine Kennzeichnung des Anderen als wild und rückständig, während das Eigene als zivilisiert dargestellt wird. So werden also das *Eigene* und das *Anderere* auch über die Binarität gewaltlos und gewalttätig konstruiert. Gewalt wird in Distanz und Devianz verortet. Das bedeutet, gewalttätig ist dann vor allem der Globale Süden, aber auch das in Kairo durch Klassengrenzen abgesteckte „Konfliktmilieu“. Hier sollte hervorgehoben werden, dass okzidentale Selbstinszenierungen über di-

chotomisierende Ab- und Ausgrenzungen kein neues Phänomen sind, sondern koloniale Diskurse weiterführen. Die Konstruktion problematischer *anderer* Männer ist nicht neu, sondern greift auf vorhandenes (koloniales) Wissen und darüber legitimierte Herrschaftspraktiken zurück und reproduziert diese unter veränderten sozialen Bedingungen. Die Motive des Schutzes der eigenen Frauen vor den anderen Männern wiederholen sich in verschiedenen Kontexten und auf verschiedene Personengruppen bezogen. Die post-Köln-Diskurse führen die vorher benutzten rassistischen wie sexistischen Diskursmuster weiter. Vor dem Hintergrund der Kolonisation wie auch den noch immer vorherrschenden globalen Ungleichheiten ist die in Deutschland vorgenommene Zuschreibung gravierend, hat sie doch, wie gezeigt, direkte Auswirkungen auf politische Entscheidungen gehabt. Die Frage nach dem Umgang mit den Ereignissen der Kölner Silvesternacht berührt demnach nicht nur Identitätskonflikte der *Anderen*, sondern beleuchtet auch die Verfasstheit der deutschen Gesellschaft. Die Bildung von Bürgerwehren und das *racial profiling* der Polizei an Silvester 2016 in Köln lassen dabei auf eine Reaktion auf illegitime Gewalt mit illegitimer Gewalt schließen, die im Nachhinein normalisiert und verteidigt wurde.

FAZIT

Auch wenn die Beziehungen und Überschneidungen zwischen *race*, *Klasse* und *Geschlecht* hier aufgezeigt wurden und offenbar wird, dass ein alleiniges Abstellen auf die Herkunft der Täter zu einer einseitigen Deutung der Ereignisse führt, lassen sich die vorliegenden Ergebnisse nicht als eine „Rache der Unterdrückten“ interpretieren. Ebenso wie für das Merkmal Migration ist auch eine Verengung auf Marginalisierung unzulässig, führt sie doch zu einer Viktimisierung der Täter. Die vielfältigen Einflussfaktoren, die durch die Einordnung der Ereignisse an beiden Schauplätzen als Verhandlungsprozesse von Machtverhältnissen offenbar werden, zeigen, dass der Vergleich selbst ein Akteur im Spannungsfeld postkolonialer Machtverhältnisse ist, in welchem der Unterschied zwischen „arabisch/nordafrikanischen“ Männern und „zivilisiert-modernen Deutschen“ konstruiert wird. Von einem „Tahrirplatz in Köln“ zu sprechen, wie es Alice Schwarzer und andere tun bleibt unzulässig und ist möglicherweise vielmehr Teil eines gewaltsamen Kon-

flikts als Beitrag zu dessen Lösung. Die Differenzen zwischen beiden Ereignissen wurden jedenfalls hier herausgearbeitet. Hervorzuheben ist, dass in beiden Fällen Frauen*körper zur Verhandlungsfläche um gesellschaftliche und politische Macht wurden. Die Analyse zeigt, dass Männlichkeit im Zusammenhang mit Migration in intersektionaler Perspektive auf gegenwärtige Grenzziehungen und Selbstvergewisserungen eine wichtige Markierungsfunktion zukommt. Gleichzeitig wurde offenbar, dass geschlechtsspezifische Prozesse im Zusammenspiel mit den desintegrierenden Folgen sozialer Entwicklungen und in Ergänzung situativer Anlässe ein aggressives Gewalthandeln nach sich ziehen können. Konfigurationen von hegemonialer Männlichkeit sind darin ein entscheidender Hauptakteur.

LITERATUR

- Abdelmonem, Angie (2016): *Anti-Sexual Harassment Activism in Egypt. Transnationalism and the Cultural Politics of Community Mobilization*. Unveröffentlichte Dissertation. Arizona State University.
- Abu-Khalid, Fowziyah A. (2003): „Interview on Current Challenges Facing the Arab Women’s Movements“, in: *Al-Raida* XX 100, S. 50–53.
- Aikins, Joshua Kwesi/Bendix, Daniel (2010): „PERIPHERIE-Stichwort: post(-)kolonial“, in: *Peripherie* 120, S. 478-481.
- Amar, Paul (2011): „Turning the Gendered Politics of the Security State Inside Out?“, in: *International Feminist Journal of Politics* 13, S. 299-328.
- Amjahid, Mohamed/Fuchs, Christian/Guinan-Bank, Vanessa/Kunze, Anne et al. (2016): „Was geschah wirklich?“, in: *ZEITmagazin* 27, S. 16-34.
- Amnesty International (2015): *„Circles of Hell“: Domestic, Public and State Violence Against Women in Egypt*, London: AI.
- Badran, Margot (1995): *Feminists, Islam, and Nation. Gender and the Making of Modern Egypt*, Princeton: Princeton University Press.
- Bauriedl, Sybille/Schier, Michaela/Strüver, Anke (2010): „Räume sind nicht geschlechtsneutral. Perspektiven der geographischen Geschlechterforschung“, in: Sybille Bauriedl/Anke Strüver (Hg.), *Geschlechterverhältnisse, Raumstrukturen, Ortsbeziehungen. Erkundungen von Vielfalt und Differenz im ‚spatial turn‘*, Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 10-25.

- Bier, Laura (2011): *Revolutionary Womanhood. Feminisms, Modernity, and the State in Nasser's Egypt*. Stanford: Stanford University Press.
- Bourdieu, Pierre (1991): „Physischer, sozialer und angeeigneter physischer Raum“, in: Martin Wentz (Hg.): *Stadt-Räume*, Frankfurt a. M./New York: Campus Verlag, S. 25-34.
- Bourdieu, Pierre (2005): *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Braun, Christina von/Mathes, Bettina (2007): *Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen*, Berlin: Aufbauverlag.
- Bründel, Heidrun/Hurrelmann, Klaus (1994): *Gewalt macht Schule*, München: Droemer Knaur.
- Bundeskriminalamt (2016): *Kriminalität im Kontext von Zuwanderung – Kernaussagen 1/2016*, Wiesbaden: Bundeskriminalamt.
- Butler, Judith (1988): „Performative Acts and Gender Constitution: An Essay in Phenomenology and Feminist Theory“, in: *Theatre Journal* 40, S. 519-531.
- Butler, Judith (1997): *Körper von Gewicht*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2016): *Anmerkungen zu einer performativen Theorie der Versammlung*. Berlin: Suhrkamp.
- Castro Varela, María do Mar/Dhawan, Nikita (2005): *Postkoloniale Theorie. Eine kritische Einführung*, Bielefeld: transcript.
- Connell, Raewyn ([1987] 2015): *Der gemachte Mann. Konstruktion und Krise von Männlichkeiten*, Wiesbaden: Springer VS.
- Cremer, Hendrik (2013): „Racial Profiling“. *Menschenrechtswidrige Personenkontrollen nach §22 Abs. 1a Bundespolizeigesetz; Empfehlungen an den Gesetzgeber, Gericht und Polizei*, Berlin: Dt. Institut für Menschenrechte.
- Deutscher Bundestag (2016): *Debatte vom 19. Februar 2016*.
- Drüeke, Ricarda (2016): *Die TV Berichterstattung in ARD und ZDF über die Silvesternacht 2015/16 in Köln*. E-Paper der Heinrich-Böll-Stiftung.
- El-Feki, Shereen/Heilman, Brian/Barker, Gary (Hg.) (2017): *Understanding Masculinities*, Kairo/Washington DC: UN Women/Promundo.
- El-Nadeem Center for Rehabilitation of Victims of Violence and Torture (2013): *Sexual Assault and Rape in Tahrir Square and its Vicinity: A Compendium of Sources 2011-2013*, Kairo: Nazra for Feminist Studies.

- Engels, Bettina (2015): „Zwischen Mainstream und Kritik: Postkoloniale Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung“, in: Matthias Bös/Lars Schmitt/Kerstin Zimmer (Hg.), *Konflikte vermitteln? Lehren und Lernen in der Friedens- und Konfliktforschung*, Wiesbaden: Springer Fachmedien, S. 305-322.
- Filiu, Jean-Pierre (2011): *The Arab Revolution. Ten Lessons from the Democratic Uprising*, Oxford/New York: Oxford University Press.
- Ghannam, Farha (2002): *Remaking the Modern. Space, Relocation, and the Politics of Identity in a Global Cairo*, Berkeley: University of California Press.
- Giddens, Anthony (1988): *Die Konstitution der Gesellschaft*, Frankfurt a. M.: Campus-Verlag.
- Gregory, Derek (2013): „Tahrir. Politics, Publics and Performances of Space“, in: *Middle East Critique* 22, S. 235-246.
- Hafez, Sherine (2012): „No Longer a Bargain. Women, Masculinity, and the Egyptian Uprising“, in: *American Ethnologist* 39, S.37-42.
- Hafez, Sherine (2014): „The Revolution Shall not Pass through Women's Bodies. Egypt, Uprising and Gender Politics“, in: *The Journal of North African Studies* 19, S. 172-185.
- Hagemann-White, Carol (1984): *Sozialisation: Weiblich-männlich?*, Opladen: Leske + Budrich
- Harders, Cilja (2009): „Politik von unten – Perspektiven auf den autoritären Staat in Ägypten“, in: Martin Beck/Cilja Harders/Annette Jünemann (Hg.): *Der Nahe Osten im Umbruch. Zwischen Transformation und Autoritarismus*. Wiesbaden: VS Verlag, S. 299-323.
- Hark, Sabine/Villa, Paula-Irene (2017): *Unterscheiden und herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart*, Bielefeld: transcript.
- Harvey, David (1989): *The Condition of Postmodernity*, Oxford/Cambridge: Basil Blackwell.
- Hatem, Mervat F. (1992): *Economic and Political Liberation in Egypt and the Demise of State Feminism*, in: *International Journal of Middle East Studies* 24, S. 231-251.
- Jacobsen, Lenz (2016): „Bürgerwehr: Sicherheit, selbst gemacht“, in: ZEIT online vom 15.01.2016.

- Joseph, Suad (1997): „The Public/Private: The Imagined Boundary in the Imagined Nation/State/Community: The Lebanese Case“, in: *Feminist Review* 57, S. 73-92.
- Junghans, Daniela (2016): „Teil 2: Die politischen Folgen“, in: WDR-Morgenecho vom 20.12.2016.
- Kandiyoti, Deniz (1988): „Bargaining with Patriarchy“, in: *Gender and Society* 2, S. 274-290.
- Kempkens, Sebastian (2016): „Sexuelle Übergriffe: Richterin wirft Ermittlern zur Silvesternacht grobe Fehler vor“, in: ZEIT online vom 01.11.2016.
- Kimmel, Michael (2007): „Contextualizing Men’s Violence. The Personal Meets the Political“, in: Laura O’Toole/Jessica Schiffman/Margie L. Kiter (Hg.): *Gender Violence. Interdisciplinary Perspectives*, New York: New York University Press, S. 99-110.
- Klaus, Elisabeth/Drüeke, Ricarda (2010): „Öffentlichkeit und Privatheit: Frauenöffentlichkeiten und feministische Öffentlichkeiten“, in: Ruth Becker/Beate Kortendiek/Barbara Budrich (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden: VS Verlag, S. 244-251.
- Kölner Bürgerwehr (2016): Facebook-Eintrag vom 6. Januar 2016.
- Koning, Anouk de (2009): *Global Dreams. Class, Gender, and Public Space in Cosmopolitan Cairo*, London: I.B. Tauris.
- Krasmann, Susanne/Martschukat, Jürgen (2007): „Rationalitäten der Gewalt. Staatliche Neuordnungen vom 19. bis zum 21. Jahrhundert – eine Einführung“, in: dies. (Hg.), *Rationalitäten der Gewalt. Staatliche Neuordnungen vom 19. bis zum 21. Jahrhundert*, Bielefeld: transcript, S. 7-18.
- Kutschinske, Karin/Meier, Verena (2000): „...sich diesen Raum zu nehmen und sich freizulaufen...“. Angst-Räume als Ausdruck von Geschlechterkonstruktion“, in: *Geographica Helvetica* 55, S. 138-145.
- Lembke, Ulrike (2016): *Sexuelle Übergriffe im öffentlichen Raum – Rechtslage und Reformbedarf in Deutschland*. Text abrufbar unter: http://www.legal-gender-studies.de/sexuelle-uebergriffe-imoeffentlichen-raum-rechtslage-und-reformbedarf#_edn18, besucht am 10. 1. 2017.
- Löw, Martina/Steets, Silke/Stoetzer, Sergej (2007): *Einführung in die Stadt- und Raumsoziologie*, Opladen u.a.: Budrich-Verlag.

- Marx Ferree, Myra/Tripp, Aili M. (Hg.) (2006): *Global Feminism. Transnational Women's Activism, Organizing, and Human Rights*, New York/London: New York University Press.
- McLarney, Ellen Anne (2015): *Soft Force. Women in Egypt's Islamic Awakening*, Princeton: Princeton University Press.
- McRuer, Robert (2006): „Compulsory Able-Bodiedness and Queer/Disabled Existence“, in: Davis, Lennard J. (Hg.), *The Disability Studies Reader*, London/New York: Routledge, S. 88-99.
- Messerschmidt, James (1993): *Masculinities and Crime. Critique and Reconceptualization of Theory*, Lanham, Md.: Rowman & Littlefield.
- Meuser, Michael (2002): „„Doing Masculinity“. Zur Geschlechtslogik männlichen Gewalthandelns“, in: Regina-Maria Dackweiler/Reinhild Schäfer (Hg.), *Gewalt-Verhältnisse. Feministische Perspektiven auf Geschlecht und Gewalt*. Frankfurt a. M.: Campus-Verlag, S. 53-78.
- Ministerium für Inneres und Kommunales des Landes Nordrhein-Westfalen (MIK) (2016): *Bericht des Ministeriums für Inneres und Kommunales über die Übergriffe am Hauptbahnhof Köln in der Silvesternacht*, Düsseldorf.
- Mohanty, Chandra T. (1984): „Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses“, in: *Boundary 2*, 12, S. 333-358.
- Mohanty, Chandra T. (2003): *Feminism without Borders. Decolonizing Theory, Practicing Solidarity*, Durham NC: Duke University Press.
- Pettigrew, Thomas F. (1979): „The Ultimate Attribution Error: Extending Allport's Cognitive Analysis of Prejudice“, in: *Personality and Social Psychology Bulletin* 5, S. 461-476.
- Reuter, Julia/Villa, Paula-Irene (2010): „Provincializing Soziologie. Postkoloniale Theorie als Herausforderung“, in: Julia Reuter/Paula-Irene Villa (Hg.): *Postkoloniale Soziologie. Empirische Befunde, theoretische Anschlüsse, politische Intervention*, Bielefeld: transcript, S. 7-46.
- Ruhne, Renate (2003): *Raum, Macht, Geschlecht. Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum*, Opladen: Leske + Budrich.
- Salama, Hussam H. (2013): „Tahrir Square: A Narrative of a Public Space“, in: *International Journal of Architectural Research* 7, S. 128-138.
- Schmincke, Imke (2009): *Gefährliche Körper an gefährlichen Orten*, Bielefeld: transcript.

- Schmoliner, Marei (2017): „Tahrir-Platz in Köln“? – Zur Aneignung des öffentlichen Raumes durch sexualisierte Gewalt als Mittel der (Re-)Produktion von Männlichkeit. Unveröffentlichte Masterarbeit, Erfurt.
- Schneider, Silke/Wilde, Gabriele (2012): „Falsche Sicherheiten. Geschlechterverhältnisse in autoritären Regimen“, in: *Femina Politica* 21, S. 9-16.
- Schroer, Markus (2007): „Defizitäre Reziprozität: Der Raum der Überflüssigen und ihr Kampf um Aufmerksamkeit“, in: Cornelia Klinger/Gudrun-Axeli Knapp/Birgit Sauer (Hg.), *Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität*, Frankfurt a. M.: Campus Verlag, S. 257-270.
- Schwarzer, Alice (2016): „Silvester 2015, Tahrir-Platz in Köln“, in: Alice Schwarzer (Hg.), *Der Schock – die Silvesternacht in Köln*, Köln: Kiepenheuer & Witsch, S. 7-39.
- Silverstein, Paul (2008): „Thin Lines on the Pavement. The Racialization and Spatialization of Violence in Postcolonial (Sub)Urban France“, in: Martina Rieker/Kamran Asdar Ali (Hg.), *Gendering Urban Space in the Middle East, South Asia, and Africa*, New York: Palgrave Macmillan, S. 169-205.
- Sokoloff, Natalie J./Dupont, Ida (2005): „Domestic Violence at the Intersections of Race, Class, and Gender: Challenges and Contributions to Understanding Violence against marginalized Women in diverse Communities“, in: *Violence Against Women* 11, S. 38-64.
- Sorbera, Lucia (2014): „Challenges of Thinking Feminism and Revolution in Egypt between 2011 and 2014“, in: *Postcolonial Studies* 17, S. 63-75.
- Spitthöver, Maria (1990): „Frauen und Freiraum“, in: Kerstin Dörhöfer (Hg.): *Stadt-Land-Frau: soziologische Analysen; feministische Planungsansätze*, Freiburg: Kore, S. 81-103.
- Spivak, Gayatri C. (1988): „Can the Subaltern Speak?“, in: Cary Nelson /Lawrence Grossberg (Hg.), *Marxism and the Interpretation of Culture*, Chicago: University of Illinois Press, S. 271-314.
- Strüver, Anke (2003): „„Das duale System“: Wer bin ich – und wenn ja, wie viele? Identitätskonstruktionen aus feministisch poststrukturalistischer Perspektive“, in: Hans Gebhardt/Harald Bathelt (Hg.), *Kulturgeographie. Aktuelle Ansätze und Entwicklungen*, Heidelberg: Spektrum-Verlag, S. 113-128.

- Thompson, Christiane (2015): „Anerkennung und Macht in ihrer Bedeutung für die Entstehung von Gewalt“, in: Wolfgang Melzer/Dieter Hermann/Uwe Sandfuchs/Mechthild Schäfer/et al. (Hg.), *Handbuch Aggression, Gewalt und Kriminalität bei Kindern und Jugendlichen*, Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt, S. 55-58.
- Tibi, Bassam (2016): „Frauenrechte: ‚Junge Männer, die die Kultur der Gewalt mitbringen‘“, in: *Welt online* vom 08.05.2016.
- Tucker, Judith E. (1985): *Women in Nineteenth – Century Egypt*. Cambridge/New York: Cambridge University Press.
- Wahba, Dina (2012): *After the Spring II. Gender and Sexuality in Revolutionary Politics*, London: SOAS.
- Wood, Elizabeth (2006): „Variation in Sexual Violence during War“, in: *Politics & Society* 34, S. 307-342.
- Yeğenoğlu, Meyda (1998): *Colonial Fantasies: Towards a Feminist Reading of Orientalism*, Cambridge, U.K.: Cambridge University Press.
- ZEIT online (2016): „Henriette Reker: ‚Vielleicht habe ich den Frauen zu wenig Trost gespendet‘“, in: *ZEIT online* vom 22.06.2016.
- Zillinger, Martin (2016): „‚Nafri‘ als Symbol für die Flüchtlingskrise? Marokkanische Perspektiven auf Migration“, in: *Aus Politik- und Zeitgeschichte* 33-34, S. 47-54.

Vergeschlechtlichung und Rationalisierung in Verwaltungspraktiken des öffentlichen Nahverkehrs

Joana Coppi

EINLEITUNG

Ich untersuche in diesem Beitrag, wie Angestellte eines Verkehrsverbundes in Deutschland über Rationalisierung im öffentlichen Nahverkehr sprechen. Insbesondere frage ich danach, wie hierbei Raum und Geschlecht hergestellt werden. Verkehrsverbände koordinieren die Arbeit der verschiedenen, in einem regionalen Verbundgebiet tätigen öffentlichen Nahverkehrsunternehmen. Seit der Regionalisierung des Öffentlichen Personennahverkehrs (ÖPNV) in den 1990er Jahren nehmen sie zunehmend auch Verwaltungsaufgaben im Auftrag der Bundesländer wahr. Die in diesem Zeitraum einsetzenden effizienzorientierten Restrukturierungen öffentlicher Verwaltungen nach dem Vorbild privatwirtschaftlicher Unternehmen sind einerseits im Hinblick auf ihre begrenzte Wirksamkeit (Bogumil/Grohs/Kuhlmann et al. 2007) beforscht worden. Andererseits ist eine sich hiermit vollziehende neoliberale Transformation von Staatlichkeit (Silomon-Pflug/Heeg 2013, für den Eisenbahnverkehr: Engartner 2008) analysiert worden. Eine Studie zu Verwaltungsangestellten hat Kontinuitäten und Brüche der beruflichen Selbstwahrnehmungen als „Staatsdiener“ und „Dienstleister“ aufgezeigt (Gottschall/Häberle/Heuer et al. 2015). Irene Dölling (2003) verwies auf Inkonsistenzen zwischen neu eingeführten gleichstellungspolitischen Maßnahmen und dem Geschlechterwissen der Verwaltungsangestellten, die diese potentiell umsetzen sollen. Für den öffentlichen Nahverkehr veranschaulichte

Meike Spitzner (2004, für Kanada Wekerle 1999), dass Planungsunterlagen vermehrt zwar Frauen als Gruppe mit besonderen Bedürfnissen benannten, gleichzeitig aber androzentrisch aufgeladene, erwerbsökonomische Prämissen beibehielten. Eine von Gender-Expert_innen im Prozess der Verwaltungsmodernisierung der 1990er Jahre geforderte geschlechtergerechte, versorgungsökonomische Fundierung von Nahverkehrsplanungen blieb dagegen aus (Spitzner 2004). Wissensbestände zum Verwaltungshandeln im öffentlichen Nahverkehr wurden noch nicht untersucht. Diese erlauben zum einen eine Annäherung an die Frage, warum feministische Planungsansätze kaum zur Umsetzung gekommen sind. Zum anderen ermöglichen sie, Verwaltungshandeln über die organisatorische Binnendimension hinaus als eine Praxis, die den öffentlichen Raum konstituiert, in den Blick zu nehmen.

Um Praktiken von Vergeschlechtlichung und Rationalisierung nachzuvollziehen, beziehe ich mich auf geschlechtertheoretische Ansätze (Becker-Schmidt 2005, Aulenbacher 2005). Rationalisierung wird in diesen als ein „androzentrisches Problemverarbeitungsmuster“ (Becker-Schmidt 2005: 156) verstanden, das Industriegesellschaften kennzeichnet. Zwar tritt die Kategorie Geschlecht in Prozessen der Rationalisierung nicht unbedingt als Dimension sozialer Differenzierung in Erscheinung (ebd.: 158). Rationalisierungen betreffen aber immer das Geschlechterverhältnis, da hierarchisierende Neuordnungen die vergeschlechtlichte Trennung von produktiven und reproduktiven Arbeiten erfassen (vgl. Becker-Schmidt 2005). Daher sind Rationalisierungsprozesse immer vergeschlechtlicht. Das bedeutet, dass sie Geschlecht als gesellschaftlich wirkmächtige Ordnungskategorie mit herstellen. Rationalisierung zielt darauf, das „Prinzip ‚mit weniger (Aufwand), mehr Effizienz‘“ (ebd.: 158) zu realisieren. Sie gehört zu den „allenfalls indirekt artikulierten Handlungsorientierungen“ (Siegel 2003: 19), die explizit wird, wenn etwa darüber gesprochen wird, wie Effizienz erhöht werden kann. Die Untersuchung, wie Rationalisierungswissen im Verwaltungshandeln sowohl als grundlegende Handlungsorientierung, als auch im Zusammenhang mit konkreten Reformvorhaben konstituiert wird, ist also grundlegend für das Verständnis von Prozessen der Vergeschlechtlichung im Feld des Öffentlichen Nahverkehrs.

Dieser Beitrag entsteht im Rahmen meines Dissertationsprojektes „Mehr Wettbewerb im öffentlichen Nahverkehr – Dynamiken von Markt, Arbeit und Geschlecht“. Methodologisch und methodisch erfasse ich die wechsel-

seitige Herstellung von Rationalisierung und Geschlecht über die Rekonstruktion von dreizehn Expert_inneninterviews aus wissenssoziologischer Perspektive (Bogner/Menz 2009). Mit Bezug auf mein Dissertationsprojekt zeichne ich in diesem Beitrag ein Expert_inneninterview mit zwei Angestellten eines Verkehrsverbundes nach und erfasse hierbei das im Verwaltungshandeln kollektiv relevante Wissen. Ich argumentiere, dass so insbesondere die impliziten, präreflexiven, nicht intendierten und latenten Dimensionen von Prozessen der Rationalisierung und Vergeschlechtlichung sichtbar gemacht werden können.

Über die Analyse von implizitem und explizitem Rationalisierungswissen von Verwaltungsangestellten nehme ich den öffentlichen Nahverkehr auf der Ebene der Verwaltungspraktiken in den Blick. Damit erweitere ich bestehende Analysen der Vergeschlechtlichung in Raum- und Verkehrsplanung (Knoll 2008, Bauhardt 1995, 2007, Spitzner/Beik 1999) sowie der öffentlichen Nahverkehrsplanung (Spitzner 2004) um die Perspektive des in der Verwaltungspraxis wirksamen Wissens. Darüber hinaus untersuche ich mit dem öffentlichen Nahverkehr einen Bereich der Gestaltung und Verwaltung des öffentlichen Raums unter dem Aspekt der Vergeschlechtlichung und Ökonomisierung. [EXPOSURE]

Der Beitrag beginnt mit einer geschlechtertheoretischen Herleitung von Rationalisierung sowie der Einordnung der Gegenstandsbereiche Verkehrsplanung und Ökonomie in der einschlägigen feministischen Forschungsliteratur. Hiernach leite ich die methodologische Perspektive der wissenssoziologischen Rekonstruktion von Expert_inneninterviews her und erläutere das methodische Vorgehen. Im Anschluss skizziere ich den Kontext der Reformen im öffentlichen Nahverkehr und die Rolle der Verkehrsverbände in Deutschland. Die Forschungsergebnisse lege ich anhand der fünf empirisch gebildeten Dimensionen Raum, Ökonomie, Markt, Preis und Effekt dar. Danach diskutiere ich die Ergebnisse im Hinblick auf die eingangs erörterten Forschungen und stelle Hypothesen zur Frage auf, in welchem Verhältnis Vergeschlechtlichung und Verwaltungsökonomisierung im öffentlichen Nahverkehr stehen.

RATIONALISIERUNG UND ANDROZENTRISMUS

Rationalisierung ordnet nicht nur die Beziehungen gesellschaftlicher Teilbereiche wie der Ökonomie, der Politik und des Sozialen neu, sondern auch das Geschlechterverhältnis (Aulenbacher 2005, Becker-Schmidt 2005). So führt Rationalisierung zu einer hierarchischen Restrukturierung:

„Dabei separiert und hierarchisiert Rationalisierung die Zwecke des Handelns und somit auch die Handelnden, und sie ‚zählt‘ nur die Kosten, die für die Verwirklichung des jeweils vorausgesetzten Zieles unmittelbar anfallen, nicht aber die, die sie auf andere Bereiche abwälzt“ (Siegel 1993: 384).

Dass Rationalisierung alle Gesellschaftsbereiche betrifft, bleibt aufgrund der vergeschlechtlichten Trennung von produktiver und reproduktiver Sphäre in der einschlägigen arbeits- und industriesoziologischen Rationalisierungsforschung unbeachtet (vgl. Aulenbacher 2005: 224). Dabei besteht eine zentrale industriegesellschaftliche Rationalisierung darin, dass reproduktive Arbeiten in den Bereich der vermeintlichen Privatsphäre an die soziale Gruppe der Frauen verwiesen werden (vgl. Becker-Schmidt 2005). Sie ermöglicht, dass Arbeitskraft in erster Linie durch unbezahlte Tätigkeiten reproduziert wird, ohne dass dafür in gleichem Maße diese Kosten in der produktiven Sphäre anfallen. Aufgrund der anhaltenden Wirkmächtigkeit dieser vergeschlechtlichten Arbeitsteilung strukturiert Geschlecht alle industriegesellschaftlichen Teilbereiche. Dieses „soziale [...] Verhältnis, das unabhängig vom Wollen der einzelnen Frauen und Männer existiert und beide in soziale Gestaltungsprinzipien einbindet“ (Beer 1991: 255) fasst Ursula Beer mit dem Begriff „„Strukturkategorie Geschlecht““ (ebd.). Von einer vergeschlechtlichten gesellschaftlichen Strukturierung ausgehend, argumentiert Regina Becker-Schmidt, dass Rationalisierungen mit „einer androzentrischen Logik“ (ebd.: 35) verschränkt sind und immer auf eine Neuordnung des Geschlechterverhältnisses zielen (ebd.: 36).

Feministische Untersuchungen der Planung und Gestaltung des Verkehrs auf Wegen, Straßen, Schienen und Luftwegen machen deutlich, dass in diesem Handlungsfeld eine androzentrische Rationalität wirkmächtig ist (Law 1999, Bauhardt 2007, Knoll 2008). Verkehrsplanungen sind an Kennzahlen zum wirtschaftlichen Wachstum orientiert (vgl. Becker 2011, Link 2011) und ermöglichen in erster Linie Erwerbsarbeitsmobilität (Bauhardt 2007).

Um Arbeitskräfte möglichst flexibel auf den Raum zu verteilen, wird das Ziel der möglichst großen Raumüberwindung in kurzer Zeit verfolgt (ebd.). Christine Bauhardt (1995) zeigt am Beispiel der zwischen 1950 und 1990 entstandenen Verkehrsinfrastrukturen im Ruhrgebiet, dass Schnellstraßen und Schnellbahnen Ressourcen und Flächen, auf Kosten anderer Mobilitätsanlässe, zur Verfügung gestellt werden. Insbesondere die Nahraummobilität, die für die Erledigung reproduktiver, oft unbezahlter Arbeiten zentral ist, ist ein in der Verkehrsplanung vernachlässigtes Feld (ebd.). Auch Mobilitätshebungen, die als Grundlage für Verkehrsplanungen dienen, berücksichtigen überproportional die Erwerbsarbeitsmobilität (Knoll 2008). Hier wird zum Beispiel nur ein Hauptwegezweck abgefragt, nicht aber die komplexen Wegeketten, die zur Erledigung reproduktiver Arbeiten erforderlich sind (ebd., Spitzner/Beik 1999).

Im öffentlichen Nahverkehr wirken androzentrische Planungen auf zweifache Weise (vgl. Spitzner 2004). Zum einen wird der Motorisierte Individualverkehr (MIV) mit dem Auto gegenüber dem ÖPNV privilegiert. Da das Auto prioritär für die Erwerbsarbeitsmobilität genutzt wird, sind Personen, die reproduktive Arbeiten erledigen, auf den strukturell schlechter ausgestatteten ÖPNV angewiesen. Zum anderen ist auch die Planung des öffentlichen Nahverkehrs erwerbsarbeitszentriert. Dieser erwerbsökonomische Fokus findet seinen Ausdruck unter anderem in Fahrplänen, die zwischen sogenannten Spitzen- und Schwachzeiten unterscheiden.

Feministische Analysen der Ökonomie problematisieren androzentrische Bias hegemonialer klassischer und neoklassischer Ansätze in den Wirtschaftswissenschaften (Ferber/Nelson 1993, Nelson 1996, Ferber/Nelson 2003, Bauhardt/Çağlar 2010, Habermann 2010). Sie zeigen, wie durch die Fokussierung auf den Markt andere ökonomische Bereiche aus dem disziplinären Blickfeld geraten oder explizit abgewertet werden. So stellt Paula England (2003) heraus, wie die Familie in den neoklassischen Wirtschaftswissenschaften als die dem Markt diametral entgegengesetzte und untergeordnete Sphäre konzipiert wird. Marktteilnehmende werden unter Rückgriff auf die Figur des Homo oeconomicus als autonome, voneinander unabhängige und rationale, also auf die eigene Nutzenmaximierung ausgerichtete, Subjekte begriffen. Familienmitglieder der Marktteilnehmenden gelten in dualistischer Abgrenzung als abhängig, sorgend und altruistisch handelnd. Mit den Dualismen von Markt und Familie bzw. Autonomie und Abhängig-

keit werden Sorgebeziehungen aus dem Bereich des ökonomischen und rationalen Handelns ausgeschlossen (ebd.) und vice versa. So ist auch der Bereich der Sorgearbeit innerhalb dieses Dualismus nicht ohne Weiteres in der Logik des Homo oeconomicus rationalisierbar. Zudem verweist Julie Nelson (2005) darauf, dass neoklassische Ansätze den Markt als zentrales Erkenntnisobjekt über mathematische Modelle, wie etwa die von Rational Choice Theorien, erfassen. Diese methodologische Verortung in Rational Choice Theorien gilt als Alleinstellungsmerkmal wirtschaftswissenschaftlicher Konzepte von Rationalität. Komplexe, sozialwissenschaftliche Erklärungsansätze werden dagegen als weiblich konnotiert abgewertet (vgl. Nelson 1995: 24).

VERWALTUNGSMODERNISIERUNG IM ÖFFENTLICHEN NAHVERKEHR SEIT 1993

Mit der zu Beginn der 1990er Jahre einsetzenden Bahnstrukturreform und den Regionalisierungsgesetzen von 1993 änderte sich die Organisation des öffentlichen Nahverkehrs in Deutschland (Engartner 2008). Aus den ehemals staatlich betriebenen Eisenbahnen, der ostdeutschen Reichsbahn und der westdeutschen Bundesbahn ging 1994 die Deutsche Bahn AG hervor. Dieser privatrechtlich organisierte Konzern befindet sich im Eigentum der Bundesrepublik Deutschland. Innerhalb der Deutschen Bahn AG wurden für verschiedene Betriebsteile weitere Gesellschaften und Unternehmen gegründet. Seitdem ist die DB Regio AG etwa für den Regionalverkehr zuständig.

Die 1996 in Kraft getretenen Regionalisierungsgesetze bestimmen den Öffentlichen Personennahverkehr als Aufgabe der „Daseinsvorsorge“ (RegG § 1 Abs. 1). Dieser wird von den Bundesländern organisiert und aus Bundesmitteln finanziert. Die Bundesländer sind zudem für den Personennahverkehr auf der Schiene (bis 50 km Reichweite oder 1 Stunde Reisezeit) verantwortlich. Vorher waren diese Verkehre von Reichsbahn beziehungsweise Bundesbahn organisiert worden. Die mit der Regionalisierung anfallenden Verwaltungsaufgaben werden in vielen Bundesländern von Verkehrsverbänden erledigt (Knieps 2009). So koordiniert der im Interview thematisierte Verkehrsverbund die Festlegung von Linien, Takten und Tarifen. Zudem vermittelt er die Aufteilung der Fahrpreiseinnahmen zwischen den Verkehrs-

unternehmen. Darüber hinaus führt er im Auftrag der Bundesländer Vergabeverfahren durch und kontrolliert die Einhaltung einiger der mit den Verkehrsunternehmen geschlossenen Verkehrsverträge.

Bahnstrukturreform, Regionalisierung und die vermehrte Bedeutung der Verkehrsverbünde lassen sich als Teil einer in Deutschland seit Mitte der 1990er Jahre stattfindenden Verwaltungsmodernisierung einordnen. Mit der Implementierung von privatwirtschaftlichen Managementprinzipien sollten vermeintliche Ineffizienzen in staatlichen Bürokratien abgebaut werden (KGSt 1993). Im Öffentlichen Personennahverkehr wurden beispielsweise Mechanismen des regulierten Wettbewerbs eingeführt, wie etwa die Auftragsvergabe per Ausschreibung (Ude 2009).

EXPERT_INNENINTERVIEWS

Im Jahr 2014 führte ich in einer deutschen Großstadt eine Fallstudie zum Wandel der Arbeit im öffentlichen Nahverkehr durch. Diese an der Grounded Theory (Strauss 1994) orientierte Studie basiert auf dreizehn theoriegenerierenden Expert_inneninterviews (Bogner/Menz 2009). Um den öffentlichen Nahverkehr als soziales Handlungsfeld in seiner Breite zu erfassen (Clarke 2012), interviewte ich Angestellte eines Verkehrsunternehmens, Betriebsrät_innen, zivilgesellschaftliche Akteur_innen und Angestellte eines Verkehrsverbundes. Im Mittelpunkt dieses Beitrags steht ein mit zwei Angestellten eines Verkehrsverbundes geführtes Interview. Namen von Personen und Orten habe ich anonymisiert. Namen von Institutionen, Unternehmen und Berufsgruppen habe ich aufgrund der regionalen Zuordenbarkeit teilweise anonymisiert. Ich bezeichne die Interviewten im Folgenden als Person M. und Person N. Die Themen des leitfadengestützten Interviews ergaben sich aus Erzählimpuls und gezielten Nachfragen. Das knapp 90-minütige Interview enthält Erzählungen zur Berufsbiographie der Interviewten, zur Entstehung des Verkehrsverbundes im Kontext der Regionalisierung und aktuellen Aufgaben der Organisation, zur Entwicklung regional relevanter Eisenbahnen und der sie betreibenden Verkehrsunternehmen sowie zur Einführung und Wirkung von Wettbewerbsmechanismen im schienengebundenen Personennahverkehr.

Mit einer wissenssoziologischen Rekonstruktion der Interviewaussagen zielle ich darauf, sowohl explizites als auch implizites Wissen (Keller 2011:

21) zu Rationalisierung und Geschlecht zu dokumentieren. [KÖRPER] Wissen verstehe ich mit Peter Berger und Thomas Luckmann (1969) als eine situative und kommunikative Interpretationsleistung. Zu Expert_innen macht die Interviewten, dass ihr Wissen „praxiswirksam“ ist (Bogner/Menz 2009: 73). Im Besonderen arbeite ich „implizite Entscheidungsmaxime“ (Bogner/Menz 2009: 66) der Expert_innen heraus. So untersuche ich, wie Prozesse der Rationalisierung als „Denkmuster“ (Siegel 2003: 17) funktionieren und wie hierbei Geschlecht relevant wird und insbesondere auch „latent bzw. bildhaft vermittelt zum Ausdruck [kommt]“ (Paulitz 2012: 60).

RATIONALISIERUNG IM EXPERT_INNENWISSEN

Im Folgenden lege ich die Ergebnisse der wissenssoziologischen Interviewrekonstruktion dar, die ich auf Grundlage der Grounded Theory (Strauss 1994) durchgeführt habe. Hierbei habe ich über das „offene Kodieren“ (Strauss 1994: 57ff) die Relevanz rationalisierender Handlungslogiken, wie sie etwa im „Prinzip ‚mit weniger Aufwand, mehr Effizienz‘“ (Aulenbacher 2005: 158) zum Ausdruck kommen, analysiert. Über ein anschließendes „selektives Kodieren“ (Strauss 1994: 63) habe ich Kategorien gebildet, über die Rationalisierung empirisch relevant wird. Diese fünf Dimensionen des Rationalisierungswissens werde ich im Folgenden beschreiben: Raum, Mobilität, Markt, Preis und Effekt. Ich führe erstens aus, wie eine spezifische Raumkonstruktion Ansatzpunkte für Rationalisierungen im öffentlichen Nahverkehr bereitstellt. Zweitens verfolge ich die Frage, inwiefern die vorrangig ökonomische Definition von Mobilität sowie die Konstruktion eines Verkehrsmarkts auf die latente Vergeschlechtlichung des Handlungs- und Deutungswissens verweisen. Wie der regulatorische Wandel über implizites und explizites Rationalisierungswissen hergestellt wird, untersuche ich innerhalb der Kategorien Preis und Effekt.

Räumliche Differenzierung

Das durch den Verkehrsverbund verwaltete Gebiet wird in einer Interviewpassage über zwei unterschiedlich dicht bewohnte Teilgebiete mit einer jeweils spezifischen Nachfrage nach dem öffentlichen Nahverkehr hergestellt. So kontrastiert die Person N. den dicht bewohnten „Ballungsraum (...)

plus enger Verflechtungsraum“ der Stadt 1 mit dem wenig bewohnten „größeren Entwicklungsraum“. Durch die Gegenüberstellung von „Ballung“ und „Fläche“ (ebd.) wird die Siedlungsdichte zum zentralen Charakteristikum der jeweiligen Gebiete. Der Raum wird umgekehrt über die Siedlungsdichte konstruiert. Darüber hinaus ist die Siedlungsdichte mit der Entwicklungsfähigkeit des öffentlichen Nahverkehrs verbunden: *„weil wir haben in der Fläche auch ein Sterben an ÖPNV, weil einfach auch die Regionen sich entvölkern“* (N.). Eine sinkende Siedlungsdichte begründet hier warum öffentliche Verkehrsdienstleistungen ausbleiben.

Für beide Gebiete sind unterschiedliche Rationalisierungen relevant. So erklärt die Person N.: *„Das würde ich jetzt mal so als die zwei Haupthandlungsfelder erstmal sehen“*: In der Stadt 1 sei *„mehr Verkehr auf die Schienen zu bringen, entsprechend der Nachfrage, und das trotzdem finanziert zu bekommen.“* „[F]ür die Fläche“ beschreibt sie: *„[D]ie Rentabilität sinkt immer mehr, wenn weniger mit den ÖPNV fahren und da gilt es eben auch alternative Bedienformen zu entwickeln.“* Im „Ballungsraum“ steht einem erhöhten Verkehrsbedarf eine nicht im gleichen Maße verfügbare Finanzierung gegenüber. Hierdurch wird begründet, warum mehr öffentliche Gelder vom „Bund“ (N.) für mehr Verkehr benötigt werden. Eine andere Lesart wäre, dass mehr Verkehrsdienstleistungen nur durch eine Preissenkung der Leistung beauftragt werden können. Bezüglich der „Fläche“ entsteht der Eindruck, der Nahverkehr sei unrentabel und verliere an Relevanz. Dies begründet eine Beschränkung auf „alternative Bedienformen“. Dies suggeriert, dass „Rentabilität“ wieder erreicht werden kann, wenn preisgünstigere, „alternative Bedienformen“ eingeführt werden. Trotz unterschiedlicher Rationalisierungsziele erscheint die Handlungslogik für die Stadt S1 und die weniger besiedelten Gebiete dennoch ähnlich: Es geht darum, das Angebot an die Nachfrage anzupassen. In der „Fläche“ geht es um eine Anpassung des Angebots an eine sinkende Zahl an Einwohner_innen, in der Stadt geht es um eine Anpassung an eine wachsende „Nachfrage“.

„Ballung und Fläche“ werden zugleich kontrastiert, indem Siedlungsdichte und Effizienz verknüpft werden. So ist die sinkende Nachfrage negativ konnotiert („Sterben an ÖPNV“), auch da mit ihr ein Verlust an Rentabilität assoziiert wird. Das Angebot wirkt zudem wirtschaftlich sinnlos, aber rechtlich erforderlich: *„(...) man trotzdem ja die Daseinsvorsorge hat, die Flächen auch noch mit über ÖPNV zu bedienen“* (N.). Die wachsende Nachfrage in Stadt 1 wird dagegen mehrdeutig als „unheimliche Entwicklung

wirtschaftlicher Art“ gefasst. Auch auf das Konzept der „Daseinsvorsorge“ wird im Zusammenhang mit der wachsenden Nachfrage im Ballungsraum nicht verwiesen. So entsteht der Eindruck, dies sei nicht notwendig, da die „Rentabilität“ des Angebots in einem wirtschaftlich wachsenden Raum auf der Hand liege. Sinkende Fahrgastzahlen und Rentabilität sind in Bezug auf die wenig bewohnten Gebiete explizit zu einander in Beziehung gesetzt. Auf implizite Weise wird hierdurch das Nahverkehrssystem des Ballungsraums als effizient konstruiert, obwohl dies im engeren wirtschaftlichen Sinne auch unrentabel ist und als Bereich der öffentlichen Daseinsvorsorge finanziert wird.

Die Kontrastierung von „Rentabilität“ und „Daseinsvorsorge“ in Bezug auf die wenig nachgefragten Verkehrsangebote legt eine Hierarchisierung von Wirtschaftlichkeit und sozialpolitischer Relevanz nahe. In Bezug auf die weniger dicht bewohnten Gebiete zeigt der Verweis auf die „Daseinsvorsorge“ zwar an, dass auch sozialpolitische Aspekte für die Erstellung des Verkehrsangebots relevant sind. Die „Rentabilität“ der Verkehrsdienstleistung wird aber auch als höherwertiges Kriterium etabliert. So ist die Formulierung, dass *„(...) man trotzdem ja die Daseinsvorsorge hat, die Flächen auch noch mit über ÖPNV zu bedienen“*, negativ konnotiert. Sie wirkt wie eine lästige Pflicht, ein unrentables Angebot aufrecht zu erhalten. Zudem scheint die Umstrukturierung des Angebots auf „alternative Bedienformen“ auf eine Wiederherstellung der „Rentabilität“ zu zielen. Dem Kriterium der Wirtschaftlichkeit kommt offenbar eine höhere Priorität gegenüber der sozialpolitischen Dimension des öffentlichen Nahverkehrs zu.

Mobilität als ökonomisches Phänomen

Im Gesagten wird Mobilität in erster Linie ökonomisch begründet. Hierfür spricht die Verwendung des Begriffs „Nachfrage“ (N.). Dieser Terminus rückt die auf einen Markt gerichtete Kaufkraft der Nutzer_innen in den Vordergrund. Darüber hinaus erklärt die Person N.: *„Weil wir haben auf der einen Seite hier grad jetzt auch in den letzten Jahren in [Stadt 1] eine unheimliche Entwicklung wirtschaftlicher Art, was natürlich automatisch auch Verkehr, Mobilität nach sich zieht (...)“*. Der Wortlaut „wirtschaftlicher Art“ (ebd.) bestimmt zum einen die Entwicklung genauer als einen ökonomischen Prozess. Andere Dimensionen des Phänomens, zum Beispiel politische, kulturelle, gesellschaftliche oder soziale erscheinen weniger zentral. Wirtschaft-

liches Wachstum und Verkehrsnachfrage sind über die Formulierung „natürlich automatisch“ zudem wie selbstverständlich verbunden. So begründet „eine unheimliche Entwicklung wirtschaftlicher Art“ (ebd.) die Notwendigkeit, das Verkehrsangebot zu erhöhen. Verkehr wird so als von wirtschaftlichen Prozessen abhängig gezeichnet: wächst die Wirtschaft, nimmt auch der Verkehr zu. Dass wirtschaftliches Wachstum auch ohne Verkehrswachstum stattfinden kann wird aussagelogisch verneint. Ebenso wirkt es nicht plausibel, dass Verkehrsangebote auch unabhängig von wirtschaftlichen Prozessen ausgebaut werden können oder sollen.

Dass Mobilität auch aus reproduktiven Aktivitäten heraus entsteht, ist im Gesagten nicht ausgeschlossen. So könnten in der Beschreibung „unheimliche Entwicklung wirtschaftlicher Art“ auch reproduktive Dimensionen von Mobilität mitgemeint sein. So könnte die meist unbezahlt durchgeführte, reproduktive Aktivität der Begleitung von Angehörigen durchaus Teil des beschriebenen Phänomens sein. Allerdings legen die Begrifflichkeiten „Nachfrage“ und „Entwicklung wirtschaftlicher Art“ die Lesart nahe, dass reproduktive Tätigkeiten nicht gleichwertiger Ausgangspunkt der Bedarfsermittlung sind. Die so angedeutete, implizite Hierarchisierung produktiver und reproduktiver Dimensionen von Mobilität kann daher als Hinweis auf die latente Vergeschlechtlichung des Wissens gelesen werden.

Auch im Sprechen über die Gestaltung des Fahrpreises wird ein ökonomischer Fokus relevant. Die Fahrgäste werden in diesem Zusammenhang über ihr Verhältnis zur Erwerbsarbeit bestimmt. Aus diesem wird auf das ökonomische Kapital der Nutzer_innen geschlossen. So führt die Person N. aus:

(...) der Tarif muss für alle passen, für den Touristen in [Stadt 1], der viel Geld vielleicht bezahlen kann oder mehr Geld bezahlen kann, als eben die Leute in der Region, die eben in der Regel ungerichtetes Einkommen haben und die, die aber auch den ÖPNV benutzen wollen zu einem angemessenen Preis (...).

Hier werden zwei Fahrgasttypen kontrastiert: ‚der Tourist‘ und ‚die Leute in der Region‘. Letztere werden über ihren Erwerbsstatus definiert. Die Unsicherheit eines vermeintlich unregelmäßigen Einkommens begründet ihr im Vergleich zu den urbanen Tourist_innen geringeres ökonomisches Kapital. Umgekehrt wird den Städtereisenden ein höheres ökonomisches Kapital zugeschrieben. So werden sie als Urlauber_innen mit ausreichendem, an einem

anderen Ort erworbenen Einkommen konstruiert. Augenscheinlich wird, dass die Preisfindung sich an der monetär messbaren ökonomischen Aktivität der Fahrgäste orientiert.

Die Nutzung des öffentlichen Nahverkehrs als Freizeitbeschäftigung wird hierbei berücksichtigt. Dies legt die Figur des „Touristen“ nahe. Der Fokus auf Erwerbsarbeit und Freizeit erweckt allerdings den Eindruck, dies seien die zentralen Motivationen, öffentliche Verkehrsmittel zu nutzen. Die Nutzung des öffentlichen Nahverkehrs im Zusammenhang mit unbezahlter Arbeit bleibt hierdurch im Hintergrund. Hierfür spricht auch, dass der in ökonomischem Kapital ausgedrückte Erwerbsstatus als Maßstab für die beiden Kontrastfiguren „Touristen“ und „Leute in der Region“ dient. Zwar ruft die Begrifflichkeit „ungeregeltes Einkommen“ auf, dass eine bestimmte Form des Erwerbsarbeitsverhältnisses nicht unbedingt relevant ist. Die Wortwahl „ungeregeltes Einkommen“ stellt aber gleichzeitig die geregelte und entlohnte Arbeit als normativ her. Erwerbsarbeit sowie mit ökonomischem Kapital verbundene Freizeitaktivitäten begründen, warum Menschen reisen. Die Chance, reisen zu können, erscheint mit dieser Form der produktiven Arbeit verflochten zu sein. Diese Verknüpfung von Mobilität mit Erwerbsarbeit kann als weiterer Verweis auf die latente Vergeschlechtlichung der Wissensbestände gelesen werden.

Raum und Mobilität sind darüber hinaus quantitativ bestimmt. So ist die Siedlungsdichte über eine Anzahl von Einwohner_innen pro Quadratkilometer definiert. Die Formulierung „[D]ie Rentabilität sinkt immer mehr, wenn weniger mit den ÖPNV fahren“ (N.) bringt die Nutzer_innenzahlen mit wirtschaftlicher Effizienz in Verbindung. Qualitative Dimensionen von Mobilität, die sozial situierte Raumnutzungen und Mobilitätsbedürfnisse auch in Bezug auf die spezifischen Zeitlichkeiten abbilden könnten, bleiben unmarkiert. [EINLEITUNG]

Verkehr als Markt

Der öffentliche Nahverkehr wird über den Verweis auf einen staatlichen Versorgungsauftrag als ein besonderer Markt konstruiert. So wird an der Ausführung der Person N. zur Preisfindung („der Tarif muss für alle passen“) sichtbar, dass im Handlungsfeld öffentlicher Nahverkehr ein Gerechtigkeitsparadigma zur Geltung kommt. Neben der herausgearbeiteten ökonomischen Logik, die im Fachbegriff „Nachfrage“ zum Ausdruck kommt, ist offenbar eine sozialpolitische Handlungslogik wirkmächtig. Nach dieser ist es den

sprechenden Akteur_innen offenbar wichtig, mit Hilfe eines einheitlichen Preises die Nutzung des Nahverkehrs für Menschen mit verschiedenen ökonomischen Kapitalressourcen zu ermöglichen. Diese Versorgungslogik kommt auch in der Thematisierung der öffentlichen Finanzierung zum Ausdruck, wenn die Person N. formuliert: *„Und am Ende ist ÖPNV immer Zuschuss, am Ende zahlen immer alles die Länder, oder der Bund“*.

Zudem deuten die Abhängigkeitsverhältnisse der kollektiven Akteur_innen untereinander auf die Besonderheit des Marktes hin. So könnten die Bundesländer oft nicht unter mehreren Verkehrsunternehmen auswählen, sondern seien auf bestimmte Anbietende angewiesen: *„[M]an ist ja in einer gewissen Abhängigkeit drin, weil es kann ja kein anderer fahren“* (N.). Darüber hinaus wird das Verkehrsangebot als öffentliche Aufgabe begriffen, die nicht einfach ausfallen könne. So erläutert die Person M.:

„Die Länder sind Aufgabenträger und Aufgabenträger heißt, sie müssen einen funktionierenden ÖPNV sicherstellen. Wie sie das machen, ist im Rahmen der rechtlichen Möglichkeiten und ihrer Fantasie und ihres Geldbeutels, was sie haben, dann letztendlich deren Sache. Aber sie sind verantwortlich, (...)“

Das Modalverb „müssen“ und der Wortlaut „verantwortlich“ legen nahe, dass eine öffentliche Versorgungslogik die Marktsituation im öffentlichen Nahverkehr rahmt. Somit entspricht dieser besondere Markt nicht dem Idealtypus der neoklassischen Wirtschaftswissenschaft.

Dennoch erscheint die Marktlogik als vorrangiger Bezugspunkt, wenn gleich die Marktteilnehmenden nicht durchgängig wie autonome, ausschließlich an der eigenen Reichtumsmehrung interessierte Akteur_innen wirken. Vielmehr kommt eine Deutung des Bundeslandes als rational handelnder Marktteilnehmender, dessen Ziel es ist, das Gemeinwohl zu maximieren, zum Tragen: *„Ein Unternehmen möchte in der Regel, möchte natürlich viele Fahrgäste haben, aber möchte vielleicht, haben andere Ideen zum Thema Marktabschöpfung als vielleicht die Politik zum Beispiel“* (N.). Hier werden „Unternehmen“ und „Politik“ kontrastiert. Der Wortlaut „Marktabschöpfung“ erweckt den Eindruck, beide hätten unterschiedliche, aber gleichermaßen auf einen Markt gerichtete, unternehmerische Strategien. Der Verweis auf eine vorhersagbaren Regeln folgenden Marktsituation zur Erklärung sozial komplexer Beziehungen kann mit Julie Nelson (2005) als Teil einer androzentrischen Rationalitätskonstruktion gelesen werden.

Der Leitsatz „der Tarif muss für alle passen“ zeigt darüber hinaus die Wirksamkeit eines „universalistischen Codes“ (Dölling 2003: 154) an. Damit meint Irene Dölling:

„dass soziale Beziehungen, Kooperationen, Verhaltensweisen vom Standpunkt eines allgemeinen Mensch-Seins betrachtet, wahrgenommen und gedeutet werden. Demgegenüber werden Geschlechterunterschiede (...) stets als partikularistisch wahrgenommen und eine geschlechtsspezifische bzw. gendersensible Perspektive als ein Verstoß bzw. eine Abweichung vom dominierenden Klassifikationsmuster, wonach Menschen zuallererst bzw. ausschließlich ‚als Menschen‘ wahrgenommen und bewertet werden sollten“ (ebd.).

Zwar sprechen die Ausführungen der Person N. zu verschiedenen Fahrgästen für die im Handlungsfeld vorhandene Anerkennung sozialer Differenzierung. Diese wird allerdings nach Menge des verfügbaren ökonomischen Kapitals vorgenommen. Der Zusammenhang von sozialer Positionierung, etwa nach Alter und Geschlecht, und Mobilitätsbedürfnissen, rückt so in den Hintergrund. Zudem rekurriert die Devise „der Tarif muss für alle passen“ darauf, dass ein einheitlicher Preis das konstatierte Gerechtigkeitsproblem der differierenden Kaufkraft zu lösen vermag. Das Ziel der Gerechtigkeit findet in der preislichen Gleichbehandlung seine Umsetzung. Dies deutet auf die Wirkmächtigkeit eines „universalistischen Codes“ (ebd., 153) hin. Vor dessen Hintergrund erscheinen qualitativ unterschiedliche Mobilitätsbedürfnisse womöglich als Partikularinteressen. Somit lässt sich die Relevanz eines „universalistischen Codes“ als ein weiterer Hinweis auf die latente Vergelechtlichung des Wissens lesen.

Preisliche Effizienz

Der im Zuge der Regionalisierung seit 1996 einsetzende Wettbewerb der Verkehrsunternehmen wird im Gesagten als ein spezifischer Prozess der Rationalisierung gezeichnet. So erklärt die Person N.:

„Sie müssen sich mal eine Badewanne vorstellen von der Seite betrachtet und genauso haben sich die, entwickeln sich die Preise, wenn man von, von einem Monopol zu einer Wettbewerbslandschaft wechselt. Man hat am Anfang vergleichsweise hohe Preise; ich will jetzt nicht davon reden, ob die, ob dann der Vertrag überkompensiert

war, weil, ich sag mal einfach mal so, vielleicht war auch die Produktion der Verkehrsleistung nicht so rationell und so effektiv. Dann kommt der Wettbewerb und das ist natürlich in der Regel auch ein Ideenwettbewerb, und man erzielt beim Übergang in den Wettbewerb zunächst erstmal deutlich niedrigere Preise bei in der Regel gesteigerter Qualität.“

Hier werden zwei regulatorische Rahmungen für Verkehrsdienstleistungen kontrastiert: das „Monopol“ und der „Wettbewerb“. Im Zentrum steht ein zeitlicher Verlauf, der „Übergang“ von „Monopol“ zu „Wettbewerb“. Der Preis wird hierbei, über das Bild der Preiskurve in Form einer Badewanne als zentrale Vergleichsreferenz etabliert. Durch die im Bild der Badewanne evozierte, steil abfallende Kurve erscheint der Preis auch als zentraler Indikator für Veränderung. Dies wird auch an den Ausführungen zum Preisverfall klar. Zum einen werden die Preise unter Monopolbedingungen damit begründet, dass sie zu hoch, also „überkompensiert“ waren. Diese Lesart wird jedoch über die Formulierung „ich will jetzt nicht davon reden“ explizit als unerwünscht verworfen. Das Gesagte suggeriert aber auch, dass es sich um eine naheliegende Lesart handelt. Die alternative Interpretation „vielleicht war auch die Produktion der Verkehrsleistung nicht so rationell und so effektiv“ begründet, dass mit dem Wettbewerb ein „Ideenwettbewerb“ um die „rationell[ste]“ und „effektiv[ste]“ „Verkehrsleistung“ stattfindet. Dieser führe zu „deutlich niedrigere[n] Preisen“. Ein Effekt der durch den Wettbewerb der Verkehrsunternehmen ausgelösten Rationalisierungen und Effizienzsteigerungen ist hiernach, dass der Preis der Verkehrsdienstleistung „zunächst erstmal“ sinkt.

An anderer Stelle des Interviews wird der Preis der Verkehrsleistung zudem mit einem Zuviel an Personal in Verbindung gebracht. Hierdurch wird die Personalstärke eines Verkehrsunternehmens als konkreter Ansatzpunkt von Rationalisierung konstruiert. So erklärt die Person M. zu den langwierigen Verhandlungen um einen Verkehrsvertrag, welcher im Jahr 2004 geschlossen wurde:

„Naja, ja, was ist das Problem? Letztendlich geht es natürlich da immer um die Frage Geld, es geht um die Frage Ressourcen. Letztendlich war die [Bahn B1], wie auch viele andere, wie die gesamte Deutsche Bahn letztendlich, ja, von, auch von einem massiven Personalüberhang betroffen. Die Bahn hatte unheimlich viele Leute, und grade auch hier im [Raum der Stadt S1], und, ja, irgendwie musste man auch sehen,

dass man sozusagen so halbwegs wirtschaftlich hinbekommt, diese Leute halt einerseits noch weiter zu beschäftigen, andererseits aber auch die Verträge nicht zu teuer werden zu lassen. Denn letztendlich sollte das Ganze ja auch einen betriebswirtschaftlichen Rahmen haben, so.“

Hier begründet der „massive Personalüberhang“ die zu hohen Kosten des Verkehrsbetriebs. Als Ziel wird formuliert, „die Verträge nicht zu teuer werden zu lassen“. Dies suggeriert, dass dieses Ziel nur dadurch erreicht werden kann, indem die Anzahl der Mitarbeiter_innen reduziert wird.

Im Gesagten wird auch darauf angespielt, dass es auch unabhängig vom Kostenfaktor zu viele Mitarbeiter_innen gab. Für diese Lesart spricht der an eine Krankheitsdiagnose erinnernde Wortlaut „von einem massiven Personalüberhang betroffen“. Zudem rückt die betriebliche Funktion der Mitarbeiter_innen durch die mehrdeutige Phrase „noch weiter zu beschäftigen“ in den Hintergrund. Eine mögliche Lesart ist, dass sie keine betrieblich notwendige Arbeit leisten, sondern nur „beschäftig[t]“ werden müssen. Somit entsteht der Eindruck, dass die Mitarbeiter_innen gar nicht gebraucht würden und daher deren Zahl reduziert werden könne. Aber auch der Handlungszwang, einen „betriebswirtschaftlichen Rahmen“ zu realisieren, konstruiert den Personalabbau als unabwendbar.

Im Vergleich der beiden Aussagen wird deutlich, dass das explizite Wissen zu Prozessen der Rationalisierung changiert. So enthält die Passage zum „massiven Personalüberhang“ zahlreiche legitimatorische Formulierungen. Darüber wird suggeriert, dass der Handlungszwang „Geld“ die soziale Härte des Personalabbaus begründe. Der „Ideenwettbewerb“ hat dagegen eine positivere Konnotation. Rationalisierung als badewannenartige Kurve, die auf einen „Ideenwettbewerb“ der Unternehmen zurückgeht, wirkt befreit von den konkreten, sozialen Dimensionen der Preissenkung. Einige Aspekte der Prozesse der Rationalisierung werden gelobt und legitimiert, andere jedoch problematisiert. Wo Rationalisierung explizit verhandelt wird, erscheint sie daher auch als erklärungsbedürftig und umstritten.

Rationalisierungseffekte

Rationalisierung wird nicht nur über das legitimatorische Sprechen als begründungswürdig konstruiert. Die Thematisierung negativer Effekte zeigt, dass das explizite Rationalisierungswissen nicht durchgängig positiv konno-

tiert ist. So beschreibt die Person M. die negativen Effekte eines neuen Systems der Fahrgastinformation. Hier finden die Fahrgäste neue Möglichkeiten des Kontaktes mit den Mitarbeiter_innen an den Bahnsteigen vor:

„Ja, die sind auch Ansprechpartner. Das Problem ist, sie können faktisch nicht angesprochen werden, weil sie irgendwo in irgendwelchen Hütten sitzen, die keinen direkten Kontakt zu den Fahrgästen haben. Aber es gibt ja im Moment auch noch diese [Telefone], die an den Fahrkartenautomaten angeflanscht sind und darüber erreicht man zumindest telefonisch über eine Sprechverbindung diese [Mitarbeiter_innen].“

Hier wird der durch eine Rationalisierung erhöhte Aufwand für die Fahrgäste problematisiert. Fast zynisch mutet die Formulierung „in irgendwelchen Hütten“ an, welche den persönlichen Kontakt offenbar verunmöglicht. Die Wortwahl „zumindest telefonisch“ etabliert den Zustand vor der Rationalisierung, als persönlicher Kontakt möglich war, als höherwertig. Das Gesagte enthält zwar keine explizite Kritik an der Rationalisierungsmaßnahme. Sie legt aber nahe, dass sich für die Fahrgäste das Informationsangebot verschlechtert habe. Zudem lässt sich erahnen, dass es für die Fahrgäste aufwendiger ist, Informationen zum Verkehrsgeschehen zu erhalten. Dass Rationalisierung für bestimmte Akteur_innen negative Folgen hat, kann also als Teil des expliziten Rationalisierungswissens gelesen werden.

Dass negative Rationalisierungsfolgen Teil des expliziten Wissens sind, wird auch an der Fortsetzung der Interviewpassage anschaulich. Sie geht auf die Mitarbeiter_innengruppe der Zugführer_innen ein:

„So, und der andere Aspekt, der die [Mitarbeiter_innen am Bahnsteig] ja auch betraf, diese Zugabfertigung. Der ist ja übergegangen weitestgehend auf die [Zugführer_innen]. So, was natürlich innerbetrieblich auch zu Konflikten führt, weil die natürlich dann deutlich mehr belastet sind. Also praktisch deutlich mehr Arbeit leisten müssen, und entsprechend stärker in Anspruch genommen werden. Und ja, das widerspiegelt sich dann auch in den aktuellen Arbeitskämpfen. (M.)“

Hier wird über die Steigerung „deutlich mehr“ explizit ein Zusammenhang zwischen der Rationalisierung einer Berufsgruppe, der Mitarbeiter_innen am Bahnsteig und dem Mehraufwand für eine andere Berufsgruppe, der Zugführer_innen hergestellt. So verweist das Gesagte mehrfach auf die Arbeitsverdichtung, unter anderem mit dem negativ konnotierten Wortlaut „deutlich

mehr belastet“. Es wird nahegelegt, dass Rationalisierung an einer Stelle zu problematischem Mehraufwand an anderen Stellen führt. Hiermit wird Rationalisierung, anders als im Bild der Badewanne, als sozial komplexer Prozess konstituiert. Diesen öffnenden Aussagen, die Rationalisierung als sozial komplexen Prozess evozieren, stehen allerdings schließende Kommentare gegenüber. Hier wird explizit begründet, dass andere kollektive Akteur_innen für die Bewältigung der negativen Rationalisierungsfolgen verantwortlich seien. So erklärt die Person M.:

„Ja, es ist ganz klar (...) Zugabfertigung ist Aufgabe des EVU [Eisenbahnverkehrsunternehmens]. Wie das EVU das löst, ist dessen unternehmerische Entscheidung. Das heißt, die sind insoweit frei, ob sie sagen: wir setzen jetzt wieder örtliche [Mitarbeiter_innen am Bahnsteig] hin, wir lassen das durch einen [Zugführer_in] machen, wir beauftragen Station und Service, gibt es ja viele Möglichkeiten. Aber das ist dann eine Sache, die dann durch das EVU zu regeln ist.“

Die Phrase „durch das EVU zu regeln“ begründet offenbar, dass das Bundesland als Aufgabenträger und der Verkehrsverbund hier nicht eingreifen wollen oder können. Diese starke Schließung kontrastiert die eher problematisierende Ausführungen zu Fahrgastinformation und Arbeitsverdichtung. Dies legt die Lesart nahe, dass negative Rationalisierungseffekte zwar explizit werden, aber gemäß der Organisationslogik nur dann zum Thema werden können, wenn sie in den Zuständigkeitsbereich anderer kollektiver Akteur_innen verwiesen werden können.

Die als zuständig gekennzeichneten kollektiven Akteur_innen („EVU“) können zudem, so wird implizit deutlich, gar keine Entlastung von Fahrgästen und Mitarbeiter_innen herbeiführen. So würden die Unternehmen einerseits „unternehmerisch“ handeln, also nach der Maßgabe der eigenen Nutzenmaximierung. Somit müssten sie sich für die preisgünstigste Variante entscheiden, um die eigene Existenz und einen Profit zu sichern. Andererseits könnten die Unternehmen unter sehr unterschiedlich kostenintensiven Lösungen „frei“ wählen könnten. Diese Wahlfreiheit dürfte aber bei einem „unternehmerische[n]“ Vorgehen, welches die Wahl der kostengünstigsten Maßnahme erforderlich macht, gar nicht gegeben sein. Diese implizite Aussage-logik legt nahe, dass die explizit begründete Wahlfreiheit, die Zugabfertigung zu gestalten, gar nicht im Bereich des Möglichen liegt. So entsteht trotz

expliziten Verweisen auf „viele Möglichkeiten“ der Eindruck, dass die Situation unveränderbar ist.

DISKUSSION

Rationalisierung und Regionalisierung

Am Beispiel der Regionalisierung im öffentlichen Personennahverkehr wird begreiflich, wie Rationalisierung die „Relationalität“ (Becker-Schmidt 2005, 35) verschiedener gesellschaftlicher Teilbereiche verschiebt. So kommt es im schienengebundenen öffentlichen Nahverkehr durch die Auflösung der bürokratischen Steuerung auf Bundesebene zu einer Entflechtung der Akteur_innenkonstellation. Verwaltungen auf Landesebene einerseits und privatrechtliche organisierte Verkehrsunternehmen andererseits stehen sich als institutionelle Akteur_innen auf einem Markt gegenüber.

Mit den Verwaltungsreformen der 1990er Jahre steigt auch die Vergleichbarkeit der verschieden dicht bewohnten Gebiete. So gab es vor der Regionalisierung und der damit einhergehenden flächendeckenden Schaffung von Verbundgebieten keine derartige „Regieebene“ (N.), weder für die landkreisübergreifende noch für die verkehrsmittelübergreifende Abwicklung des öffentlichen Nahverkehrs. Erst die gemeinsame Koordinierung dieses Verkehrs ermöglicht auch die Hierarchisierung verschieden dicht bewohnter Teilgebiete sowie die vergleichende Konstruktion entsprechender Rationalisierungsziele.

Rationalisierungen, wie etwa der Wettbewerb unter den Verkehrsunternehmen, erscheinen in dieser Neuordnung der „Relationalität“ aus Perspektive der Bundesländer als Aufgabenträger als folgerichtig und erfolgreich, da sie zu geringeren Preisen und weniger Abhängigkeit von bestimmten Verkehrsunternehmen führen. Andererseits führen kostensenkende Rationalisierungen zu einem Mehraufwand an anderen Stellen: bei den Fahrgästen sowie bei den Mitarbeiter_innen der Verkehrsunternehmen. So werden durch Rationalisierung erst erzeugte „Vergeudung, Kosten und Störungen, die auf andere Bereiche abgeladen werden“ (Siegel 1993: 390) sichtbar. Dies gilt insbesondere, wenn es zu streikbedingten Ausfällen im Nahverkehr oder Beschwerden durch Fahrgastverbände kommt. Darüber hinaus kommt es zu einer Erhöhung der Koordinationsaufgaben. Diese sind durch die hierfür geschaffenen Verkehrsverbände zu bewältigen. Deren Finanzierung wird im

Interview mit den Angestellten weder erwähnt noch als kostenintensiv problematisiert.

Dieser Sichtbarkeit von Rationalisierung als sozial komplexem Prozess entspricht das im Gesagten zwischen Lob und impliziter Kritik changierende, reflexiv zugängliche Expert_innenwissen über den Prozess der Verwaltungsreform. Anders wird Rationalisierung als Denkmuster, im Sinne einer verinnerlichten Handlungsorientierung relevant. Sie wirkt zum Beispiel in einer quantitativen Konstruktion des Raumes nach Siedlungsdichte und ökonomischer Aktivität, die qualitative Dimensionen der Raumkonstitution in den Hintergrund rücken lassen. Auch die mit der Fokussierung auf Erwerbsarbeit und wirtschaftliche Zusammenhänge einhergehende Leerstelle der reproduktiven Aktivität zeigt an, dass Rationalisierung in den Handlungs- und Deutungsmustern des öffentlichen Nahverkehrs als kontinuierlich angewandtes „androzentrisches Problemverarbeitungsmuster“ (Aulenbacher 2005: 156) wirksam wird. So bleiben mit der Herstellung des öffentlichen Raumes und des Personennahverkehrs als wirtschaftliche Phänomene reproduktive Dimensionen von Raum und Mobilität im Hintergrund. Mit den konkret formulierten Handlungsbedarfen, wie etwa der Anpassung des Verkehrsangebots an spezifische Räume, wird diese Rationalisierung im Sinne einer Trennung von Produktion und Reproduktion erneut vollzogen. [MATERIALITÄT]

Hypothesen zu Vergeschlechtlichung und Verwaltungsökonomisierung

Die Kategorie Geschlecht wird in den Deutungsmustern des öffentlichen Nahverkehrs relevant, aber nicht als intendiertes, explizit abrufbares Wissen. In den Wissensbeständen in der Verwaltungspraxis ist Vergeschlechtlichung latent und präreflexiv. Auch in der Rekonstruktion bleiben diese Prozesse schwer greifbar. Daher lassen sich rationalisierungsbedingte Veränderungen in den Herstellungsweisen von Geschlecht aus den expliziten Wissensbeständen kaum nachvollziehen. Daher führe ich im Folgenden hypothesenartig aus, wie Geschlecht in den explizit verhandelten Rationalisierungen relevant werden könnte.

Die Fahrgäste in den wenig dicht bewohnten Gebieten werden über eine „trotzdem vorhandene[n] Mobilitätsnachfrage“ (N.) zwar erfasst. Allerdings weicht ihre Nachfrage, welche wie oben gezeigt vorrangig an wirtschaftlichen Kennzahlen, Siedlungsdichte und Erwerbsarbeit ermittelt wird, mög-

licherweise von tatsächlich vorhandenen Mobilitätsbedürfnissen ab. Dies betrifft vermutlich insbesondere solche Mobilitätsanlässe, die auf nicht marktförmig vermittelte Tätigkeiten zurückgehen, wie etwa das Begleiten von Angehörigen. Die Formulierung „alternative Bedienformen“ stellt diese Angebote außerhalb eines regulären öffentlichen Nahverkehrsangebots. Denn laut Begriffsdefinition müssen diese Verkehrsangebote gewisse gesetzliche Standards des öffentlichen Nahverkehrs, wie die Regelmäßigkeit der Bedienung nicht erfüllen (Dennig/Sieber 2002). Dass durch Rationalisierungen bedingte Einschränkungen des Nahverkehrsangebotes zu einem großen Teil von den Einwohner_innen organisiert werden müssen, etwa durch Reservierung eines Anruflinienbusses (Mehlert 2001), ist naheliegend.

In Bezug auf diese Angebotseinschränkungen erscheint es daher plausibel, dass sich durch die Abwälzung der Bewältigung an die Einwohner_innen auch deren Reproduktionsbedingungen zuspitzen. Schließlich erzeugen mögliche Bewältigungsstrategien, wie die Nutzung eines privaten PKW, der „alternativen Bedienformen“ (N.) oder des Verzichts auf Mobilität, einen Mehraufwand. So müssen etwa die Mobilitätsbedürfnisse mehrerer Personen, die sich im Rahmen eines gemeinsam geführten Haushalts ein Auto als Fahrende oder Mitfahrende teilen, koordiniert werden. Menschen, die über keinen PKW verfügen, sind auf Angehörige, soziale Netzwerke oder Dienstleistende angewiesen. Dieser Anstieg reproduktiver Tätigkeiten legt eine Zuspitzung vergeschlechtlichter Arbeitsteilung nahe (vgl. Spitzner 2004).

Im Rahmen der Rationalisierung der Zugabfertigung und der Fahrgastinformation liegt es zum einen nahe, dass die Nutzung anderer Informationswege, wie die der online verfügbaren Echtzeitdaten zum Verkehrsgeschehen vom Grad der Teilhabe an den modernen Informationstechnologien abhängig ist. Zum anderen ist es naheliegend, dass die Betroffenheit der Fahrgäste in dem Maße steigt, in dem sich ihre Wege unregelmäßig und komplex gestalten. Je mehr Informationen nötig sind, umso mehr steigt auch der Aufwand, wenn etwa keine Hilfe am Bahnsteig mehr vorhanden ist. Einfache Wege, wie das regelmäßige Aufsuchen des Arbeitsplatzes sind daher leichter zu bewältigen als komplexe Wegeketten, die reproduktive Arbeiten sowie die Kombination dieser mit Erwerbsarbeiten erforderlich machen. Auch diese Rationalisierung des öffentlichen Nahverkehrsangebots zeigt sich als „androzentrisches Problemverarbeitungsmuster“ (Aulenbacher 2005: 156), bei welchem Einsparungen in der produktiven Sphäre in der reproduktiven Sphäre bewältigt werden müssen.

Für die verbliebenen Mitarbeiter_innen erweist sich die durch die Rationalisierung ausgelöste Arbeitsverdichtung als Verminderung der körperlichen und mentalen Reproduktionsmöglichkeit am Arbeitsplatz. Darauf deutet auch die Aussage „weil die natürlich dann deutlich mehr belastet sind“ (M.) hin. Diese Reproduktionsleistung wird somit an die unbezahlte, vermeintlich private Zeit verwiesen (Jürgens 2006). Weitere, im selben zeitlichen Zusammenhang initiierte Rationalisierungen, wie die Flexibilisierung von Zeiten und Orten erschweren zudem die Vereinbarkeit von Beruf und Familie. Somit erscheint auch hier Rationalisierung mit der Zuspitzung vergeschlechtlichter Arbeitsteilung einherzugehen.

FAZIT

In diesem Beitrag bin ich der Frage nachgegangen, wie Rationalisierung und Geschlecht in Verwaltungspraktiken des öffentlichen Personennahverkehrs hergestellt werden. Dies habe ich anhand eines Expert_inneninterviews mit zwei Angestellten eines deutschen Verkehrsverbundes wissenssoziologisch rekonstruiert. Im Interview wurde die Entstehung und Entwicklung des Verkehrsverbundes sowie der im Verbundgebiet tätigen Verkehrsunternehmen im Zuge der Regionalisierung des ÖPNV seit 1996 thematisiert.

Ich habe dargelegt, wie Rationalisierung als implizites Denkmuster in der Konstruktion der Verkehrsräume und der Mobilität relevant wird und inwiefern dieses Denkmuster latente Vergeschlechtlichungen aufweist. Einerseits sind implizite Hierarchisierungen wirkmächtig. So kommt räumlichen Gebieten und öffentlichen Mobilitäten in den Wissensbeständen eine primär ökonomische, erwerbs- und marktlogische und quantitative Bedeutung zu. In dieser Bestimmung rücken die reproduktiven sowie qualitativ zu ermittelnden Dimensionen des öffentlichen Nahverkehrs in den Hintergrund. Zwar sind auch sozialpolitische Überlegungen wichtig. Diese sind aber entweder Wirtschaftlichkeitserwägungen untergeordnet. Oder versorgungslogische Aspekte finden innerhalb eines vorrangig erwerbs- und marktlogisch definierten Rahmens Berücksichtigung. Sie sind aber nicht gleichwertiger Ausgangspunkt für die Formulierung von Handlungsbedarfen. Die Kopplung von Erwerbsarbeit mit Mobilität sowie die marktlogische Rahmung des Verkehrs verweisen so auf die Wirksamkeit androzentrischer Rationalitätskon-

struktionen im Deutungswissen der Expert_innen. Über implizite Hierarchisierungen und androzentrische Konzeptionen von Rationalität wird Rationalisierung als Denkmuster, also als verinnerlichte Handlungsorientierung, relevant (vgl. Siegel 2003).

Zudem habe ich gezeigt, dass die Wissensbestände zum mit der Regionalisierung vollzogenen regulatorischen Wandel im öffentlichen Nahverkehr zwischen explizit positiver und implizit negativer Konnotation changieren. Preissenkungen sind einerseits positiv konturiert. Der durch eine konkrete preissenkende Rationalisierungsmaßnahme, die Automatisierung von Fahrgastinformationssystem und Zugabfertigung entstehende Mehraufwand für Mitarbeiter_innen eines Verkehrsunternehmens und die Fahrgäste, ist andererseits negativ besetzt. Rationalisierung tritt so als sozial komplexer Prozess hierarchischer Restrukturierung mit Verlierer_innen und Gewinner_innen in Erscheinung (vgl. Aulenbacher 2005: 276). So sind die Mehrbelastung der Mitarbeiter_innen und die Verschlechterung der Kontaktmöglichkeiten für die Fahrgäste Teil des expliziten Wissens. Implizit und latent ist dagegen die damit einhergehende Verlagerung von Aufgaben an die vermeintlich private, reproduktive Sphäre. Unbenannt bleiben die Kosten für neue Verwaltungsaufgaben, die unter anderem vom Verkehrsverbund ausgeführt werden.

Die für die Verkehrs- und Raumplanung analysierten androzentrischen Leitbilder und Praktiken (Bauhardt 2007, Knoll 2008, Spitzner 2004) werden im Expert_innenwissen der Verwaltungsangestellten im öffentlichen Nahverkehr als latent vergeschlechtlichte Deutungsmuster wirksam. Diese werden sowohl im grundsätzlich erwerbsökonomischen Fokus als auch in Bezug auf die Auslagerung konkreter Rationalisierungsfolgen an Fahrgäste und Mitarbeiter_innen relevant. Der öffentliche Raum wird durch die Verwaltungspraxis vorstrukturiert. Diese Strukturierung schließt auch die Möglichkeiten ein, zu in der Privatsphäre verorteten Räumen zu reisen. Wo, wann, welche Verkehrsangebote geschaffen oder gestrichen werden, beruht unter anderem auf vergeschlechtlichten Prozessen, die öffentliche Räume und Mobilitäten konstituieren. [KÖRPER]

Aufgrund der Latenz ihrer Manifestation im Expert_innenwissen, konnte ich diese Prozesse der Vergeschlechtlichung allerdings nur schwer erfassen. Diese Latenz der Vergeschlechtlichung könnte auch ein Anzeichen für Veränderungsresistenzen gegenüber alternativen Konzeptionen dieses Handlungsfeldes sein (Bereswill 2014). So wird deutlich, dass dem feministischen

Wissen über eine Neuorganisation des öffentlichen Nahverkehrs nach versorgungsökonomischen Kriterien (Spitzner 2004) ein in der Verwaltungspraxis wirksames Wissens über die Verknüpfung von Erwerbsarbeit und Mobilität gegenübersteht. Die von mir aufgestellten Hypothesen zur Zuspitzung der Reproduktionslagen legen zudem nahe, dass im Rahmen der Regionalisierung möglich gewordene Effizienzsteigerungen die Ausgangsbedingungen für eine versorgungsökonomische Definition des Nahverkehrs zusätzlich verschlechtern.

Über eine Rekonstruktion des impliziten und expliziten Rationalisierungswissen entsteht zudem ein differenziertes Bild der Regionalisierung als Verwaltungsreform (vgl. Gottschall/Häberle/Heuer et al. 2015). So erscheint diese zum einen als eine an Effizienzkriterien orientierte Reorganisation einer öffentlichen Versorgungsleistung. Zum anderen legt das Changieren zwischen Lob und impliziter Kritik in Bezug auf Einsparungen nahe, dass diese Neuordnung ein umstrittener Prozess ist. Darüber hinaus verweist das implizit rationalisierende und latent vergeschlechtlichte Expert_innenwissen darauf, dass Rationalisierung ein der konkreten Verwaltungsreform in den 1990er Jahren vorausgehendes Denkmuster in der Verwaltungspraxis ist. [EXPOSURE]

Danksagung

Ich danke Andrea Glowig und Sophia Neitzel für Transkriptionsarbeiten, dem Kolloquium des Fachgebiets Soziologie sozialer Differenzierung und Soziokultur sowie Cindy Ballaschk, Mart Busche, Talke Flörcken, Johanna Hess und Friz Miriam Trzeciak für die gemeinsame Interpretation von Interviewauszügen und die Kommentierung von Entwurffassungen. Hierfür danke ich besonders auch Mechthild Bereswill und den Herausgeber_innen dieses Buches, Aenne Gottschalk, Susanne Kersten und Felix Krämer.

LITERATUR

- Aulenbacher, Brigitte (2005): Rationalisierung und Geschlecht in soziologischen Gegenwartsanalysen, Wiesbaden: VS Verlag.
- Bauhardt, Christine (1995): Stadtentwicklung und Verkehrspolitik. Eine Analyse aus feministischer Sicht, Basel, Boston, Berlin: Birkhäuser.
- Bauhardt, Christine (2007): „Feministische Verkehrs- und Raumplanung“, in: Oliver Schöller/Weert Canzler/Andreas Knie (Hg.), Handbuch Verkehrspolitik, Wiesbaden: VS Verlag, S. 301-319.
- Bauhardt, Christine/Çağlar, Gülay (2010): Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie, Wiesbaden: VS Verlag.
- Becker, Udo (2011): „Verkehr und Umwelt – Zu den übergeordneten Zielen von Verkehrspolitik und der Rolle von Umweltaspekten“, in: Oliver Schwedes (Hg.), Verkehrspolitik. Eine interdisziplinäre Einführung, Wiesbaden: VS Verlag, S. 77-90.
- Becker-Schmidt, Regina (2005): „Rationalisierung und androzentrische Logik. Rationalisierungsprozesse und gesellschaftliche Relationalität“, in: Brigitte Aulenbacher/Frank Beckmann/Susan Geideck/Alexandra Rau/et al. (Hg.), Alles nur eine Frage der Effizienz? Denkmuster der Rationalisierung, Frankfurt a. M.: Johann-Wolfgang-Goethe-Universität, S. 33-48.
- Beer, Ursula (1991): „Zur Politischen Ökonomie der Frauenarbeit“, in: Thomas Brüsemeister/Christian Illian/Uwe Jakomeit/Christoph Jünke et al. (Hg.), Die versteinerten Verhältnisse zum Tanzen bringen. Beiträge zur marxistischen Theorie heute, Berlin: Dietz, S. 254-263.
- Bereswill, Mechthild (2014): „Geschlecht als Konfliktkategorie“, in: Cornelia Behnke/Diana Lengersdorf/Sylka Scholz (Hg.), Wissen, Methode, Geschlecht. Erfassen des fraglos Gegebenen, Wiesbaden: Springer VS, S. 189-199.
- Berger, Peter/Luckmann, Thomas (1969): Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie, Frankfurt a. M.: Fischer.
- Bogner, Alexander/Menz, Wolfgang (2009): „Das theoriegenerierende Experteninterview“ in: dies./Beate Littig (Hg.), Experteninterviews. Theorien, Methoden, Anwendungsfelder, Wiesbaden: VS Verlag, S. 61-98.

- Bogumil, Jörg/Grohs, Stephan/Kuhlmann, Sabine/Ohm, Anna (2007): Zehn Jahre Neues Steuerungsmodell. Eine Bilanz kommunaler Verwaltungsmodernisierung, Berlin: Sigma.
- Clarke, Adele (2012): Situationsanalyse. Grounded Theory nach dem Postmodern Turn, Wiesbaden: Springer VS.
- Dölling, Irene (2003): „Geschlechter-Wissen“, in: Sünne Andresen/Irene Dölling/Christoph Kimmerle, Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren, Opladen: Leske + Budrich, S. 113-165.
- Dennig, Daniela/Sieber, Niklas (2002): „Alternative Bedienformen im ÖPNV: Typisierung und rechtlicher Rahmen“, in: Verkehr und Technik 3, S. 109-113.
- Engartner, Tim (2008): Die Privatisierung der Deutschen Bahn. Über die Implementierung marktorientierter Verkehrspolitik, Wiesbaden: VS Verlag.
- England, Paula (2003): „Separative and Soluble Selves“, in: Marianne Ferber/Julie Nelson (Hg.), *Feminist Economics Today. Beyond Economic Man*, Chicago: University of Chicago Press, S. 33-59.
- Ferber, Marianne/Nelson, Julie (1993): *Beyond Economic Man. Feminist Theory and Economics*, Chicago: University of Chicago Press
- (2003): *Feminist Economics Today. Beyond Economic Man*.
- Gottschall, Karin/Häberle, Andreas/Heuer, Jan-Ocko/Hils, Sylvia (2015): „Weder Staatsdiener noch Dienstleister. Selbstverständnis öffentlich Beschäftigter in Deutschland“, *TransState Working Papers 187, SFB 597*, Bremen: Universität Bremen.
- Habermann, Friederike (2010): „Hegemonie, Identität und der homo oeconomicus. Oder: warum feministische Ökonomie nicht ausreicht“, in: Bauhardt/Çağlar, *Gender and Economics*, S. 151-173.
- Jürgens, Kerstin (2006): *Arbeits- und Lebenskraft. Reproduktion als eigensinnige Grenzziehung*, Wiesbaden: VS Verlag.
- Keller, Reiner (2011): *Wissenssoziologische Diskursanalyse*, Wiesbaden: VS Verlag.
- KGSt, Kommunale Gemeinschaftsstelle für Verwaltungsvereinfachung (1993): *Das Neue Steuerungsmodell. Begründung, Konturen, Umsetzung*, Bericht 5, Köln.

- Knieps, Manfred (2009): „Entwicklung und Bedeutung der Verkehrsverbände in Deutschland“, in: Verein Deutscher Verkehrsunternehmen/VDV Förderkreis (Hg.), Verkehrsverbände. Durch Kooperation und Integration zu mehr Attraktivität und Effizienz im ÖPNV, Hamburg: DVV, S. 12-27.
- Knoll, Bente (2008): Gender Planning. Grundlagen für Verkehrs- und Mobilitätshebungen, Saarbrücken: VDM.
- Law, Robin (1999): „Beyond ‚women and transport‘. Towards new geographies of gender and daily mobility“, in: Progress in Human Geography 23 (4), S. 567-588.
- Link, Heike (2011): „Die volkswirtschaftliche Bedeutung des Verkehrs“, in: Oliver Schwedes (Hg.), Verkehrspolitik, Wiesbaden: VS Verlag, S. 91-114.
- Mehlert, Christian (2001): Die Einführung des AnrufBus im ÖPNV. Praxiserfahrungen und Handlungsempfehlungen, Berlin: Erich Schmidt.
- Nelson, Julie (1996): Feminism, Objectivity and Economics, London: Routledge.
- (2005): Rationality and Humanity. A View from Feminist Economics, Working Paper No. 05-04, Boston: Global Development and Environment Institute.
- Paulitz, Tanja (2012): Mann und Maschine. Eine genealogische Wissenssoziologie des Ingenieurs und der modernen Technikwissenschaften, Bielefeld: Transcript.
- Regionalisierungsgesetz vom 27. Dezember 1993 (BGBl. I S. 2378 ,2395), zuletzt geändert durch Artikel 19 Absatz 23 des Gesetzes vom 23. Dezember 2016 (BGBl. I S. 3234)
- Siegel, Tilla (1993): „Das ist nur rational. Ein Essay zur Logik der sozialen Rationalisierung“, in: Dagmar Reese/Eve Rosenhaft/Carola Sachse/dies. (Hg.), Rationale Beziehungen? Geschlechterverhältnisse im Rationalisierungsprozess, Frankfurt a. M.: edition suhrkamp, S. 363-396.
- (2003): „Denkmuster der Rationalisierung. Ein soziologischer Blick auf Selbstverständlichkeiten“, in: Susan Geideck/Wolf-Andreas Liebert (Hg.), Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern, Berlin: de Gruyter, S. 17-36.

- Silomon-Pflug, Felix/Heeg, Susanne (2013): „Neoliberale Neuordnung städtischer Verwaltungen am Beispiel des Liegenschaftsfonds Berlin“, in: *Geografische Zeitschrift* 101 (3+4), S. 184-200.
- Spitzner, Meike (2004): *Netzgebundene Infrastrukturen unter Veränderungsdruck. Gender-Analyse am Beispiel ÖPNV*, netWORKS-Papers Heft 13, Berlin: Deutsches Institut für Urbanistik.
- Spitzner, Meike/Beik, Ute (1999): „Reproduktionsarbeitsmobilität. Theoretische und empirische Erfassung, Dynamik ihrer Entwicklung und Analyse ökologischer Dimensionen und Rahmenbedingungen für Handlungsstrategien“, in: Meike Spitzner/Markus Hesse (Hg.), *Entwicklung der Arbeits- und Freizeitmobilität*, Wuppertal: Institut für Klima, Umwelt, Energie, S. 41-140.
- Strauss, Anselm (1998): *Grundlagen qualitativer Sozialforschung. Datenanalyse und Theoriebildung in der empirischen soziologischen Sozialforschung*, Stuttgart: UTB.
- Ude, Christian (2009): „Verkehrsverbünde aus Sicht der Aufgabenträger“, in: Verein Deutscher Verkehrsunternehmen/VDV Förderkreis (Hg.), *Verkehrsverbünde*, S. 80-91.
- Wekerle, Gerda (1999): „Gleichstellung der Geschlechter im öffentlichen Verkehr“, in: Antje Flade (Hg.), *Frauen und Männer in der mobilen Gesellschaft*, Opladen: Leske und Budrich, S. 13-32.

III Diskussion

Macht, Raum, Geschlecht? Perspektiven auf gegenwärtige Politiken¹

*Mit Mechthild Bereswill, Ines Kappert und Simona Pagano.
Moderiert von Mart Busche und Felix Krämer*

Felix Krämer: Wir freuen uns, dass Sie so zahlreich noch da sind zur Podiumsdiskussion. Wir wollen uns ganz kurz vorstellen, die wir das moderieren. Ich bin Felix Krämer, ich arbeite zur Nordamerikanischen Geschichte in Erfurt.

Mart Busche: Ich bin Mart Busche, ich bin assoziiert gewesen am Graduiertenkolleg und promoviere zu Nicht-Gewalttätigkeit und Männlichkeit und bin jetzt an der Alice Salomon Hochschule in Berlin tätig.

Felix Krämer: Wir wollen versuchen, das auf der Tagung Gehörte jetzt auf unserer Podiumsdiskussion in Korrespondenz mit einer Gegenwart – auch durchaus mit einer politischen Gegenwart – zu bringen. Man könnte sagen, wir versuchen eine Art Live-Schalte zwischen den vielfältigen interdisziplinären Forschungen, die im Kolleg in den vergangenen Jahren durchgeführt wurden und ihren politischen Implikationen auf aktuelle Verkörperungen,

1 Die Diskussion wurde geführt als Abschlussveranstaltung der Tagung „Interdisciplinary Matters: Doing Space while Doing Gender. Neue Perspektiven auf Materialität, Medialität und Temporalität“, die am 28. und 29. Juli 2016 an der Georg-August-Universität Göttingen stattfand.

beziehungsweise Verräumlichungen von Geschlecht und sexuellen Identifikationen.

Mart Busche: Dazu wollen wir überlegen, was politische Implikationen von Raum und Geschlecht denn eigentlich sein können und verschiedene Dinge ansprechen. Wir werden nicht alles diskutieren können; keine Ahnung, ob schon mal jemand die Gender-Dimension des Brexits erforscht hat. Worüber wir sicherlich reden werden, sind die Migrationswege, die auch durch die populistischen Bewegungen, die es gerade gibt, beeinflusst sind, und was das mit Geschlechterverhältnissen zu tun hat. Wir können darüber reden, wieso zwar die Sexualität des Attentäters von Orlando Thema ist, der dort einen Gay Club als Ziel wählte, sein Geschlecht aber seltsamerweise unbesprochen bleibt.

Eine zentrale Person unserer Programmplanung ist heute nicht hier, dazu werde ich gleich noch was sagen. Die hätten wir gefragt: „Was ist eigentlich das Internet für ein Raum, wenn quasi über Nacht so schwierige Themen wie Alltagssexismus am Beispiel des #aufschrei thematisiert werden oder auch der Staatsrassismus in den USA am Beispiel von #BlackLivesMatter eine immense Aufmerksamkeit erfährt? Internet bzw. die reale Welt, das sind vielleicht auch mehrere Räume, die das tatsächliche Veränderungspotenzial vielleicht auch kontingent erscheinen lassen, je nachdem, wieviel reale Mobilisierung dann in die reale Welt überschwappt. Den Unterschied bemerken Menschen ja dann, wenn tatsächliche Demonstrationen unter den Motti dieser Hashtags, die sonst auf Twitter erscheinen, stattfinden. Leider musste Jasna Strick, das ist eine Mitinitiatorin des Hashtags #aufschrei, sowie auch des Hashtags #ausnahmslos, ihre Teilnahme heute absagen. Wir hatten sie als Netzfeministin eingeladen. Die Rolle werden wir jetzt so ein bisschen mit übernehmen, sofern wir das können. Das wird sehr begrenzt bleiben.

Felix Krämer: Aber nicht zu vergessen, freuen wir uns natürlich mit den Gästen, die wir haben, diskutieren zu können. Wir sind glücklich, dass wir einen so vielfältigen Kreis an Leuten hier haben, die sich wissenschaftlich und politisch im Feld solcher Dynamiken bewegen. Ich freue mich sehr, Ines Kappert begrüßen zu dürfen. Sie leitet seit verganginem Jahr das Gunda-Werner-Institut für feministische Studien der Böll-Stiftung. Zuvor hat sie als Journalistin gearbeitet und das Meinungsressort der taz geleitet. Sie hat ein

Buch zu Männlichkeitskrisendiskursen als Kapitalismuskritik in der Mainstream-Kultur geschrieben und beschäftigt sich momentan unter anderem mit Eckensteher-Diskurssträngen. Wenn ich das schon mal so zusammenfassen darf: Es geht um Männlichkeit, Rassismus, sowie die Verschränkung von frauenpolitischen Argumenten mit Xenophobie.

Mart Busche: Ebenfalls freuen wir uns, Simona Pagano begrüßen zu dürfen, die in unserer Runde hier dabei ist. Sie hat an der Europa-Universität Vindrina Interkulturelle Kommunikation mit den Schwerpunkten Transdisciplinary Gender Studies, Migration/Ethnicity/Ethnocentrism studiert und im EU-Projekt „TOLERACE-The semantics of tolerance and (anti-)racism in Europe“ gearbeitet. Sie forscht im Kolleg zu italienischen Camps, in denen Rom_nja leben. Die Rede vom Flüchtlingsstrom und Lagern als Raum an und hinter den Grenzen hat nach Beginn ihrer Forschung womöglich eine neue Bedeutung bekommen. Darüber wollen wir auch sprechen.

Felix Krämer: Und wir freuen uns, dass Mechthild Bereswill bei uns ist. Sie ist Geschlechtersoziologin aus unserem Kollegskreis. Und neben ihrer Beschäftigung mit Gender, sozialer Kontrolle, totalen Institutionen – was sicherlich tief in die Stratifizierung auch sozialer Räume ragt – kann ich als Postdoc der letzten Stunde aus vielen Kollegskontexten sagen, wie andere sicher auch, dass ihr interdisziplinärer Scharfsinn und ihre theoretischen Ideen unser Kolloquium immer bereichert haben. Und deswegen freuen wir uns auch, dass wir mit Mechthild Bereswill eine Brücke zum Tagungsthema „interdisciplinary matters“ haben, und erhoffen uns in der Diskussion, die Projekte und Ideen der vergangenen Jahre in Bezug zur Gegenwart zu setzen.

GENDER-DISPOSITIV

Mart Busche: Wir wollen jetzt so vorgehen, dass wir die Diskussionsrunde erstmal von der Raumseite und dann von Geschlechterseite aus nach Machtwirkungen und politischen Implikationen fragen. Im Anschluss wollen wir gerne beide Perspektiven, Raum und Geschlecht – Macht wirkt natürlich immer zwischen ihnen – in der gemeinsamen Diskussion mit dem Plenum verknüpfen. Wir würden zuvor nun noch ein paar einleitende Bemerkungen machen, nämlich den Begriff „Gender-Dispositiv“ einführen bzw. auch gerne

zur Disposition stellen und gemeinsam besprechen, warum wir uns möglicherweise innerhalb eines Gender-Dispositivs bewegen und bewegen müssen.
[EINLEITUNG]

Felix Krämer: So ein Dispositiv hat ja historisch eine gewaltige Ausdehnung und systematische Forschungen können ausloten, wo und warum wir uns gegenwärtig an so einem Punkt in der Geschlechterforschung befinden. Und daher rührt unsere Überlegung, dass es möglicherweise hilfreich wäre, einen an Foucault orientierten Dispositivbegriff hörbar zu machen, um die vielfältigen zeiträumlichen Facetten des Machtapparats zu greifen, innerhalb dessen Körper, Diskurse und Praktiken mobilisiert werden und organisiert sind. Die Geschlechterarrangements der Gegenwart sind eben nicht nur lose Diskurse, sondern produzieren möglicherweise einen gewaltigen „Körper von Gewicht“, innerhalb dessen neoliberale Verteilungslogiken operieren, innerhalb dessen wir denken, sprechen und agieren müssen und innerhalb dessen Menschen sowohl verdeckt werden als auch sprachlos bleiben, obwohl sie darin organisiert sind – diese Ambivalenz gilt es herauszuarbeiten. Möglicherweise kann ein Dispositiv „Gender“ – und das ist ein Spezifikum unserer Fragestellung – demzufolge auch nur verortet werden, indem man die Machtstrukturen in ihrer zeiträumlichen Dimension versteht. Betrachtet man also die Frage in unserer Diskussion zu den gegenwärtigen Geschlechterräumen aus der Perspektive „Macht, Raum, Geschlecht?“ dann spiegeln sich die Suchbewegungen nach Materialität, Medien, Ordnungen, die Brüchigkeiten, die wir im Verlauf unserer Tagung gesehen haben, in den inspirierenden Analysen in der Gegenwart. Und wir haben sozusagen die wissenschaftliche Suche nach den Strukturen und Ausformungen eines solchen Gender-Dispositivs gesehen. Das wäre die Arbeitshypothese und jetzt wollen wir sehen, wie sich das mit gegenwärtigen Politiken verschalten lässt.

Mart Busche: Hierzu ist es möglicherweise hilfreich, das eben als multi-relationales Gebilde, als einen Machtkomplex oder auch mit dem Männlichkeitsforscher Edgar Forster gesprochen als einen „Wahrheitsraum“, also einen Raum, in dem seit Jahrhunderten nach Wahrheit gesucht wird, zu fassen. Wenn man das so betrachtet, dann sieht man auch, dass es da nicht immer um emanzipatorische Bewegungen ging, sondern dass Gender selbst zum umkämpften Ort geworden ist, wo manche innerhalb dieses Gender-Dispositivs genau das Gegenteil von emanzipatorischen Strategien produzieren,

nämlich Grenzen, Begrenzungen, Abwertungen, oder möglicherweise auch einfach apolitische Orte. Und andere – wiederum sehr konkret – zum Beispiel Forschungszentren gründen, sich vernetzen, um explizit nach Strategien zu suchen, um durch Wissenschaft in Öffentlichkeits- und Wahrheitspolitiken zu intervenieren. Wobei möglicherweise dann einiges Andere wieder hinten runter fällt.

Felix Krämer: Im Zusammenhang mit so einem Dispositiv stellt sich dann notwendigerweise die Frage nach Macht, die sich nach einer theoretischen Erörterung im Hinblick auf Raumpolitiken vielleicht auch runterbrechen lässt, auf die Frage, wer in der politischen Öffentlichkeit mit welchen Interessen was verfolgt und warum. Zweitens organisiert das Dispositiv wie und wo etliche Gruppen und Leute zu hören sind bzw. andere in diesem Resonanzraum eben nicht sprechen können und unhörbar bleiben. Es lenkt Verteilungen und Sichtbarkeiten, produziert Hegemonien oder festigt subalterne Verhältnisse. Wir wollen hier die Machtfrage zuerst mit der Perspektive auf Räume aufrollen, und da wäre die erste Perspektive: In welchen Räumen entfalten sich welche vergeschlechtlichten Dynamiken und wie werden Räume strukturierend tätig? Während Ordnungsmuster zwischen öffentlich und privat, Führungsfunktionen im öffentlichen Bereich und Fürsorgearbeit – auch in ökonomischer Unscheinbarkeit – bekannt sind, sind eben dritte halböffentliche, mediale, virtuelle, andere Räume hinzugekommen, die neue Dynamiken und Risiken und vielleicht auch Freiräume und Spielräume bieten. Bevor wir im zweiten Block also dann genauer schauen, welche rechten Beanspruchungen auf den Genderbegriff wir mit welchen Implikationen ausmachen können, würden wir im ersten Block jetzt gerne ausloten, welche Raumfigurationen auch von Machtbeziehungen gekennzeichnet sind.

FEMINISMUS

Mart Busche: Was kann die Raumperspektive zum aktuellen Stand von Geschlecht und Geschlechterpolitiken beitragen? Welche notwendig politischen Räume, innerhalb derer wir forschen und leben, sind auszumachen? Das wäre jetzt erstmal unsere Leitfrage und unser erster Punkt darin heißt Feminismus.

Felix Krämer: Dazu würden wir gerne Mechthild Bereswill befragen. Der Vortrag von Imke Schmincke hat uns zu Beginn als zeitgeschichtliche Klammer in die Bewegung eingeführt, innerhalb derer Geschlecht problematisiert wurde. Was unter westlichem Feminismus der zweiten Frauenbewegung zu verstehen ist, kam da in Bewegung. Welcher Raumbegriff ist aus Ihrer Sicht in der Forschungsperspektive von Imke Schmincke angesprochen worden?

Mechthild Bereswill: Okay, das war ein Fragezeichen, ich darf jetzt anfangen. Bevor ich jetzt sofort eins zu eins auf die Frage antworte, mache ich selbst noch mal eine kurze Vorbemerkung zu meiner Perspektive auf diese und auch dann die folgenden Fragen. Und ich will mich zunächst auch bedanken, dafür dass ich jetzt hier mitwirke und auch für diese – wie ich finde – unglaublich gute Vorbereitung des Panels, weil ich die Chance hatte, mich mit den Fragen schon auseinanderzusetzen. Und weil ich ja wusste, dass ich mich jetzt zunächst mit der neuen Frauenbewegung auseinandersetzen soll und auch dem Impuls, den Imke Schmincke mit ihrem Beitrag hier und auch den anderen Vorträgen, die wir von ihr schon im GraKo gehört haben, gesetzt hat, ist es mir zunächst erstmal ein Anliegen, deutlich zu machen: Ich spreche jetzt darüber aus der Perspektive der Wissenschaftlerin, ich bin aber auch eine Zeitzeugin. Und deshalb ist mein Blick auf die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit der neuen Frauenbewegung teilweise sicherlich getrübt. Ich verliere dann immer mal den Abstand und denke: „Nee, das geht so gar nicht und so war das auch nicht“. Und das ist mir jetzt schon auch in anderen Kontexten widerfahren, wo eben Historiker_innen zur neuen Frauenbewegung geforscht haben. Teilweise waren da auch Kolleg_innen dabei, denen es ähnlich ging. Ich werde mich aber versuchen, obwohl ich Rollentheorie eher zu schlicht finde, jetzt mal auf die Rolle der Wissenschaftlerin zu beschränken. Und wenn Sie mich dann fragen, welche Raumperspektive oder welcher Raumbegriff uns mit auf den Weg gegeben wird in der Untersuchungsperspektive von Imke Schmincke, dann würde ich sagen – jetzt mal sehr, sehr allgemein – geht es ja in der Perspektive auf die neue Frauenbewegung in Westdeutschland um die radikale Infragestellung der Grenzen des politischen Raums.² Und ich finde dann aber den Singular in der Formulierung

2 Vgl. auch Schmincke, Imke (2018): Subjektivierung und (Körper-)Politik. Zur Bildung des kollektiven Subjekts Frauenbewegung. In: Alkemeyer, Thomas/

auch schon falsch, weil die Auseinandersetzung mit dieser sozialen Bewegung und auch den angrenzenden sozialen Bewegungen – und das zeigen auch ihre Beispiele für mich deutlich: Es gibt jeweils einen politischen Ort, wie zum Beispiel diesen SDS-Kongress, aber dort entfalten sich sofort auch verschiedene Räume. Und in welchem Verhältnis diese Räume zueinander stehen, wäre für mich auch noch eine weitere spannende Frage. Die Heinrich-Böll-Stiftung, in der ich selbst auch noch mit Gunda Werner zusammengearbeitet habe, hat in ihrer Entstehung ja mal einen Kongress veranstaltet, der hieß: „Wie weit fliegt die Tomate?“ – Das ist ja auch ein räumliches Bild, also wieviel Strecke hat diese Tomate gemacht. Und daran musste ich denken, auch bei dieser süffisanten Beschreibung aus dem Spiegel. Ich denke, dass es sehr fruchtbar ist, genau mit einer Raumperspektive auf diese Konfliktodynamiken auch zu schauen, und zwar in mehrfacher Hinsicht: Sowohl auf den größeren politischen Raum, in dem sich das abspielt, zu dem ich eben auch vorschlagen würde, ihn noch stärker heranzuziehen (dazu sage ich gleich auch noch an einem Beispiel etwas) – als auch in der immanenten Auseinandersetzung. Und diese Beschäftigung sollte von vornherein mit ansetzen, weil auch die neue Frauenbewegung natürlich kein homogener Raum war. Es wird ja aus heutiger Sicht immer gesagt, und das ist ja auch eine richtige Kritik, dass da irgendwie an einem einheitlichen Subjekt Frau gestrickt worden sei. Ich würde sagen, dass immer beides parallel stattgefunden hat: Eine ganz starke Auseinandersetzung mit Unterschieden und Gemeinsamkeiten. Allerdings hat sich dann im hegemonialen Diskurs ganz oft dieses Sprechen „als Frau“ durchgesetzt, als eine politische Strategie, obwohl es dies aber nie in einem homosozialen Raum „neue westdeutsche Frauenbewegung“ gegeben hat. Das finde ich eine irreführende Betrachtung. Dies hat Imke Schmincke auch nicht gemacht. Ich kommentiere jetzt auch nicht den Vortrag – das ist mir auch noch ein Anliegen – ich nehme den eher als Ausgangspunkt, um noch ein paar weitere Überlegungen anzubieten. Im Mittelpunkt des Vortrags standen ja die Körperpolitiken der Frauenbewegung – und das finde ich einen superinteressanten Ankerpunkt für eine weitere Auseinandersetzung. Wenn ich das jetzt nochmal auf die Frage der raumtheoretischen Reflektion beziehe, dann fände ich es ausgesprochen interessant, sich tatsächlich mit dem Körper auch als Innenraum zu beschäftigen. Wenn wir

wirklich die Praktiken der Frauenbewegung, der Gruppen, die Körperpolitiken gemacht haben in den Frauenbewegungen betrachten – und da ging es ja nicht mehr nur um Westdeutschland, sondern auch um die internationalen Dimensionen – dann wäre es aus meiner Sicht sehr lohnenswert, die Quellen, die vorliegen – und auch die Praktiken und auch Zeitzeug_innen-Interviews würde ich hierzu für sehr sinnvoll halten – tatsächlich daraufhin zu untersuchen, wie der Körper wirklich als ein Innenraum konstruiert wurde – gerade als ein Gegenentwurf in der Zeit. In den 1960er und auch bis in die 1970er Jahre hinein wurde in den rigiden Körperpolitiken der westdeutschen Nachkriegsgesellschaft der weibliche Innenraum sehr stark auch gewaltförmig untersucht. Ein drastisches Beispiel aus meiner eigenen Forschung ist, dass wir in den Akten der Mädchen, die in den Erziehungsheimen untergebracht waren, routinemäßige Virginitätsprüfungen nach Entweichungen finden. Wir sehen, dass es da ganz starke invasive Verfahren in Auseinandersetzung mit dem sittlich abweichenden und sittlich gefährdeten weiblichen Körper gibt. Und ich erwähne dieses Beispiel an der Stelle, weil ich auch anregen würde, die Körperpolitiken der Frauenbewegung in Relation zu den Körperpolitiken der politischen Situation zu untersuchen, in der die Frauenbewegung agiert hat – also eine Relation auszumachen, das hielte ich für eine sehr fruchtbare Perspektive.

Nun habe ich schön artig auf die Raumfrage geantwortet. Ich habe heute Morgen allerdings überlegt, ob ich eher ein bisschen provozierend sagen sollte: „Es muss ja nicht alles mit Raum untersucht werden. Was ist der Gewinn, wenn wir auf soziale Bewegungen raumtheoretisch schauen?“ Da bin ich tatsächlich ambivalent, was der Gewinn ist. Und da würde ich mir dann auch eher so eine etwas vage Antwort selbst geben und sagen: „Das kommt dann tatsächlich auch auf die Theorieperspektive an, die wir einnehmen.“ Ich bin zum Beispiel nicht so überzeugt davon, dass der relationale Raumbegriff von Martina Löw für eine soziale Bewegungsforschung so viel weiterträgt. Wenn wir jetzt Zeit hätten, könnten wir überlegen, ob wir Lefebvre anschauen und sagen: Vielleicht ist doch dieses Ebenenmodell, was auch stärker rückgebunden ist, tatsächlich auch an institutionelle verfestigte Kontexte, auch ein interessantes Modell. Aber das ist eher ein kleiner Ausflug. [EINLEITUNG]

Und als letzte Anmerkung, weil es natürlich bei diesem Podium für mich aus meiner Perspektive auch zurückblickend auf meine eigene Biografie und

die aktuelle Position im Wissenschaftssystem natürlich immer um das Verhältnis von Wissenschaft und Politik geht – das rufen Sie natürlich mit dieser Panel-Themensetzung auch auf – würde ich sagen, wenn wir die Frauenbewegungen auch als Wissensräume untersuchen wollen, dass dann für die westdeutsche Frauenbewegung die Schriften der Frauensommeruniversitäten eine ungeheuer interessante Quelle wären. In ihnen könnten wir sehen, wie dort der Raum konstruiert wurde. Die erste Publikation der Frauensommeruniversität wird damit eröffnet – ich bin mir aber nicht sicher, aber ich glaube es ist Karin Bock –, dass eine Autorin schreibt: „Das ist hier eine Bildungsveranstaltung für alle Frauen.“ Und da haben wir wieder dieses Kollektivsubjekt Frau. Aber wir haben natürlich gleichzeitig, wenn wir von heute aus drauf gucken, auch einen inklusiven Raum für Personen, die nicht aus dem akademischen Milieu kommen. Das war in den Anfängen der Frauenforschung ja auch eine der heftigsten Debatten: Parteilichkeit, Überwindung bestimmter Grenzziehungen, Öffnung von sozialen Räumen, partizipative Forschung. Und da finde ich tatsächlich die Schriften der Frauenuniversitäten eine ganz spannende Quelle, um sich mit diesen Konstruktionen eines Wissensraums auseinanderzusetzen.

MEDIEN

Felix Krämer: Ich würde gerne im Anschluss daran eine institutionelle Frage an Ines Kappert stellen. Sie haben ja im Meinungsressort der taz gearbeitet. Wo, würden Sie sagen, sind die Chancen und Grenzen von Printjournalismus für emanzipative, feministische oder queere Politiken? Was ist das für ein medialer Raum? Gleich im Anschluss könnte ich die Frage auch damit verbinden, was die politische Codierung von so einem Institut wie dem Gunda-Werner-Institut für eine Ausgangslage darstellt für politische Intervention in gegenwärtige Politiken und was das für ein institutioneller Raum ist, im Gegensatz etwa zu Universitätslandschaften oder auch den universitären Kollegs.

Ines Kappert: Ich bin ja hier gecastet, als jemand, die inzwischen schon politische Bildungsarbeit macht – keine Wissenschaft mehr – und eben vorher das Meinungsressort geleitet hat als Redakteurin, also acht Jahre lang im Journalismus, im Printjournalismus war. Welche Interventionsmöglichkeiten

gibt es im Printjournalismus? Man muss sagen – jetzt generell gesprochen, über die taz hinaus gesprochen – gibt es keine feministische Berichterstattung. Die ganzen Frauenseiten, die es mal gab, also in den Medien, in denen es Frauenseiten mal gegeben hat, die sind alle aufgelöst worden. Unter anderem mit dem Argument: „Wir reden jetzt eben nicht mehr von Frauen, wir reden von Gender und damit ist sozusagen die Ghettoisierung auf einer Seite eben nicht mehr adäquat.“ Das hat de facto aber dazu geführt – und ich würde mich dieser Argumentation theoretisch auch anschließen –, dass Gender komplett zurückgedrängt wurde. Wenn man sich die Redaktionen anguckt, kann man wirklich ganz, ganz, ganz platt werden – und an der Stelle ist auch plumpes Denken adäquat: Die Redaktionen werden zu 90% von Männern geleitet. Und zwar sowohl in der Politik als auch in der Kultur. In der Kultur ist es sogar noch einen Tick schlimmer, wenn man diese Art von Monokultur kritisiert. Das hat auch Auswirkungen auf die Berichterstattung, weswegen zum Beispiel in der Süddeutschen Zeitung oder auch in der FAZ, also in unseren Qualitätsprintmedien, so gut wie überhaupt kein Feminismus stattfindet. Wenn das Thema aufkommt, dann geht es um Vergewaltigung, weil das natürlich enorm skandalisiert – „sex und crime“ – das wird eher aus dieser Logik heraus zum Thema. Und man hat es auch gesehen, dass die Auseinandersetzung jetzt mit der Reform des Sexualstrafrechts, die ja gerade das Politikum war, dass es eben nur Meinungsäußerungen gab, aber eigentlich so gut wie keine Berichterstattung, die einfach mal die Komplexität aufgedröselte hätte. Bei der taz war es ein bisschen anders, weil ich bei der taz einfach machen konnte, was ich wollte. Das ist eben das Prinzip taz, da gibt es keinen Herausgeber, da ist jeder seine eigene Chefin. Insofern konnte ich auf den Meinungsseiten das durchsetzen und habe es auch durchgesetzt. Aber das ist eben auch ein Sonderfall.

Jetzt im Vergleich: Was sind die Unterschiede zwischen Journalismus und politischer Bildungsarbeit? Ich arbeite jetzt ja in einem Institut, dessen dezidierte Aufgabe ist, Feminismus und Geschlechterdemokratie zu vermitteln. Also eben nicht feministische Studien zu betreiben – wir machen keine Wissenschaft, sondern wir sollen Inhalte an ein akademisch vorgebildetes Publikum vermitteln. Und da ist es so – ich kann das jetzt gar nicht so normativ sagen, ich kann das nur einfach empirisch sagen –, dass das, was mich gerade sehr interessiert, die Rassismen innerhalb der feministischen Diskurse sind, die halt auch im grünen Umfeld existieren. Wir haben uns stark im Gunda-Werner-Institut mit Köln auseinandergesetzt, sicherlich auch eine

Metapher für Raum-Macht-Geschlecht. Sie wissen das ja alle, dass Köln zur Chiffre wurde dafür, dass „der fremde Mann“ der Triebtäter ist, dass „der fremde Mann“ die Gefahr oder die Gefährdung „der eigenen Frau“ im öffentlichen Raum bebildert, das Sinnbild dafür wird. [TAHRIRPLATZ] Das Sexualstrafrecht, das jetzt ja im feministischen Sinne reformiert worden ist, worin sexuelle Selbstbestimmung jetzt zum ersten Mal als Rechtsgut tatsächlich etabliert ist, ist erkaufte worden mit erleichterten Ausweisungen. Dies ist eins zu eins verschränkt worden. Der Skandal, den wir in Köln hatten, nach der Berichterstattung, hat sich jetzt fortgesetzt in der Gesetzgebung und der feministische Aufschrei darüber blieb aus. Mit Ausnahme von eben den Frauen, die mit dem Aufruf #ausnahmslos gesagt haben: „Es geht nicht um die Täter, es geht um die Tat, wir fordern eben die ausnahmslose Strafverfolgung.“ Die haben dann auch wiederum das Gesetz eben als rassistisch, also als im feministischen Sinne gut, im rassistischen Sinne schlecht kritisiert. Ansonsten passierte da nichts. Auch im grünen Umfeld passierte da nichts. Und ich denke, das ist etwas, wo es auch meine Aufgabe ist, weil es jetzt eben das Institut gesagt hat, daran weiter zu arbeiten, weil Rassismus immer mit Sexismus einhergeht und weil Feminismus, der rassistisch argumentiert, kein Feminismus ist.

Mart Busche: Vom journalistischen und Bildungsraum zur Uni – die Universität ist ja auch eine Bildungsinstitution, wenn man so will – und wir sind ja heute alle hier. Dabei wird diese Institution ja durchaus auch angefeindet und zwar gerade auch durchaus auf journalistischen Plattformen. Ich will es jetzt nicht Medien nennen, es sind Plattformen, wo gesagt wird, es werde „Gender-Hokuspokus“ gemacht und das durchaus auch mit so einem anti-intellektualistischen Habitus. Vielleicht stehen wir da heute, aber ich würde Sie gerne, Frau Bereswill, nochmal fragen – vielleicht nicht, ob Sie immer machen durften, was Sie wollten in der Wissenschaftslandschaft – aber, wenn man sich diese Forschungslandschaft, diese Topografie aus Elementen anschaut in der Wissenschaft, innerhalb derer die Gender Studies ein Element sind, auch die Geschlechtersoziologie und die Geschlechterforschung, die jetzt ja noch nicht so wahnsinnig alt sind: Können Sie ein paar Zäsuren setzen in der Entwicklung, wie das entstanden ist, welche Räume aufgegangen sind, welche Räume sich geschlossen haben? Was könnte da heute für uns interessant sein?

Mechthild Bereswill: Okay, ich nehme erstmal das Bild der Landschaft auf, das ist mir zu malerisch. Ich würde an der Stelle wirklich mal von Strukturen sprechen. Es handelt sich bei der Universität um eine Organisationsstruktur, mit bestimmten institutionell verfestigten Regeln und Regelwerken, sowohl informellen, als auch ganz formalen Regelwerken. Und es handelt sich um eine riesige Verwaltungsbürokratie. Nur, damit irgendwie klar ist, dass die Frage, wer kann machen, was sie oder er will, sich in diesem Kontext quasi platziert. Wobei ich es für völlig unproduktiv halte, so einen Kontrast aufzumachen zwischen der politischen Bildung und dem Journalismus als den Freien einerseits, die machen können, was sie wollen und jenen, die in den Wissenschaften irgendwie nur gespurt sind. Aus meiner Sicht gibt es in dieser bürokratischen Struktur nach wie vor viele Handlungsspielräume. – Das erstmal als eine allgemeine Vorbemerkung, auch unabhängig davon, ob ich mich in der Geschlechterforschung verorte oder nicht. Also: Es gibt Handlungsspielräume, aber die sind natürlich trotzdem quasi als Möglichkeitsräume mehr als gerahmt. Ich betone nochmal: – Bürokratie –, weil oft unterschätzt wird, dass eben tatsächlich bürokratisches Handeln ein Teil des Spiels ist im Umgang mit den Möglichkeitsräumen dieses Wissenschaftssystems.

Ich komme zur Frage nach der Öffnung und Schließung von Wissensräumen und zu den Zäsuren. Zu den Zäsuren – da durfte ich ja im Vorfeld auch schon darüber nachdenken – habe ich erst gedacht: Klar, Bologna, das wäre ja jetzt so eine Zäsur, die könnte ich jetzt gut mal nennen. Dann dachte ich: Nee, das mache ich jetzt mal nicht. Jetzt habe ich das genannt und nehme es dann gleich wieder zurück, weil ich das Bild der Zäsur zu stark finde. Das hat vielleicht auch etwas damit zu tun, zu welchem Zeitpunkt ich dann tatsächlich auf einer ordentlichen Professur im Wissenschaftsbetrieb angekommen bin, nämlich zu einem Zeitpunkt, als alle diese Weichen im Grunde schon gestellt waren. Meine eigene Biografie vor Bologna ist eben die des Weges hin zur Professur. Und daher bin ich immer vorsichtig, mit den Zäsuren, weil mein Blick natürlich ganz stark dann von jetzt und früher auch gekennzeichnet ist durch ganz unterschiedliche Positionen, die ich hatte. Ganz sicher ist die Einführung der modularisierten Studiengänge ein Mechanismus, an dem wir besonders gut Öffnungen und Schließungen von Wissensräumen beobachten können, aber das wäre genau zu untersuchen. Also da würde ich dann gerne genau hinschauen, weil ich glaube, dass das von Uni-

versität zu Universität sehr unterschiedlich sein kann und auch von den jeweiligen Zuschnitten der Fächerkulturen und auch wenn wir sehen, wo die Gender-Studies-Studiengänge wie zusammengesetzt sind, ist es sicherlich unterschiedlich. Das Bild mit der Öffnung und Schließung von Wissensräumen ist ja ein Bild, was irgendwie natürlich dazu einlädt, zu sagen: „Das ist ambivalent, also weder öffnen die sich nur, noch schließen die sich“. Es ist eher die Frage nach einer tatsächlich gleichzeitigen Ungleichzeitigkeit in diesen Entwicklungen: Wo öffnen sich neue Räume?

Ein Graduiertenkolleg ist so ein Raum, der sich öffnet. Das heißt aber, dass wir uns gleichzeitig mit den Schließungsmechanismen, die durch die DFG und durch bestimmte Regeln vorgegeben sind, auch auseinandersetzen müssen. Und dass das natürlich auch Einfluss nimmt auf die Gestalt eines solchen Raums. Und das heißt, aus meiner Sicht hat die Frauen- und Geschlechterforschung, inklusive Männlichkeits- und Queer-Studien und allen Ansätzen, die mittlerweile da auch Einfluss nehmen, natürlich ganz stark neue Denkräume geöffnet und unglaublich viele Forschungsbefunde produziert. Es gibt eine riesige, unübersichtliche Menge von Forschungsbefunden, insbesondere in den Sozial- und Geisteswissenschaften, die durch diese Etablierung neuer Räume überhaupt erst möglich wurden und die dann auch wieder neue Denkräume schaffen. Und es ist gar nicht so leicht, die zu fassen zu kriegen, weil wir selbst hier auch immer nur einen Ausschnitt sehen. Insofern ist es aus meiner Sicht schon ziemlich wichtig in dem jeweiligen Kontext zu schauen, wo es tatsächlich weitere Handlungsspielräume und Entwicklungsmöglichkeiten gibt und wo sich auch Bedingungen schließen. Und ich bin außerdem der Meinung, dass wir selbst – ich jedenfalls nicht, so aus meiner ersten Person betrachtet –, dass wir das nicht vollumfänglich durchschauen. Bürokratien sind demnach aus meiner Sicht – auch da bin ich eben auch eine strukturkonservative Soziologin – genau deshalb so gebaut, weil sie uns irgendetwas abnehmen, was wir dann aber auch tatsächlich nicht mehr in vollem Umfang durchschauen. Insofern meine ich, wenn ich jetzt sagen würde, dass sich da was schließt und da was öffnet, dass das schon wieder Gegenstand eines gewissen Deutungsmusters wäre. Es ist ein Deutungsmuster, das dann schon wieder untersucht werden kann. Natürlich beobachte ich die Entwicklung und kann deshalb auch dazu Aussagen treffen, aber die sind eben immer auch standortgebunden. Das, was sich ganz stark in diesen Wissensräumen entwickelt hat, ist eben nicht nur eine ganz große Menge von Forschungsbefunden; sondern das, was für mich das enorme Potenzial dieser

Forschungs- und Theorietradition ausmacht, ist, dass es sich fast durchgängig um erkenntniskritische Ansätze handelt. Und was für mich eben das Charmante an der Geschlechterforschung ist, ist die auf Dauer gestellte Selbstbeobachtung. Damit meine ich tatsächlich nicht Selbstbeobachtung im Sinne von Selbsterfahrung, sondern eigene Begriffe, Konzepte eigentlich immer in Bewegung zu halten und natürlich dann in so einem Raum wie einem solchen Graduiertenkolleg diese auch noch im interdisziplinären Gespräch wechselweise zu prüfen. Dass das seine Grenzen hat, das wissen wir alle, da muss ich jetzt nichts dazu sagen. Aber da wäre mir zum Beispiel auch der Begriff der Schließung dann zu stark, um das zu beschreiben.

Und ich habe dann als letzten Punkt zu dieser Frage danach, was sich öffnet und was sich schließt darüber nachgedacht, was es eigentlich bedeutet, dass an den meisten Universitäten die Verankerung der Gender Studies nach wie vor prekär ist. Es gibt zwar Zentren, aber wir alle wissen, dass es nicht überall feste Mitarbeiter_innenstellen gibt. Das ist eigentlich eine nach wie vor immer mit Unsicherheit verbundene Situation, die sich durch den hohen Drittmitteldruck, der eben zu diesen Mechanismen auch dazugehört, noch stärker in Richtung einer selbstorganisierten Absicherung entwickelt hat. Das wäre für mich eine Frage, wo wir in der Zukunft auch gucken müssen, wie sich da wieder neue Mechanismen von Öffnen und Schließen zeigen.

Mart Busche: ... auch wie sich das auf die feministische Theorieentwicklung auswirkt oder sich die eigene Positionierung dazu dann entwickelt. Da sprechen wir möglicherweise gleich nochmal darüber. Wir wollen jedoch zum nächsten Punkt kommen.

GRENZ- UND MIGRATIONSRÄUME

Felix Krämer: Wir haben den nächsten Punkt mit „Migrationsräume“ überschrieben und wollen von unterschiedlichen Seiten überlegen, was diesbezüglich Raum bedeuten könnte im politischen Zusammenhang der Gegenwart. Da würden wir gerne zunächst Simona Pagano fragen, was sich aus Raumperspektive der „border studies“ gerade im Nachdenken über Räume verändert. Es gibt den Begriff des „Grenzregimes“ – was ist das und wie kann das räumlich gefasst werden?

Simona Pagano: Zunächst vielen herzlichen Dank für die Einladung hier auf das Podium. Der Begriff des Grenzregimes entsteht eigentlich so ein bisschen unter anderem als Gegenbegriff zum Begriff der „Festung Europa“ Mitte der 2000er Jahre, weil der Begriff der Festung Europa einen hermetisch abgeriegelten Raum impliziert, der unidirektional verläuft und in welchem Migrationsbewegungen gar nicht recht erfasst werden können. Daher wird auf den Begriff des Regimes zurückgegriffen, in dem Macht im Regimebegriff dezentral organisiert ist und der es erlaubt, eben die Agency, die Handlungsmacht der Migrant_innen mit zu fassen. Und dabei ist eben die Grenze kein fester, fixer Raum, sondern die Grenze ist, wie das Sabine Hess formulieren würde, eben ein „Kräfte- und Aushandlungsraum“. Oder Grenze ist ein soziales Verhältnis, also Grenze wird sozusagen in diesen Kämpfen, Reibungen und Kontingenzen produziert. In dem Sinne ist die Grenze auch gar nicht so fest lokalisierbar, sondern konkretisiert sich immer erst in verschiedenen Lokalisierungen. Es geht also nicht in erster Linie um eine territoriale Grenze, die fix ist, sondern Grenze als territoriale Linie – oder materialisiert in Grenzposten und -zäunen – ist kontingenter Teil und Effekt dieser Aushandlungen.

Mart Busche: Wie verschränkt sich denn deiner Meinung nach Geschlechterdifferenz politisch mit dem strukturellen Rassismus in Lagern, in Migrationsbewegungen? Du arbeitest ja zu Lagern und insbesondere zu Roma-Lagern in Italien. Kannst du vielleicht mal ein Beispiel aus deiner Forschung geben? Wir hatten ja heute schon mal den Begriff der Vulnerabilität gehört, der ja auch von Sergia Adamo genannt wurde, auch den Begriff der Agency – das taucht jetzt bei dir alles wieder auf. Vielleicht kannst du dazu etwas sagen. [EXPOSURE]

Simona Pagano: Ob und wie sich Geschlechterdifferenzen mit strukturellem Rassismus in der Etablierung von Camps niederschlägt, das versuche ich in meiner Forschung rauszufinden und ich bin dabei auch tatsächlich über den Begriff der Vulnerabilität hier und da gestolpert. In der Auseinandersetzung damit frage ich mich allerdings, inwiefern der Begriff fruchtbar gemacht werden kann oder nicht. Kurz zurück: Der Begriff taucht bspw. im Zusammenhang mit Risikoabwehr und Risikomanagement auf und ist hier ein Gegenbegriff zu dem der Resilienz. Er taucht auch im Zusammenhang mit der

Kategorisierung von Gruppen auf, die als vulnerabel markiert werden, beispielsweise bei Naturkatastrophen unter anderem. Wenn diese Gruppen nicht mobil sein können, nicht migrieren können, dann werden sie als vulnerabel eingestuft. Kritisiert wurde der Begriff unter anderem im Rahmen des Anti-Trafficking-Diskurses. In Anti-Trafficking-Kampagnen wurde gesagt: „Diese Frauen sind vulnerabel, deswegen müssen wir sie schützen“. Eine der Kritiken an dem Begriff lautet wiederum, dass der Begriff viktimisierend wirkt und Frauen eben Handlungsmacht abspricht. Das führt dann dazu, dass beispielsweise bestimmte Organisationen auf den Plan treten, um diese Frauen vor den Menschenhändlern zu retten. Eine andere, damit auch zusammenhängende Kritik bezieht sich auf den Umstand, dass im Rahmen dieses Vulnerabilitätsdiskurses auch versicherheitlichende Maßnahmen in Bezug auf Migration durchgeführt werden. Auch in meiner Forschung tritt der Begriff auf, und zwar werden in Italien Rom_nja insgesamt als vulnerable Gruppe kategorisiert. Diese Kategorisierung wird dann nochmal in Bezug auf Frauen, Frauen mit Kindern, alleinstehende Frauen, Alte, Behinderte und Obdachlose spezifiziert. Interessant ist, wie sich das verräumlicht äußern kann.

Ich habe an der Stelle ein Beispiel, und zwar von einer Frau, die mit ihrer Familie aus einem anderen europäischen Land nach Rom zieht und weil sie erstmal keine Bleibe hat, in ein Camp für Rom_nja geht. Zunächst leben sie bei der Schwiegermutter. Dann passiert folgendes: Der Mann wird verhaftet. Das Verhältnis zwischen Schwiegermutter und Schwiegertochter ist nicht gut. Sie kann daher nicht mehr bei der Schwiegermutter im Wohncontainer bleiben. Das heißt, sie fängt eine Art Odyssee in dem Camp an. Irgendwann ist sie in einem Zelt gelandet, was von der Verwaltung aus toleriert wird – eigentlich darf man das nicht. Das Zelt brennt ab, wie es dazu kam, weiß man nicht. Dann wird ihr gesagt: „Okay, pass auf, das geht zu weit, du kannst hier nicht bleiben, sondern kommst jetzt in ein Aufnahmezentrum nur für Roma“. Dort geht sie hin, hält es aber nicht aus. Es ist alles sehr eng, es gibt keine Fenster, es gibt keine Privatsphäre, die einzelnen Räume sind nur mit Vorhängen abgetrennt. Sie geht wieder zurück in das Camp, versucht es wieder mit einem Zelt. Auch an der Stelle wird ihr wieder gesagt, dass das mit dem Zelt nicht gehe. Daraufhin hat sie genug und besetzt einen Container. Diese Besetzung des Containers wird erneut toleriert. Es wird ihr als alleinstehender Frau mit Kindern dieser Schutzraum Container zugestanden. Irgendwann wird der Mann aus dem Gefängnis entlassen und geht wieder zur Familie

zurück. Die familiäre Einheit ist wiederhergestellt. Noch ein entscheidender Einschub an dieser Stelle: Als diese Frau den Container besetzte, so sagte sie mir, habe sie ein Mitarbeiter der zuständigen Behörde angesprochen. Dieser habe sexuelle Gefälligkeiten als Gegenleistung für die Gewährung des Wohncontainers verlangt. Sie habe dies in jenem Moment entschieden abgelehnt. Ihr Mann kam also aus dem Gefängnis wieder zurück und die Familie war wieder vereint. Kurz darauf meldet sich die zuständige Behörde erneut und zwar um die Familie aus dem Container und dem Camp rauszuwerfen. Der Container wurde zerstört und die Familie obdachlos.

Worauf ich hinauswill, ist, dass der Vulnerabilitätsbegriff sowohl vergeschlechtlicht als auch verräumlicht ist. Und zwar im Sinne einer Geschlechtszuschreibung und individuellen Eigenschaft von Personen: Als alleinlebende Mutter mit Kindern wird sie in jenem Zusammenhang für vulnerabel gehalten. In dem Augenblick, in welchem der Mann wieder zur Familie dazustößt, scheint die Vulnerabilität aufgehoben. In diesem Sinne würde ich schon bei der Kritik am Vulnerabilitätskonzept und seiner Instrumentalisierung mitgehen. Gleichzeitig würde ich aber eben den Begriff nicht gänzlich verwerfen, weil er ja trotz allem, worauf auch Judith Butler hinweist, eine Exposition Gewalt gegenüber benennen kann. [EXPOSURE] Und ich glaube, man kann den Begriff fruchtbar machen, indem man ihn in einem Machtverhältnis, oder in seiner Beziehung zu Machtverhältnissen verwendet, also beispielsweise in einer intersektionalen Analyse von Rassismus und Sexismus eben dort fruchtbar macht. Dann erkennt man, dass Vulnerabilität – verursacht durch Rassismus – überhaupt keine Schutzhandlung nach sich zieht. Diese Dimension bleibt ausgespart. Vulnerabilität bleibt hier, bezogen auf das eben genannte Beispiel, lediglich vergeschlechtlicht und zwar weiblich vergeschlechtlicht konnotiert.

Felix Krämer: Wir würden gerne gleich noch einen Schritt weitergehen in der Frage nach öffentlichen Räumen. Ich würde gerne Ines Kappert fragen: Sie haben sich ja mit dem, was ich vorher so ein bisschen schwammig als Eckensteher-Diskurs bezeichnet habe, beschäftigt, und ich würde gerne fragen, wie frauenpolitische Argumentationen sich diskursiv verschränken mit Männlichkeitsgesichtspunkten, hegemonialer Männlichkeit und mit diesem Diskurs um die „angry white men“. Wie spielt das zusammen und was würden Sie für eine Kritik zwischen Rassismus und kritischer Männlichkeitsperspektive platzieren?

Ines Kappert: Der Begriff „Eckensteher“ wurde von Jan Fleischhauer geprägt, als Kolumnist von Spiegel Online. Es gibt sechs Kolumnist_innen, Margarete Stokowski ist dabei – kennen Sie vielleicht nicht, eigentlich ist das mit am öffentlichkeitswirksamsten, das sind so 6000-Zeichen-Kolumnen, einmal pro Woche, das sind so die Klickmonster von SPON, also von Spiegel Online. Die haben eine hohe Reichweite, Sibylle Berg und eben auch Jan Fleischhauer. Jan Fleischhauer hat zu Anfang des Jahres gesagt: „Ja, das ist eben mit dieser Willkommenskultur doch alles nicht so prima und nicht so einfach, weil wir halt jetzt diese Eckensteherkultur haben“. Da wurde dieses Bild des nicht arbeitenden Asylsuchenden konstruiert oder des nicht arbeitenden schwarzhäarigen Mannes, der einfach so herumlungert, als mehr oder weniger latente Gefährdung – das knüpft dann auch wieder an Köln an –, der den öffentlichen Raum kriminalisiert und auch die Selbstbestimmung von Frauen gefährdet. Wobei natürlich immer die Frage ist, wer geschützt werden soll – um Vulnerabilität aufzugreifen: Die deutsche Frau soll geschützt werden! Diese Idee, dass die deutsche Frau oder die national zugehörige Frau vor dem Fremden geschützt werden soll, ist ganz klar ein kolonialistisches Konzept. Das gab es in den Kolonien, wo auch die Einheimischen nicht befugt waren, die Kolonialherr_innen in irgendeiner Weise zu belästigen und hat seine Fortsetzung im Nationalsozialismus gefunden. Sie erinnern sich ja vielleicht auch an das Bild, sowohl in der Süddeutschen als auch auf dem Focus-Cover, wo eine weiße Frau mit schwarzen Händen abgebildet war, beziehungsweise eine Schwarz-Weiß-Grafik, wo eine schwarze Hand in die Vagina der weißen, nackten Frau zeigt. Es gibt eine direkte Verbindung zu Nazi-Plakaten, wo die deutsche Frau aufgefordert wird, ihr Blut zu schützen und eben nicht die Rassenschande zu begehen und sich dann eben nicht entsprechend mit schwarzen Männern einzulassen.

Was ist jetzt daran interessant? Daran ist eben interessant, dass, ich sage es jetzt einmal unpolitisch, auf anachronistische Art und Weise ein weißer, heterosexueller Raum – ein männlich-heterosexueller Raum – konstruiert wird in Köln. [TAHRIRPLATZ] Es wird gesagt: „Das Problem sind die fremden Männer, die die weißen Frauen bedrohen“, unabhängig von dem, was da tatsächlich passiert ist. Dass da Frauen mit migrantischem Hintergrund auch sexuell angegriffen wurden, spielte in der medialen Berichterstattung beispielsweise so gut wie überhaupt keine Rolle. Es wurde nicht thematisiert. Es wurde zum Teil gezeigt, aber es wurde nicht problematisiert, es wurde nicht in den Diskurs aufgenommen. Und ich finde dieses Bild des

Eckenstebers ist ein so derart gewalttätiger Begriff, weil unhinterfragt bleibt, was mit Menschen passiert, die hierherkommen, die vielleicht auch illegal hierherkommen und Asyl beantragen. Sie werden vom Arbeitsmarkt ausgeschlossen, der Familiennachzug ist ausgesetzt. Wir haben es hier mit verordneten Männerbänden zu tun, weil man ihnen nicht zugesteht, ihre Familien nachzuholen. Sie haben so gut wie keine Arbeitsmöglichkeiten, sie werden in Lager untergebracht. Die ganze Diskussion um dezentrale Unterbringung ist ja negativ beschieden worden, was heißt, dass ihnen kein Privatraum zugestanden wird. Dann sieht man sie in der Öffentlichkeit und sie werden als Kriminelle stigmatisiert. Und das korreliert mit einem Erstarren der Stimmen der „white angry men“, wie Michael Kimmel das für die USA sehr gut analysiert hat. Das Sinnbild dafür ist jetzt natürlich Donald Trump, wo es so eine Machtinszenierung gab: „Ich sage, wer sich wo aufhalten darf. Ich erteile Sprechmacht. Und zwar nicht auf Grundlage irgendeiner Analyse oder einer Interessensvertretung, sondern einfach nur auf Grundlage dessen: Ich kann das! Ich kann ein- und ausgrenzen, weil ich es kann. Weil ich reich bin, weil ich dumm bin, weil ich männlich bin und weil ich aber diesen Macht-raum zugesprochen bekomme.“ Und ich glaube, es ist ganz interessant sich das anzugucken, wie solche Bilder, die ja aus feministischer Perspektive völlig inakzeptabel sind, dann doch Einzug halten. [EXPOSURE] Also ich wiederhole mich jetzt, aber auch nur in einem Satz, hoffe ich: Es ist wirklich krass, wie die Islamophobie in feministischen Diskursen einfach mal so durchkam. Das ist eben nicht nur allein die Position von Alice Schwarzer, sondern sie wird von sehr, sehr, sehr, sehr, sehr, sehr vielen geteilt, die auch diese Idee haben, dass jetzt „der schwarzhäufige Mann“ tatsächlich den öffentlichen Raum und die sexuelle Selbstbestimmung von deutschen Frauen bedrohen würde. Damit beschäftigen wir uns.

Felix Krämer: Vielen Dank – also ein Plädoyer für hegemoniekritische und whiteness-kritische Perspektiven auch innerhalb dieser machtvollen Verschränkungen. Das ist ja auch etwas, das wir unter dem Stichwort Intersektionalität am Kolleg an unterschiedlichsten zeit-räumlichen Zusammenhängen immer wieder diskutiert hatten.

Ines Kappert: Was auch charakteristisch für diesen Diskurs ist: Frauen mit Migrationshintergrund kommen überhaupt nicht zu Wort. Es gibt natürlich auch eine Patriarchatskritik genau von dieser Seite und das wird ebenfalls

ausgegrenzt. Zum Sprechen autorisiert werden eben „white angry men“ und die Frauen, die eben auch in dem Eckensteher die zentrale Bedrohung sehen.

Mart Busche: Simona, mich würde jetzt nochmal interessieren, da wir nach Sichtbarkeiten von Räumen fragen: Wie hat die sogenannte „Flüchtlingskrise“, wie hat sich durch diesen Diskurs letztendlich die Situation in den Lagern verändert oder die Wahrnehmung von Lagern in der Türkei, die türkische Grenze? Das sind ja auch alles starke Symbole.

Simona Pagano: Ich kann für mein Forschungsfeld, für Italien und die Camps für Rom_nja, die ich untersuche, sagen, dass mir auffällt, dass sich trotz der vergrößerten Sichtbarkeit von Flüchtlings- und Abschiebelagern, in Bezug auf diese Camps, so etwas wie ein schwarzes Loch auftut, in welchem diese Camps, aber auch der Rassismus gegen Rom_nja verschwinden. Denn die Camps für Rom_nja fallen noch viel zu sehr aus den öffentlichen Debatten um Lager heraus, wobei sich dies aus wissenschaftlicher Sicht langsam ändert. Und diese Unsichtbarkeit, obwohl die Camps hypersichtbar sind, ist interessant, und gerade für Rom.

Ende 2014 explodierte regelrecht ein riesiger Korruptionsskandal, als herauskam, dass Politiker_innen und Beamte an diesen Roma-Camps sowie an Flüchtlingslagern verdient haben, indem sie bestochen wurden, um das Management dieser Orte an eine bestimmte Organisation zu übertragen. Ein Teil dieser Gelder war beispielsweise für Instandsetzungsarbeiten gedacht. Wenn man in die Camps geht, sieht man, dass da kein Euro hingeflossen ist. Es kam jedoch in Bezug auf die Roma-Camps nur zu wenig Empörung, bspw. was die Verantwortlichkeiten der Institutionen für den Zustand dieser Orte angeht. Vielmehr wurden bisweilen die Rom_nja selbst für diese Situation verantwortlich gemacht. Dass die Bewohner_innen selbst Geschädigte waren, drang überhaupt nicht durch. Es ist ein bisschen so, als handelte es sich um eine Blackbox beim Thema Camps für Rom_nja.

Dabei handelt es sich bei diesen Camps durchaus um lagerähnliche Strukturen, die aber aus der Kategorie „Flüchtlingslager“ herausfallen. Dies liegt meines Erachtens am Entstehungsnarrativ dieser Orte, die in den 1980er Jahren auf der Grundlage von sogenannten Gesetzen zum „Schutz nomadischer Kultur“ eingerichtet wurden. Die Annahme dabei war, dass es sich bei Rom_nja und Sint_eza um Nomaden handelte, die „kulturspezifische“ Wohnmöglichkeiten benötigten. Gleichzeitig wurden sie als „Naturvolk“

imaginiert, das in diesen Camps bzw. sog. Halteplätzen erzogen werden sollte, im Sinne eines „social uplift“. Die Camps wurden in diesem Zusammenhang wie Pufferzonen verstanden zwischen der „zivilisierten“ Mehrheitsgesellschaft und dieser „ungewöhnlichen Kultur“.

Interessant finde ich an der Debatte, wie sie in Italien geführt wird, dass es zu einer Fixierung von Rom_nja als „Nomaden“ kommt. Dabei fällt sehr häufig unter den Tisch, dass auch Rom_nja Flüchtlinge sind bzw. sein können. Denn viele der Bewohner_innen dieser Camps sind Flüchtlinge aus den Jugoslawienkriegen. Unter dem Etikett der Nomaden sind sie jedoch gewissermaßen an diese Orte verbannt worden. Bis heute, also 20 Jahre nach Ende des Krieges, haben auch viele zum Teil noch immer keine Dokumente und sind de facto staatenlos.

Ines Kappert: Von wie vielen Menschen sprechen wir da?

Simona Pagano: Für Rom schwanken die Zahlen bzw. gibt es keine genauen Zahlen. Es wird angenommen, dass 3.000 bis 8.000 Menschen in diesen Camps wohnen. Und die Anzahl der staatenlosen beträgt für Italien ca. 15.000.

Felix Krämer: Das hatte uns interessiert, gerade in puncto Sichtbarkeit, wie über diese ganzen Metaphern, beispielsweise Flüchtlingsströme, in den Medien bei weitem nicht alle Leute erfasst sind, die irgendwie in Lagern leben. Vielmehr verteilt sich mediale Aufmerksamkeit ungleich, wird von politischen Argumenten gelenkt. So entsteht dann dieses, wie du gerade gesagt hast, schwarze Loch, also eine Unsichtbarkeit, fast wie eine Sogwirkung, die sich wiederum manifestiert – auch räumlich.

Simona Pagano: Und bemerkenswert ist auch, dass es keine positive, affektive Reaktion gibt, das heißt, ähnlich der Solidaritätsbekundungen und Unterstützung für Geflüchtete, die es in Italien auch gibt. Das zeigt sich, was Rom_nja angeht, nur sehr wenig.

Mart Busche: Ich wollte gerade nochmal anfügen, da finden sich auch Anschlussstellen zu dem, was du gesagt hast, Ines, nicht nur in den sprachlichen Bildern: Es gibt einerseits die „Flüchtlingsströme“ und dann gibt es andererseits die „Eckensteher“.

Ines Kappert: Ja, und es gibt die Lager, genau auch in dieser Differenz. Aber ich wollte jetzt nur noch mal ergänzen: Das Lager hat ja auch eine ganz lange Geschichte der Entmenschlichung. Es ist der Ort, an dem Menschen alle Bürgerrechte genommen werden. Sie haben kein Recht auf Mitbestimmung, sie haben kein Recht auf Arbeit, sie haben kein Recht auf Privatheit. Und das wäre eine Debatte wert, sich genau mit den Lebensbedingungen auseinanderzusetzen, die da strukturell Menschen aufgezwungen werden. Ich habe letzstens mit Dilek Kolat, der Senatorin für Migration und Arbeit in Berlin gesprochen. Sie war ganz glücklich darüber, dass sie jetzt doch einen Antrag gestellt hat, dass es in den Berliner Lagern eine Auflage gibt, Schlösser einzubauen in den Toiletten. Die Idee von Lagern, dass es eben keinerlei Privatsphäre und Intimsphäre gibt, kann so weit gehen – muss nicht – aber geht sehr, sehr oft soweit, dass eben auch die Toiletten nicht abschließbar sind, weil die Subjekte jederzeit der Kontrolle zugänglich sein müssen. Sie haben jetzt diese Debatte über Schlösser im Zusammenhang mit Heimen nur für Frauen geführt. Da kam das dann mal auf oder überhaupt im Zusammenhang mit Gewalt, die in den Lagern und in den Massenunterkünften auch gegen Frauen ausgeübt wird, in dem Moment, wo man dann wieder den geflüchteten Mann, „den Flüchtlingsmann“ in Verantwortung nehmen kann. – Es passiert wirklich Gewalt, keine Frage, es geht nicht darum, die vorhandene Gewalt in irgendeiner Weise zu verniedlichen! Die Frage ist: Wann wird das als Problem überhaupt wahrgenommen? In dem Moment, wo man den nicht-weißen Täter hat. Dann wird neu über die Möglichkeit nachgedacht, dass man vielleicht die Toiletten abschließbar machen sollte.

Mechthild Bereswill: Ich würde gerne genau an der Stelle nochmal eine raumtheoretische Perspektive einbringen, denn aus einer sozialwissenschaftlichen, wie auch im engeren Sinne soziologischen Perspektive, sind die Lager totale Institutionen. Dazu gibt es Forschung und es gibt auch insbesondere aus der Gefängnisforschung natürlich Befunde, die sich nicht eins zu eins auf die Räume übersetzen lassen, über die wir hier jetzt gerade sprechen und nachdenken. Aber ich würde schon doch auch teilen, dass es bestimmte Struktureigentümlichkeiten dieser totalen Institutionen – der Lager – gibt. Du hast es genau gerade schon beschrieben: Es gibt keine abgegrenzten Privaträume. Die Privaträume sind natürlich auch schon eine Raumkonstruktion von Privatsphäre. Aber die totale Institution ist genau die Antwort darauf, indem sie als sanktionierende Institution oder eben verwahrende Institution

genau alles unter einem Dach und unter einer Autorität verwaltet. In der Gefängnisforschung gibt es dafür das sprechende Bild: „processing people“. Das ist ein sehr markantes Bild, weil es tatsächlich so eine doppelte Bildhaftigkeit hat von „Menschen verwalten“, sie aber auch durch diesen Lageralltag zu schleusen. Es ist also wirklich auch ein „Schleusen-Bild“. Johan Galtung hat ja den Begriff der strukturellen Gewalt auf der Basis seiner eigenen Gefängniserfahrung entwickelt. Er hat ja Wehrdienst verweigert, war inhaftiert in Norwegen und hat sich genau vor dem Hintergrund dann begonnen, mit struktureller Gewalt auseinanderzusetzen. Der Begriff ist vielfach als zu weit kritisiert worden – wir müssen das jetzt gar nicht weiter aufgreifen. Aber es gibt Forschungsbefunde und deshalb würde ich auch nochmal unterstreichen, was du gesagt hast: Es ist erstaunlich, wie wenig in dieser angeblichen Wissensgesellschaft bestimmte Wissensbestände tatsächlich aktiviert werden können, über die wir verfügen. Und das ist jetzt nicht so ein völlig anwendungsabgewandtes Grundlagenwissen, zudem gibt es genügend Menschen, die Praxiserfahrungen im Umgang mit diesem „processing people“ haben. Es kommt aber niemand auf die Idee, diese Leute mal zu fragen, ob diese Art der Unterbringung kontraproduktiv ist, sondern sie wird einfach installiert. Und der Dezentralisierungsdiskurs ist natürlich genau daran geknüpft: Lager sind Zentralisierungsmechanismen – das ist dann quasi genau die räumliche Gegenbewegung.

Ines Kappert: Und warum eine zentrale Unterbringung? Warum wurde das auch in Deutschland eingeführt? – Damit man die Leute leichter abschieben kann, weil man in dem Moment, wo sie in die Zivilgesellschaft diffundieren, nicht mehr weiß, wo sie sind und sie schwieriger abzuschieben sind. Das ist erstmal der Grund für diese Inhaftierung oder Fixierung und Verwahrung.

Mechthild Bereswill: ... und Unterbringung, es ist eine Unterbringung.

Ines Kappert: Da ist es interessant, dass das Thema Verletzbarkeit an der Stelle keine Rolle mehr spielt. Das Konzept wird da einfach nicht mehr angewandt. Und das Problem wird auch in Deutschland wieder massiv. In den großen Flüchtlingslagern in Jordanien, in der Türkei, auf dem afrikanischen Kontinent als angewandtes Organisationsprinzip, dass man Geflüchtete autorisiert, gewisse Organisationsstrukturen zu übernehmen. Das ist undenkbar für die deutsche Regierung. Es ist undenkbar, dass man zum Beispiel die

Lagerküche organisieren lässt von Frauen mehrheitlich, die dort gerade leben – ohne dass dies zwangsläufig Frauen sein müssten.

Mechthild Bereswill: In bundesdeutschen Gefängnissen ist das ganz üblich, dass Gefangene in die Versorgung und Herstellung von Nahrung, also in die Verteilung, ins Kochen, also in diese Prozesse mit einbezogen werden, immer unter autoritären Bedingungen. Aber trotzdem ist das natürlich ein markantes Beispiel und mir geht es nun nicht darum zu sagen: „Jetzt schauen wir mal in den Strafvollzug und dann haben wir irgendwie bessere Strukturen“, sondern es gibt da Struktureigentümlichkeiten, die sich ähneln. Es gibt da Analogien. Und aus denen kann auch gelernt werden, weil wir aus räumlichen Bedingungen von geschlossenen oder teilgeschlossenen Unterbringungen in großen Gruppen wissen, dass sie tatsächlich gewaltförmige Interaktionen befördern. Das soll nicht als eine deterministische Sicht auf Institutionen und Handeln verstanden werden, sondern das sind tatsächlich institutionelle Strukturen, die Möglichkeitsräume öffnen für Agency. Und diese Agency ist unter anderem auch auf Gewalt bezogen und das macht auch Sinn, das ist nachvollziehbar, das können wir verstehend rekonstruieren und dann sind das sozusagen vernunftgeleitete Handlungsentscheidungen, zu sagen: „Ich drohe Gewalt an, um hier eine bestimmte Position zu erlangen“. Und meine große Sorge ist, was ich insbesondere zu Beginn der Situation, dieser dramatisierten Situation, beobachtet habe, dass im Diskurs das Ganze kulturalisiert wird. Etwa, dass es, wenn Menschen sich schlagen bei der Essensausgabe, was damit zu tun hätte, dass sie sich irgendwie religiös nicht grün sind – oder ähnlich abstruse Interpretationsmuster, anstatt zu dem Naheliegenden zu kommen, dass das die Unterbringungsstruktur ist.

Felix Krämer: Vielen Dank! Wir wollen hier einen kurzen Cut machen, die Diskussion öffnen, um euch und Ihnen die Möglichkeit zu geben, die Referent_innen bzw. die Diskussionsrunde auch etwas zu fragen. Dann werden wir zum Anti-Genderismus kommen und schauen, wie wir diese Intersektion, diese Verschränkung von Raum und Geschlecht, Geschlechterverhältnissen und sexuellen Abgrenzungen mit reindiskutieren können in diese spannenden Fragen nach räumlichen Verteilungen und Zuschreibungen.³

3 An der Stelle fand eine Diskussion mit Fragen aus dem Publikum an die Referent_innen auf dem Podium statt.

GESCHLECHT-MACHT-RAUM: ANTI-GENDERISMUS

Felix Krämer: Der nächste Part, in dem wir uns dem Anti-Genderismus zuwenden wollen, ist auch ein Bereich, in dem gesellschaftlich in sozialen oder auch in symbolischen Räumen eine bestimmte Bewegung vonstatten geht, die etwas zu tun hat mit diesen Diskursen, die wir angesprochen haben – also mit der Frage: Wer wird in welche geschlechtliche Position, in welches Gewaltverhältnis gesetzt?

Mart Busche: Ich meine, es geht in der Diskussion um einen öffentlichen Artikulationsraum oder um einen politischen Artikulationsraum. Eigentlich wäre für mich die Frage da nochmal: Welche Verteilungskämpfe finden sowohl in der Diskussion, wie wir sie gerade hatten um Rassismus, und jetzt auf das Feld des Anti-Genderismus bezogen, statt. Genderismus ist ein Begriff von Erving Goffman, der gewissermaßen enteignet wurde. Manche streiten wieder dafür, wir sollten uns den wiederholen, doch das ist vielleicht gar nicht so wichtig. Wir haben jedenfalls gestern gehört, dass Alice Schwarzer schon damals so eine Art Shitstorm abgekriegt hat. Immer wenn Feminist_innen an die Öffentlichkeit gehen, kriegen sie sowas ab, und jetzt hatten wir es 2014, dass dann auch mal Professor_innen angegriffen wurden, also eine relativ hohe Statusgruppe. Und die Blogger_innen, Jasna Strick ist ja nicht hier, die kriegen das ja auch schon eine ganze Weile ab, das wissen wir ja auch. Was wären da eigentlich Perspektiven, um diese Kämpfe möglicherweise zu verknüpfen oder wo sind die Sphären total getrennt, wo könnte man auch zusammenkommen? Das werfe ich jetzt mal in die Runde, weil ich natürlich weiß, dass sehr viele Akademiker_innen in diesem Raum sind, die sich damit auch schon beschäftigt haben.

Felix Krämer: Gibt es Möglichkeiten, diese unterschiedlichen Ebenen, wenn es überhaupt Räume sind, zu verknüpfen? Diesen Feminismus 2.0, 3.0, 4.0 – es sind ja viele Ebenen da, die sich auf Öffentlichkeitspolitiken beziehen, wo auch immer die Realität stattfindet, wo unterschiedliche Artikulationsmöglichkeiten existieren, von denen man aber nicht genau weiß, wie kriegt man da Zugriff.

Ines Kappert: Es gibt ja einen Ansatz in der feministischen Netzpolitik, Gesetzesreformen zu fordern, mit der Begründung, dass der Tatbestand der digitalen „hate speech“ einfach noch nicht übersetzt worden ist in den juristischen Diskurs. Das ist noch ziemlich am Anfang. Die Ambivalenz, mit der wir es da zu tun haben, ist, dass wir auf der einen Seite zwar Schutzräume im Netz brauchen, aber das Netz ja nicht zum Überwachungsraum machen wollen. Und das ist, glaube ich, die große Frage und da gibt es momentan, wenn ich das richtig sehe, ich lasse mich da gern eines Besseren belehren, noch keine Lösung. Das fängt gerade erst an. Ich finde, das ist alles noch ziemlich in der Lamäng. Was aber jetzt anfängt, ist, dass es jetzt einen Austausch gibt von Mails, die man zurückschickt, wenn man eben Betroffene von hate speech wird. Wo dann eben bestimmte Paragraphen genannt werden und die Polizei sich darum kümmern würde und in manchen Fällen werden jetzt tatsächlich erstmals polizeiliche Ermittlungen in Gang gesetzt, in dem Sinn, dass die Person einen Brief bekommt. Das ist eine neue Entwicklung, denn das wurde bislang überhaupt noch nicht, bis auf einige wenige Ausnahmen, in der Breite als Straftatbestand verfolgt. Ich meine, dass man in die Richtung weiterdenken muss. Das steht aber noch am Anfang, wie man genau Überwachung verhindert und Schutzräume schafft.

Mechthild Bereswill: Ich würde da nochmal aus dem Blickwinkel der Sozialforscherin darauf antworten. Ich habe bestimmte Texte, die kursieren, aus diesem Anti-Genderismus, der sich ja auch verknüpft mit rassistischen Argumentationsfiguren, mit Studierenden gemeinsam untersucht, im Zuge der Lehre. Und das ist jetzt ja nur ein Beispiel, mit dem ich sagen will, ich gehe nicht davon aus, dass wir alle immer in der Lage sind, die Verknüpfungspunkte in diesen Diskursen zu erkennen, sondern dass das auch eine Analysearbeit ist, dass diese Verknüpfungspunkte auch untersucht werden sollten. Umgekehrt, wenn Sie nach der Politik fragen, Sie haben ja Laclau schon genannt, könnte ich mit der Chantal Mouffe sagen, dass so eine gemeinsame Analyse durchaus auch dann deutlich macht, wo die Äquivalenzpunkte sind, wo zunächst ganz unterschiedliche Interessen oder Bezüge oder Zugehörigkeiten dann trotzdem auch zu Bündnissen führen. Das ist eben tatsächlich, glaube ich, ein ganz, ganz kleinschrittiger und zähflüssiger Prozess. Und wenn ich als Wissenschaftlerin darauf antworte, denke ich, meine Aufgabe ist da irgendwie eine Analyse auch mit zu betreiben – ohne, dass daraus sofort politisches Handeln wird. Da würde ich mich eher auch etwas stärker zurücknehmen

und mit Elias von „Engagement und Distanzierung“ sprechen, denn Soziologie ist stark verwickelt in die aktuelle Situation, in der sie Soziologie oder Sozialwissenschaft betreibt. Aber die Stärke von Forschung ist genau an der Stelle, dass wir ein Stück auf Distanz gehen und dadurch zum Beispiel sehen, dass in einem Papier, von dem wir zunächst denken, es enthalte wirre Argumente, sich dann in einer rekonstruktiven Perspektive eben auch bestimmte Argumentationsfiguren zeigen. Dieser Mühsal müssen wir uns unterziehen. Ich finde das schwierig. Ich lese dieses Zeug nicht gerne und würde da auch lieber nicht drüber sprechen oder arbeiten, aber ich glaube, wir müssen das irgendwie durchqueren. Wer auch immer „Wir“ hier ist, das war jetzt auch schon wieder affirmativ: Alle, die meinen, dass sie sich damit in irgendeiner Weise aktiv und produktiv mit so einer Grenze von Wissenschaft, Forschung und politischer Einmischung auseinandersetzen.

Mart Busche: In Berlin hat Lann Hornscheidt, eine Person mit Professur für Linguistik eine E-Mail-Adresse eingerichtet – weil sich diese Person unter anderem für neue Pronomina einsetzt und das fanden viele nicht gut – und die heißt hatemails(at)lannhornscheidt. Da konnten alle Leute ihren Shit sozusagen abladen und die Leute haben das tatsächlich gemacht: Das ist sicher ein reiches Archiv für solche Analysen. Meine Frage ging schon auch Richtung Praktiken. Ich meine, Wissenschaftler_innen auf hohem Niveau haben Fachgesellschaften, die ihnen dann Solidaritätserklärungen schreiben. Das habe ich als kleine Blogger_in vielleicht nicht unbedingt, weil es keinen Fachverband für Blogger_innen gibt – es sind vielleicht „Mädchenmannschaft“ oder die sogenannten „Holzmedien“, die sich damit beschäftigen, wobei auch Verschaltungen von Virtuellem und Realem stattfinden, die vielleicht auch interessant wären, im Sinne von Kampagnen (Holzmedien, möglicherweise, weil Zeitungspapier aus Bäumen produziert wurde – ich weiß gar nicht, wo der Begriff eigentlich herkommt).

Ines Kappert: Es ist natürlich auch mein Job hier als Journalistin zu sprechen, aber ich musste so ein bisschen lächeln als dann so die Gruppe der Professor_innen über Hatemails zu erschrecken begann. Als Journalistin ist man da wirklich ganz anderen Dingen ausgesetzt, gerade auch, wenn man einen Migrationshintergrund hat. Da kann man dann andere fragen. Klar, natürlich, Zeitungen haben Rechtsabteilungen, das ist natürlich hilfreich. Aber das hat dann auch nicht so viel gebracht, weil eben die Rechtslage so verworren ist,

dass man Leute eben noch gar nicht so wirklich verklagen kann. Wenn du jetzt nach einer Praxis fragst, als Journalistin: Du liest die Kommentare einfach nicht mehr, das ist vollkommen klar. Ich als Meinungsjournalistin fand das immer ganz gut, dass diese ganzen Hassmails unter meinen Kommentaren standen, denn wenn mich jemand gefragt hat: „Gibt es wirklich Sexismus?“, dann habe ich ihn auf die Kommentare verwiesen und dann musste ich nichts mehr sagen. Aber natürlich kann man das nicht lesen, weil das verletzend ist und dann wird das eben ignoriert. Dann muss man aushandeln mit den Online-Redaktionen, welche Kommentare sie löschen – Kriterien aushandeln. Aber diese Antwort ist natürlich normativ völlig unbefriedigend. Das ist ein rein empirisches Rantasten.

Felix Krämer: Wir kommen langsam zum Schluss. Ich würde gern Simona noch eine Frage stellen, die das vielleicht zusammenbindet, was wir zu Beginn diskutiert hatten, wie sich Frauen- und Geschlechterforschung auch in ihrer intersektionalen Ausrichtung in den letzten Jahrzehnten entwickelt hat. Ich erinnere mich, dass wir mit Gudrun-Axeli Knapp, die auch Gastdozentin am Kolleg war, als das Genderzentrum in Göttingen gegründet wurde, darüber diskutierten und da eine Art Standortbestimmung, eine Art Verortung versucht haben, entlang der Frage, in welchem politisch-diskursiven Bereich wir uns in der Diskussion befinden. Da kam auch die Ambivalenz zwischen Gender Studies und Queer Studies als politische Intervention zur Sprache. Wir haben über hegemoniale Geschlechtermatrizen, in die man sich einsortieren muss, auch als Forschungsprogramm, geredet und eben auch über den Topos Diversitätsforschung diskutiert. Daher möchte ich dich nochmal fragen, wie deine Erfahrungen mit Intersektionalität sind, speziell wenn Gender und Rassismus zusammengebracht werden.

Simona Pagano: Meine Erfahrung ist zunächst so, dass Gender immer noch eine Kategorie ist, die dazugefragt, dazuaddiert wird und werden muss. Es ist nicht selbstverständlich, dass Gender Teil von Forschungen zu Rassismus beispielsweise ist. Dabei stellt sich eben auch die Frage, wovon wir sprechen, wenn wir von Gender sprechen, dass Genderforschung nicht gleichbedeutend mit einer feministischen Forschung sein muss. Ebenso wenig wie diese Forschung dann auch intersektional sein muss. Aus meiner Forschung kann ich sagen, dass aber eigentlich gerade die Verknüpfung von Rassismus und

Sexismus oder eine vergeschlechtlichte Perspektive zum Beispiel auf Rassismus gegen Rom_nja fruchtbar sein kann, um dieses Phänomen weitergehend zu verstehen. Ich versuche das erneut an einem Beispiel zu konkretisieren: 2008 wurde in Italien ein Notstand ausgerufen in Bezug auf die Anwesenheit „nomadischer Bevölkerungen“, also Rom_nja, auf italienischem Staatsgebiet. Den Aufhänger bildete ein Tötungsdelikt: Kurz zuvor hatte ein Mann aus einem Camp in Rom eine Frau überfallen und getötet. Dieses Delikt führte dazu, dass die Siedlung, in der er lebte, komplett geräumt und zerstört sowie der Notstand ausgerufen wurde und versicherheitlichende Maßnahmen eingeführt wurden, die mit Zählungen der Bewohner_innen der Camps einhergingen, Gruppenfotos und z.T. der Erfassung biometrischer Daten dieser Menschen. Zum anderen wurde dieser Notstand in einen patriarchalen Rahmen zum „Schutz“ „italienischer“ Frauen gefasst. Also auch hier wurde das Narrativ bemüht „einheimische“ Frauen vor „ausländischen“ Männern schützen zu müssen. [TAHRIRPLATZ] Und in der Tat wurde es dann möglich, EU-Bürger_innen leichter abzuschieben.

Doch auch das Sprechen über Rassismus ist schwierig. In meiner Forschung arbeite ich unter anderem mit David Goldberg. Eine seiner Thesen lautet, dass Rassismus und das Konzept „Rasse“ mit dem Kolonialrassismus und mit dem Holocaust im Zusammenhang stehen. Das heißt folglich, dass wir uns heute nicht mehr als rassistisch verstehen, also dass wir diesen Rassismus überwunden haben. Das heißt aber auch, dass Rassismus verleugnet wird, bzw. dass er auf eine individuelle Ebene begrenzt wird. Rassismus wird als individuelle, verfehlte Einstellung betrachtet oder eben als Problem extrem rechter Gruppierungen. Rassistisch sind außerdem immer die anderen: Der Satz „Ich bin nicht rassistisch, aber“ fasst diesen Rassismus ganz gut zusammen. Diese Verleugnung, wie sie David Goldberg nennen würde, führt dazu, dass rassistische Äußerungen, Praktiken etc. verbreitet werden, ohne dass diese als solche benannt werden. In der Folge kommt es zu einer Depolitisierung und Dethematisierung von Alltagsrassismus aber auch von Antirassismus. Stattdessen wird Diversität zelebriert, Inklusion, Interkulturalität usw. – während strukturelle Macht- und Ungleichheitsverhältnisse zugunsten eines glattgebügelten Pluralismus verschwiegen werden. Diese neue Konjunktur des Rassismus benennen Alana Lentin und David Goldberg als postracial, also als postrassistisch. Diese postrassistische Rahmung kann man wiederum in einen größeren neoliberalen Zusammenhang stellen. In der Fokussierung auf individuelle Fähigkeiten, der (Un-)Fähigkeit sich selbst zu

vermarkten, das Beste aus sich zu machen, geraten strukturelle Dimensionen aus dem Blick. Ein Scheitern ist dann selbstverschuldet. Oder eben so: Die eigene Kultur ist schuld, die eigene Ethnizität ist schuld, das eigene Geschlecht ist schuld. Und so ähnlich gestaltet es sich in meinem Forschungsfeld: Es aus dem Camp herauszuschaffen, liegt ebenfalls in der eigenen Verantwortung der Bewohner_innen der Camps. Wer es nicht schafft, ist eben im Grunde selbst schuld.

Um nochmal auf deine Frage zurückzukommen, würde ich sagen: Ich sehe, dass es durchaus einen Bedarf gibt an einer intersektionalen Forschung, aber einer intersektionalen Forschung, die eben Machtverhältnisse untersucht, also deren Verschränkung wie es beispielsweise Rassismus und Sexismus sind. [EINLEITUNG]

Felix Krämer: Wir bedanken uns recht herzlich bei Mechthild Bereswill, bei Simona Pagano für die Präsentation ihrer Überlegungen, bei Ines Kappert, dass sie zu uns gekommen ist heute und mit uns diskutiert hat und bei Ihnen, dass Sie dagewesen sind, uns ihr Ohr und Ihren Geist geschenkt haben

Dank

An erster Stelle schulden wir den Autor_innen dieses Bandes großen Dank für eine inspirierende Zusammenarbeit und dafür, dass ihre Beiträge Anstoß für künftige Forschungen geben und die empirischen Studienergebnisse guten Grund für die weitere Debatte schaffen werden. Mart Busche hat mit Engagement die hier abgedruckte Podiumsdiskussion sehr belebt – vielen Dank! Auch den Teilnehmer_innen der Diskussionsrunde möchten wir danken, dass sie geholfen haben, den Anspruch einer Korrespondenz von Forschung und Politik in einer nicht allzu fern liegenden Gegenwart realisiert zu haben – Simona Pagano, Ines Kappert und Mechthild Bereswill – Danke! Letztere hat uns gewohntermaßen – ebenso wie Stephan Günzel und Olaf Stieglitz – mit produktivem Feedback zu unseren einleitenden Überlegungen sehr unterstützt. Henriette Giersberg und Meike Katzek danken wir für Korrekturen und Transkriptionen. Die Kolleg_innen des transcript Verlags – vor allem Gero Wierichs – durften wir als geduldige und hervorragende Begleitung des Publikationsprozesses erleben. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft hat den Kollegrahmen geschaffen, in dem sich unsere Forschungen und Diskussionen entwickeln konnten. Die Graduiertenschule für Geisteswissenschaften Göttingen hat die Tagung *Interdisciplinary Matters* ermöglicht. Die Universitätsbibliothek Erfurt hat die Mittel zur Realisierung der Open Access-Publikation bereitgestellt. – Vielen Dank für all das! Allen helfenden Händen und Stimmen – von kritischen Impulsgeber_innen, Teilnehmer_innen der Konferenz, Organisator_innen, Kolleg_innen, Koordinator_innen, Sprecher_innen und Reihenherausgeber_innen und allen, die unsere Arbeiten und Debatten begleitet haben, danken wir für Ermunterung, Inspiration und Zuspruch. Wir hoffen, dass die im Band entworfenen Fluchtlinien Anregung für Diskussionen sein können, die bestimmt auch in unerwartete Richtungen weisen werden ...

Autor_innen

Mechthild Bereswill, Prof. für Soziologie sozialer Differenzierung und Soziokultur am Fachbereich Humanwissenschaften an der Universität Kassel. Arbeitsschwerpunkte: Sozialwissenschaftliche Traditionen und Ansätze der Geschlechterforschung, Soziologie sozialer Probleme und sozialer Kontrolle, qualitative Methodologien. E-Mail: bereswil@uni-kassel.de

Mart Busche, Dipl. Pol., promoviert an der Universität Kassel (Fachgebiet Soziologie der Diversität) und forscht zu Queerer Bildungsarbeit, Gewalt(prävention) und Männlichkeiten an der Alice Salomon Hochschule Berlin. E-Mail: mart.busche@ash-berlin.eu

Joana Coppi promoviert am Fachgebiet Soziologie sozialer Differenzierung und Soziokultur an der Universität Kassel. E-Mail: joana.coppi@uni-kassel.de

Silke Förtscher forscht zu Bildern der Naturgeschichte, zu tierlichen Materialien als phantastische Signaturen in der Kunst und zu Interdependenzen von Orientalismus und Gender. E-Mail: silkefoerscher@posteo.de

Beatrice Frasl arbeitet als Podcasterin („She Who Persisted. The Nasty Podcast“, „Große Töchter“) und ist Doktorandin an der Universität Wien, wo sie Konstruktionen von Heteronormativität und ‚Andersheit‘ in Disneyfilmen erforscht. E-Mail: beatrice.frasl@univie.ac.at

Maria Fritsche ist (Film)Historikerin und arbeitet als Professor for International Modern History an der Norwegian University of Science and Technology in Trondheim, Norwegen. E-Mail: maria.fritsche@ntnu.no

Tamara Frey studierte Geschichte an der Universität Mannheim und forschte während der Promotion im Graduiertenkolleg *Dynamiken von Raum und Geschlecht* zur Gender-, Medien- und Medizingeschichte. Sie befindet sich im Referendariat zum höheren Archivdienst.

Marian Füssel, Prof. für Geschichte der Frühen Neuzeit unter besonderer Berücksichtigung der Wissenschaftsgeschichte an der Universität Göttingen. Forschungsschwerpunkte: Geschichte von Krieg und Gewalt, Wissenschafts- und Gelehrtenkultur, Geschichtstheorie und Historiographiegeschichte. E-Mail: marian.fuessel@phil.uni-goettingen.de

Aenne Gottschalk forscht zu Raum, Geschlecht und Religion in der iberoromanischen Literatur der Aufklärung und lehrt spanische Literaturwissenschaft an der Universität Göttingen. E-Mail: aenne.gottschalk@phil.uni-goettingen.de

Gabriele Hassler forscht am Institut für Romanistik der Universität Innsbruck zu Rezeptionsprozessen und Inszenierung von Autor*innenschaft in lyrischen Texten des 20. Jahrhunderts. E-Mail: Gabriele.Hassler@uibk.ac.at

Christine Hentschel, Prof. für Kriminologie, insbes. Sicherheit und Resilienz, am Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: kritische Sicherheitsforschung, Stadtsoziologie, Postkoloniale und Affekttheorie. E-Mail: christine.hentschel-2@uni-hamburg.de

Ines Kappert ist Literaturwissenschaftlerin, Kulturtheoretikerin und Journalistin. Sie leitet das Gunda-Werner-Institut für Feminismus und Geschlechterdemokratie der Böll-Stiftung. E-Mail: kappert@boell.de

Susanne Kersten promoviert an der Universität Kassel zu Migrationsbiographien, ist Diplom Sozialpädagogin und arbeitet in Praxis und Forschung zu den Themenschwerpunkten Migration und Geschlecht. E-Mail: susannekersten@acidslam.org

Björn Klein ist Historiker und forscht zu Raum, Geschlecht und anglo-amerikanischer Geschichte und Literaturwissenschaft. Er wurde im Frühjahr 2018 an der Georg-August-Universität Göttingen promoviert. E-Mail: bjoenklein1@gmx.de

Felix Krämer arbeitet am Historischen Seminar der Universität Erfurt zur Geschichte Nordamerikas, zu Verschuldung, Medien, Körpern sowie zur Subjekt- und Geschichtstheorie. E-Mail: felix.kraemer@uni-erfurt.de

Susanne Krasmann, Prof. für Soziologie in der Kriminologischen Sozialforschung, Fachbereich Sozialwissenschaften der Universität Hamburg. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Sicherheit, Rationalitäten des Rechts, Macht und Wahrheit, Poststrukturalistische Perspektiven. E-Mail: susanne.krasmann@uni-hamburg.de

Simona Pagano arbeitet am Max-Planck-Institut zur Erforschung multi-religiöser und multiethnischer Gesellschaften in Göttingen und forscht derzeit zu institutionellen Arrangements, die im Kontext der Aufnahme von Geflüchteten entstanden sind. E-Mail: pagano@mmg.mpg.de

Imke Schmincke arbeitet als akademische Rätin am Institut für Soziologie der LMU München und forscht derzeit zur Körperpolitik der neuen Frauenbewegung. E-Mail: imke.schmincke@soziologie.uni-muenchen.de

Marei Schmoliner, M.A. Middle Eastern Sociology and History, arbeitet im Bereich machtkritischer Bildungsarbeit als Jugendbildungsreferentin in Köln und anderswo.

Heiko Stoff ist Privatdozent am Institut für Geschichte, Ethik und Philosophie der Medizinischen Hochschule Hannover. Er forscht zur Körper-, Wissenschafts-, Medizin- und Politikgeschichte. E-Mail: stoff.heiko@mh-hannover.de

Kulturwissenschaft



María do Mar Castro Varela, Paul Mecheril (Hg.)

Die Dämonisierung der Anderen

Rassismuskritik der Gegenwart

2016, 208 S., kart.

17,99 € (DE), 978-3-8376-3638-3

E-Book

PDF: 15,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3638-7

EPUB: 15,99 € (DE), ISBN 978-3-7328-3638-3



Fatima El-Tayeb

Undeutsch

Die Konstruktion des Anderen

in der postmigrantischen Gesellschaft

2016, 256 S., kart.

19,99 € (DE), 978-3-8376-3074-9

E-Book: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3074-3



Götz Großklaus

Das Janusgesicht Europas

Zur Kritik des kolonialen Diskurses

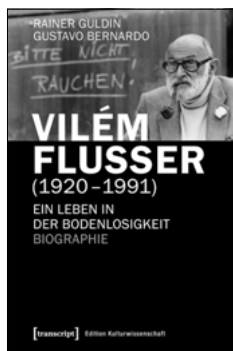
2017, 230 S., kart., z.T. farb. Abb.

24,99 € (DE), 978-3-8376-4033-5

E-Book: 21,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4033-9

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

Kulturwissenschaft



Rainer Guldin, Gustavo Bernardo
Vilém Flusser (1920–1991)
Ein Leben in der Bodenlosigkeit. Biographie

2017, 424 S., kart., zahlr. Abb.
34,99 € (DE), 978-3-8376-4064-9
E-Book: 34,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4064-3



Till Breyer, Rasmus Overthun,
Philippe Roepstorff-Robiano, Alexandra Vasa (Hg.)
Monster und Kapitalismus
Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2/2017

2017, 136 S., kart.
14,99 € (DE), 978-3-8376-3810-3
E-Book: 14,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-3810-7



Thomas Hecken, Moritz Baßler, Robin Curtis, Heinz Drügh,
Mascha Jacobs, Nicolas Pethes, Katja Sabisch (Hg.)
POP
Kultur & Kritik (Jg. 6, 2/2017)

2017, 176 S., kart., zahlr. Abb.
16,80 € (DE), 978-3-8376-3807-3
E-Book: 16,80 € (DE), ISBN 978-3-8394-3807-7

**Leseproben, weitere Informationen und Bestellmöglichkeiten
finden Sie unter www.transcript-verlag.de**

